DER SPIEGEL

Nr. 42/10.10.2015
Deutschland €4,60

4 190700 704608 42

Russlands Weltmachtspiele

PUTIN GREIFT AN



Thomas Mann
Der Verfall einer selbstverliebten Familie

Atomausstieg
Die Bürger werden zur Kasse gebeten

Alkohol
Neue Wege aus der Sucht

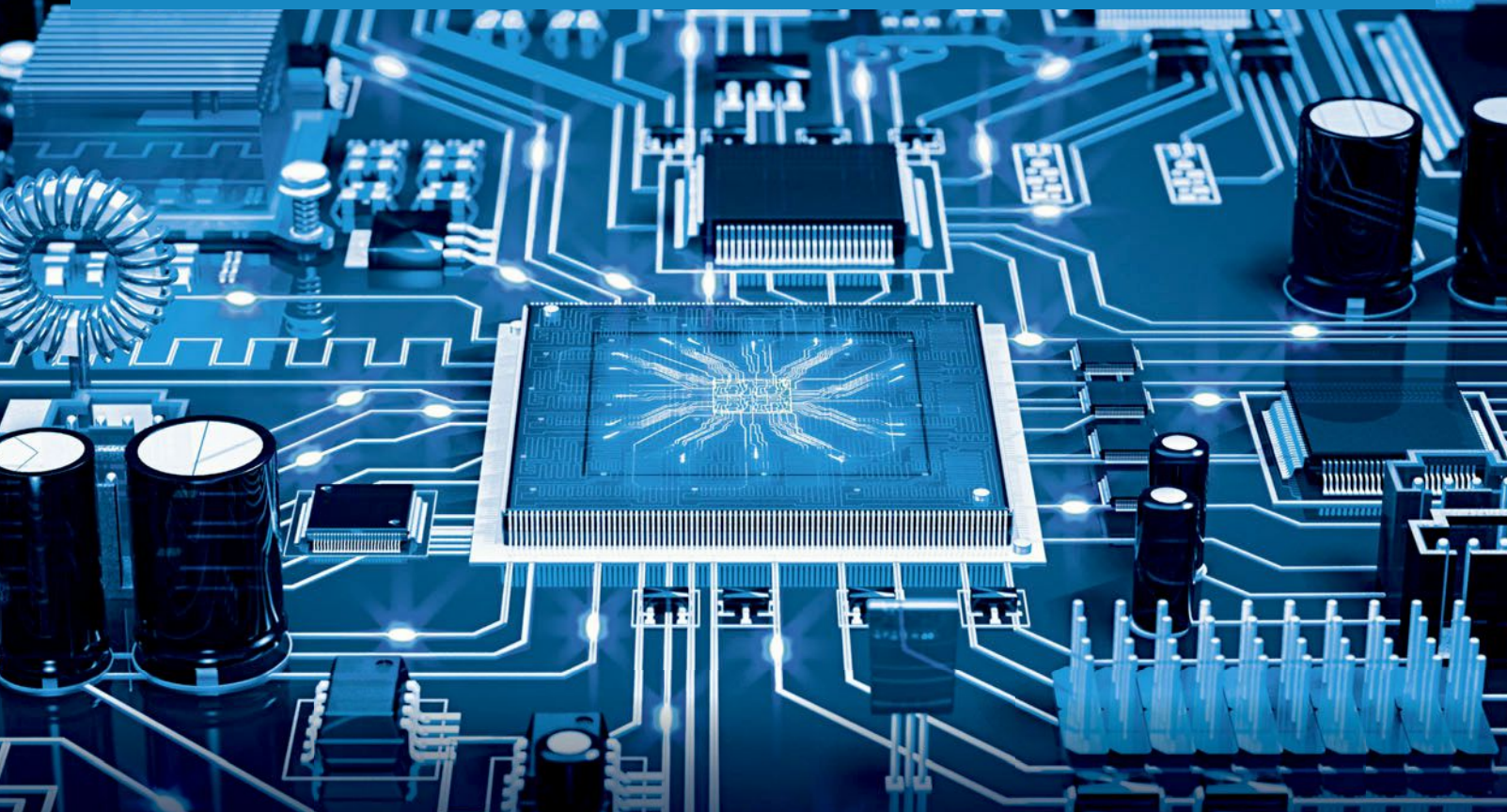
Österreich € 5,10 Schweiz sfr 7,– BeNeLux € 5,20 Dänemark dkr 48,– Finnland € 7,40 Frankreich € 6,– Griechenland € 6,50 Italien € 6,– Japan Yen 1.800,– (+tax) Lettland € 5,60 Norwegen NOK 72,– Polen (ISSN 00387452) Zł 29,– Portugal (cont) € 6,– Spanien € 6,– Spanien/Kanaren € 6,30 Türkei TL 23,– Ungarn Ft 2.170,– Printed in Germany

www.das-ist-thueringen.de

Freistaat Thüringen

Es gibt unzählige Wege Richtung Industrie 4.0. Viele führen über Thüringen.

Die Häcker Automation GmbH entwickelt Anlagen zur Mikromontage und Nanodosierung. Das ist Thüringen.



Immer kleinere Technologien. Immer größere Möglichkeiten. Gerade für Industrie 4.0 ist diese Entwicklung von größter Bedeutung. Um die nötigen Bausteine produzieren zu können, bedarf es hochpräziser Fertigungsanlagen. Genau darauf hat sich die Häcker Automation GmbH in Schwarzhausen spezialisiert. Sie ermöglicht es High-Tech-Unternehmen, in immer kleinere Dimensionen vorzustoßen.
Welche Möglichkeiten sich Investoren in Thüringen bieten, erfahren Sie unter www.das-ist-thueringen.de

Thüringer Ministerium für Wirtschaft, Wissenschaft und Digitale Gesellschaft

DER SPIEGEL
Das deutsche Nachrichten-Magazin

Hausmitteilung

Betr.: Titel, Thomas Mann, DEIN SPIEGEL



Schepp, Neef

Talbisa, Rastan, Kafr Nabl: All diese Orte hat SPIEGEL-Reporter Christoph Reuter auf seinen oft wochenlangen Reisen durch Syrien besucht. Es waren umkämpfte Orte; doch jetzt könnten sie bald in Trümmer gebombt werden – seit Wladimir Putin den Krieg des syrischen Diktators Baschar al-Assad zu seiner, Putins, Sache gemacht hat. Vom Einsatz der russischen Kampfjets, Hubschrauber und Marschflugkörper waren Christian Neef und Matthias Schepp, SPIEGEL-Korrespondenten in Moskau, indes kaum überrascht: Neef und Schepp, die im vergangenen Jahr die Besetzung der Krim und den Krieg in der Ostukraine aus nächster Nähe verfolgt hatten, bemerken schon seit Monaten eine aufgeladene Atmosphäre in Moskau. „Es herrscht regelrechte Begeisterung darüber, wie Putin nun auch in Syrien die Gelegenheit ergreift und den hilflosen Westen vor sich hertreibt“, sagt Neef. **Seiten 8, 12**

SPIEGEL-Autor Volker Weidermann hatte sich eigentlich nur wegen seiner Begeisterung für das Werk Thomas Manns zum Germanistikstudium entschlossen. Doch der Nobelpreisträger war lediglich einer von vielen Manns, die nicht nur Romane und historische Bücher verfassten, sondern sich gern auch selbst mit schmerzlicher Genauigkeit beobachteten. Beispielsweise die Tochter Erika, die Söhne Klaus und Golo – eine alles notierende, teilweise auf das Ich fixierte und ruhmsüchtige Familie. „Damit sind die Manns frappierend modern, sie erscheinen wie ein Vorläufer auf unsere heutige Selfie-Kultur“, sagt Weidermann. Und manchmal verewigten sie sich auch gegenseitig, oft nur geringfügig





Weidermann, SPIEGEL-Messestand (Simulation)

verfremdet – das Vorbild für einen niedlichen Knaben im „Doktor Faustus“ war Thomas Manns Enkel Frido. Ihn traf Susanne Beyer jetzt in München zum Interview. In der kommenden Woche kann man die beiden SPIEGEL-Redakteure Weidermann und Beyer am Stand der Redaktion auf der Frankfurter Buchmesse treffen – der neue LITERATUR SPIEGEL wird dort vorgestellt, zudem gibt es viele Gespräche mit Schriftstellern. Nach einer Pause von sieben Jahren ist der SPIEGEL wieder in Frankfurt vertreten; Besucher sind natürlich willkommen. **Seiten 120, 125**



Kinder lieben Abenteurergeschichten, sind fasziniert von Forschern und Heldinnen. DEIN SPIEGEL, das Nachrichten-Magazin für Kinder, stellt in der neuen Ausgabe große Entdecker vor. Was treibt Menschen, die ins Unbekannte aufbrechen? Die Titelgeschichte beschreibt die Fahrt des Christoph Kolumbus, das Wettrennen zum Südpol und die Pläne für einen Flug zum Mars. Außerdem im Heft: wie Flüchtlingskinder jetzt Deutsch lernen – über internationale Klassen an den Schulen. Das Heft erscheint am Dienstag.

FOTOS: YEVGENY KONDAKOV / DER SPIEGEL (O.); JULE ROEHR / ZDF / PICTURE ALLIANCE / DPA (M.L.)

Schnitt: zeitlos.
Kaufmännische Prozesse: up to date.
Mit Software von DATEV.



Für perfekt geschneiderte Kleidung muss man sein Handwerk verstehen. Genau wie für die Unternehmensführung. Ihr Steuerberater und die kaufmännische Software von DATEV sorgen für einfache und zuverlässige Prozesse in Ihrem Unternehmen.

Mehr Infos unter 0800 1001116
oder auf www.datev.de/up-to-date.

DATEV
Zukunft gestalten. Gemeinsam.



Videobild nach russischem Luftangriff in Syrien

Gefährliche Machtspiele

Syrienkrise Fast nebenbei hat Präsident Putin einen neuen Krieg begonnen. Nun überrascht und beunruhigt er die Welt mit Luftschlägen in Syrien. Nur wenige davon galten bisher dem „Islamischen Staat“, was vor allem das Regime des Diktators Assad stärkt. **Seiten 8, 12**

FOTOS: S. 4: RUSSIAN DEFENCE MINISTRY PRESS S. / DPA (L.O.); MOISES SAMAN / MAGNUM / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL (L.); WOLFRAM KASTL / PICTURE ALLIANCE / DPA (M.); S. 5: PONIZAK / CARO (O.); KINDERMANN (M.); CIRA MORO (U.)



Auf der Traumroute nach Deutschland

Flüchtlinge Der Schriftsteller Navid Kermani und der Fotograf Moises Saman sind für den SPIEGEL von Budapest über den Balkan bis in die Türkei gereist und erzählen in einer Reportage von dem Umgang Europas mit den Einwanderern, die fast alle nur ein Ziel kennen: Deutschland. **Seite 56**



Der Atom-Irrsinn

Energie Die Bundesrepublik will alle Kernkraftwerke abwickeln. Doch niemand weiß, wie man mit den gefährlichen Resten der strahlenden Vergangenheit umgehen soll. Die Kosten sind gigantisch, und die Steuerzahler werden, anders als geplant, Teile der Rechnung bezahlen müssen. **Seite 68**



Land der Säufer

Medizin Über neun Millionen Deutsche konsumieren zu viel Alkohol, 74 000 sterben jährlich an den Folgen. Suchtforscher fordern jetzt mehr Schutz für Kinder und Jugendliche wie in anderen europäischen Staaten. Erwachsene sollen in Alkoholschulen lernen, weniger zu trinken – was gesünder ist, als ganz zu verzichten. **Seite 108**

Titel

Syrienkrise Putins militärischer Vorstoß irritiert den Westen und offenbart die Grenzen von Obamas Außenpolitik **8**

Propaganda Wie das russische Fernsehen den Kriegseinsatz in Syrien verklärt **12**

Auszeichnungen Anklägerin Russlands – die weißrussische Autorin Swetlana Alexijewitsch bekommt den Literaturnobelpreis **17**

Deutschland

Leitartikel Die Flüchtlingskrise zeigt: Engagierte Politik ist oft ein Experiment **6**

Teure Berater der Bundeswehr / Steuerliche Anreize für sozialen Wohnungsbau / Kolumne: Im Zweifel links **18**

Migration Das zerrüttete Verhältnis von Kanzlerin Angela Merkel und CSU-Chef Horst Seehofer **24**

Gastbeitrag Die SPD-Spitzen Sigmar Gabriel und Frank-Walter Steinmeier fordern die Begrenzung der Zuwanderung **28**

Bürokratie Wie der Vorschriftenberg die Bewältigung der Flüchtlingskrise erschwert **30**

Flüchtlinge SPIEGEL-Gespräch mit der Migrationsforscherin Naika Foroutan über ihre Vision eines neuen Deutschlands **32**

Entführungen Taliban verschleppen einen deutschen Entwicklungshelfer – Tagebuch einer Geiselhaft **36**

Proteste Pegida macht wieder mit Fremdenfeindlichkeit Stimmung **39**

Karrieren Will Sahra Wagenknecht die Linke noch linker machen? **40**

Globalisierung Die umstrittenen TTIP-Verhandlungen stecken in der Sackgasse **42**

Datenschutz EU-Kommissar Oettinger fordert ein neues Digital-Abkommen mit den USA **45**

Strafjustiz Mord mit Ansage – warum Eltern ihre 19-jährige Tochter töteten **46**

Waffengeschäfte Wie ein gemeinnütziger Rüstungsverein Wirtschaftsinteressen bedient **50**

Presse Interview mit dem neuen „taz"-Chefredakteur Georg Löwisch über die Zukunft seiner Zeitung **52**

Gesellschaft

Sechserpack: Der Kampfsport namens Demokratie / Deutschland, aufgepasst: Nicht jeder Schwarze ist ein Flüchtling! **54**

Eine Meldung und ihre Geschichte Wunder gibt es immer wieder, eines gab's gerade in Berlin **55**

Flüchtlinge Magistrale der Weltgeschichte – Navid Kermani reist auf der Route der Migranten von Budapest in die Türkei **56**

Homestory Meine Frau und ich wissen, was es heißt, wenn eine Wohnung verwanzt ist **64**

Wirtschaft

Air Berlin wird zurechtgestutzt / Unternehmen wehren sich gegen mehr Transparenz / Gewerkschaftsnahes Kinderbuch **66**

Energie Wer zahlt die Rechnung für den Ausstieg aus der Atomwirtschaft? **68**

Kommentar Die amerikanischen Datenkonzerne müssen Standards entwickeln, die europäischem Recht entsprechen **75**

Konzerne Warum im Biotop Volkswagen die Skandale gedeihen **76**

Deutsche Bank Der neue Chef John Cryan räumt auf **78**

Ausland

Droht Israel eine dritte Intifada? / Der Front National erobert die Elitehochschule Sciences Po **80**

Afghanistan Wie konnte es zur Bombardierung des Krankenhauses von Kunduz kommen? **82**

Brasilien Das einstige Wirtschaftswunderland steckt in der Krise **86**

Ägypten Bei der anstehenden Parlamentswahl bleiben Kräfte der Opposition außen vor **90**

Großbritannien Die geschlossene und exklusive Welt des Bullingdon Club – Treffpunkt der britischen Elite **94**

Global Village Warum in Polen eine TV-Serie über ukrainische Putzfrauen erfolgreich ist **98**

Sport

Poker um die Macht in der Formel 1 / Lionel Messi muss auf die Anklagebank **99**

Fußball Wie die Nationalmannschaft Islands ein Spitzenteam in Europa wurde **100**

Fifa Der überfällige Abgang des Joseph Blatter **102**

Idole Die Nachricht von der Alzheimer-Erkrankung Gerd Müllers bewegt Fußballfans in ganz Deutschland **104**

Wissenschaft

Was Träume wirklich verraten / Gentherapie gegen Schwerhörigkeit **106**

Medizin Suchtexperten wollen den Deutschen das Saufen abgewöhnen **108**

Physik Jagd auf die Geisterteilchen – Neutrinos ermöglichen einen Blick in das Innere von Erde und Sonne **114**

Geschichte Wie es in der antiken Stadt Amida zum bizarrsten Massenwahn aller Zeiten kam **116**

Kultur

Grütters' Nöte mit Gurlitt / Der Pianist Igor Levit / Kolumne: Zur Zeit **118**

Literatur Warum die Familie von Thomas Mann heute erstaunlich modern wirkt **120**

SPIEGEL-Gespräch mit Frido Mann über sein Leben als Enkel des Schriftstellers **125**

Debatte Nils Minkmar antwortet auf Botho Strauß' „Der letzte Deutsche" **132**

Theater Alexander Kluge über Ferdinand von Schirachs Drama „Terror" **134**

Serienkritik Die neue „Homeland"-Staffel spielt in Berlin **136**

Bestseller **129**

Impressum **138**

Leserservice **138**

Nachrufe **139**

Personalien **142**

Briefe **144**

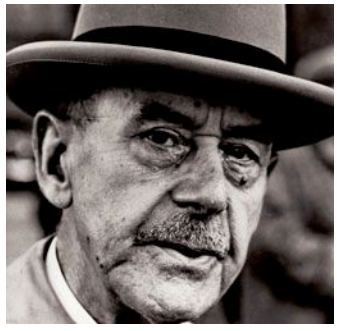
Hohlspiegel / Rückspiegel **146**

Wegweiser für Informanten: **www.spiegel.de/investigativ**



Naika Foroutan

Sie ist Integrationsforscherin und sagt im SPIEGEL-Gespräch: „Wir brauchen ein Leitbild für das neue Deutschland." Die Gesellschaft dürfe nicht länger zwischen Migranten und Schon-immer-Dagewesenen unterscheiden. **Seite 32**



Thomas Mann

Er und die Seinen waren selbstbezogen, süchtig nach Öffentlichkeit und medial vernetzt – die perfekte Selfie-Familie von heute. Zwei neue Bücher zeigen den Nobelpreisträger und seinen Clan als verblüffend modern. **Seite 120**



Sahra Wagenknecht

Sie ist eine Marke, sie passt in kein Schema: die Linksradikale mit der bürgerlichen Anmutung. Das macht die designierte Fraktionschefin der Linken unberechenbar für ihre eigene Partei – und gefährlich für die SPD. **Seite 40**

DER SPIEGEL
Das deutsche Nachrichten-Magazin

Leitartikel

Sprung nach vorn

In der Flüchtlingskrise riskiert Kanzlerin Merkel ihr Amt. Das macht große Politik aus.

Zur Wahrheit dieser aufgewühlten Zeiten gehört, dass Angela Merkel versagt hat, sie hat es diese Woche erstaunlicherweise selbst öffentlich eingeräumt. Weil sie auf das Treiben unter der Berliner Käseglocke fixiert war und sich außenpolitisch auf Europa konzentriert hatte, waren ihr jahrelang die heraufziehenden Stürme entgangen, die die Mitte des Kontinents seit Kurzem mit voller Wucht treffen. Diese Kanzlerin glaubte, und mit ihr die große Mehrheit der Deutschen, dass die Kriege und Krisen der Welt nicht viel mit uns zu tun hätten, dass sie, in den Worten Merkels, „weit weg" lägen. Wenn etwas naiv war, dann das.

Die Globalisierung erleichtert nicht nur den Verkehr von Kapital und Waren, sondern auch von Menschen auf der Flucht. Dies nicht verstanden zu haben wird zur Bilanz von Merkels Kanzlerschaft gehören wie der dramatische Kurswechsel, den sie nun vollzogen hat.



Ihre einsame Entscheidung vom 5. September, dem elenden Kleinmut in Europa ein Ende zu setzen und die Sonderzüge aus Ungarn rollen zu lassen, bleibt dessen ungeachtet kühn und richtig, auch wenn jetzt unschöne Konsequenzen spürbar werden. Die Öffnung der Grenzen war, um ein Schlüsselwort von Merkels Amtszeit zu gebrauchen, alternativlos. Denn was wäre die Alternative gewesen? Zuzuschauen, wie Österreich zur Sackgasse der Balkanroute wird? Zäune zu ziehen nach der Methode Orbán?

Angela Merkel hat sich anders entschieden und hatte dabei wiederum die große Mehrheit der Deutschen auf ihrer Seite, auch wenn nun das Gegenteil in anschwellender Lautstärke behauptet wird.

Deutschland, als Gesellschaft, ist von dieser Kanzlerin nicht überfordert, sondern überrascht. Wer Merkel diese Woche in Straßburg reden hörte, wer sie bei „Anne Will" gesehen hat, hatte den Eindruck, eine verwandelte Frau zu erleben. Als wäre Merkel in diesen Wochen, nach zehn Jahren Amtszeit, zum ersten Mal Kanzlerin. Entscheiderin. Gestalterin.

Schon vergessen? Bis vor wenigen Monaten, auch noch während der Griechenlandkrise, war das Gefühl vorherrschend, Angela Merkel entwickle sich zu einer politischen Wiedergängerin ihres Vorgängers Helmut „Buddha" Kohl, der Politik als Kunst des Aussitzens verstand. Auch Merkel war auf dem Weg, sich als Deutschlands höchste Verwaltungsbeamtin misszuverstehen. Noch im Juli wurde ihr Kaltherzigkeit vorgeworfen, als es ihr nicht gelang, auf die Tränen eines Flüchtlingskinds empathisch zu reagieren.

Und nun? Sitzt da eine Politikerin, die ihre eigene Haltung mit Herz vertritt, deren Entscheidungen die Verhältnisse verändern; eine Frau, die die Gesellschaft aufmischt. Eine Frau auch, die nicht mehr ewig abwägt, sondern zupackt, weil sie den Mantel der Geschichte im Wind knattern hört, wie damals, als sie aus östlicher Richtung dabei zusehen durfte, wie die Mauer fiel, was schließlich auch ihr eigenes Leben auf den Kopf stellte.

Nun zwingt Merkel das ganze Land in eine Verwandlung. Wem dabei mulmig wird, der muss sich nicht dafür schämen. Und wer auf Gefahren hinweist, hat ja recht: Es kommen härtere Tage. Die Integration so vieler Zuwanderer wird anstrengend, teuer, schwierig. Es wird kulturelle Verwerfungen geben, gefährliche Reibereien zwischen Ansässigen, die das Abendland mal wieder untergehen sehen, und Zuzüglern, die womöglich den Weg zum terroristischen Islamismus nehmen. Es gibt schon jetzt Engpässe bei der Versorgung, es beginnen ungute Verteilungskämpfe, es beginnt die Überforderung auch jener Bürger, die seit Wochen zu Tausenden großzügig anpacken, freiwillig helfen, Überstunden machen.

In dieser Lage die Beschwörungsformel „Wir schaffen das!" ständig zu wiederholen genügt nicht. Deshalb hat Merkel ihr Haus jetzt zur Schaltzentrale dieses Großversuchs gemacht, nun muss sie den „Plan", von dem sie diese Woche wolkig sprach, mit Leben füllen. Nach der akuten Notlage im September geht es zuerst darum, die Rechtsstaatlichkeit auf allen Feldern wiederherzustellen. Man hätte auch gern eine Vorstellung davon, und zwar in Zahlen, wie viel Zuzug das Land nach Merkels Meinung eigentlich vertragen kann. Die zähe Arbeit an einer gemeinsamen europäischen Politik muss weitergehen, und nicht zuletzt würde man sich wünschen, dass die Kanzlerin Scharfmachern wie dem zündelnden Horst Seehofer mal so richtig auf die Füße tritt.

Es tauchte diese Woche hier und da die Frage auf, ob eine Kanzlerin ein solches Großexperiment überhaupt starten dürfe. Aber das ist, unter Demokraten, eine merkwürdige Frage. Ist die Energiewende kein Großexperiment? Oder die Rettung von Banken? Ist engagierte Politik nicht immer Experiment? Sie kann sich jedenfalls nicht in Beständigkeit und ruhiger Abwägung erschöpfen. Manchmal, oft, ist zu improvisieren. Manchmal braucht es den Sprung nach vorn. Und es braucht Politiker, die für das als richtig Erkannte ihr Amt riskieren.

Ullrich Fichtner

FOTO: JENS MEYER / AP / DPA

Total krank!

Dass ich mir nie Gedanken um meine Gesundheit gemacht habe. Lief ja immer. Aber wenn's mal nicht läuft? Wenn man mal keinen Arzttermin kriegt, um zu gucken, was mit der Schulter los ist seit dem letzten Mal Schwimmen? Super, dass man vom TK-TerminService Unterstützung bekommt.

Gesundheit ist alles. Deshalb die Techniker.



www.tk.de/totalkrank



Verteidigungsminister Schoigu, Staatschef Putin

Der Weltfeldherr

Syrienkrise Zynisch, skrupellos und nicht ohne taktisches Geschick greift der russische Präsident massiv in den Krieg ein und lässt täglich Rebellenstellungen bombardieren. Der Westen hat bisher nur wenige Antworten auf Putins Vorstoß.

Am Mittwoch dieser Woche schlüpfte Wladimir Putin wieder mal in jene Rolle, in der er sich besonders wohlfühlt: Im rot-blauen Dress, einen weißen Helm auf dem Kopf, lief er zu einem Eishockey-Galaspiel mit prominenten Sportlern, Politikern und Geschäftsleuten auf. Und schoss dabei – was für ein Zufall – sieben Tore. Es war sein 63. Geburtstag, und Putin verbrachte ihn in Sotschi am Schwarzen Meer, von wo aus nun Tag für Tag Kriegsschiffe Richtung Syrien auslaufen. Schiffe mit Waffen und Munition für die russischen Militärs, die im syrischen Bürgerkrieg an der Seite von Präsident Baschar al-Assad kämpfen.

Da boten die Bilder des friedlich Eishockey spielenden Staatschefs den gewünschten Kontrast: Seht her, signalisierte Putin seinem Volk, ich bin cool, ich habe alles im Griff. Draußen steht die Welt kopf,

FOTO: SASHA MORDOVETS / GETTY IMAGES



Russisches Kriegsschiff im Kaspischen Meer am 7. Oktober: Geradezu nebenbei einen neuen Krieg begonnen

FOTO: AFP

weil sich Russland auf dem Kriegsschauplatz in Syrien militärisch einmischt, ich dagegen stehe auf dem Eis und treibe Sport, denn im Nahen Osten läuft alles nach Plan.

Seine Kampfjets fliegen, seine Schiffe schießen, und vielleicht kommen noch Bodentruppen zum Einsatz. Und die Welt staunt über diesen ungeheuer tatkräftigen Mann, der den Westen wie nebenbei vor sich hertreibt, der erst die Krim annektierte, dann die Abspaltung der östlichen Ukraine förderte und nun aktiv Krieg in Syrien führt. In einem Land, in dem während der Arabellion viele nach Demokratie und Freiheit riefen. Einem Land, für das Barack Obama einst eine rote Linie markierte: Der Einsatz von Giftgas werde nicht toleriert. Aber Assad setzte Giftgas ein, und es wurde nicht bestraft. Einem Land, in dem der „Islamische Staat“ (IS) ganze Städte erobert hat. Einem Land, aus dem Hunderttausende Flüchtlinge nach Europa strömen.

Kurz: Es ist das Land, das den Westen derzeit am meisten beschäftigt. Und wer führt dort Krieg? Wer schwingt sich auf zur Ordnungsmacht in diesem Land? Putin. Selten wurde der Westen so vorgeführt. Selten wurden die USA so gedemütigt.

Die Nachrichten dieser Woche klangen nach kaltem Krieg. Ein russisches und ein amerikanisches Flugzeug sind sich sehr nahe gekommen. Der Luftraum des Nato-Partners Türkei wurde von Russen verletzt. Die Nato will ihre Eingreiftruppe verdoppeln.

Am Donnerstagabend schreckte die Meldung, vier russische Cruise-Missiles, abgefeuert im Kaspischen Meer und mit Ziel Syrien, seien einen Tag zuvor in Iran eingeschlagen, die Welt auf – bestätigt wurde sie bis zum späten Abend nicht.

Aber es ist nicht mehr die Sowjetunion, die da mitmischt. Es ist nur ein Teil davon, Russland, das in die Bedeutungslosigkeit verabschiedet schien und nun wieder da ist, weil es von einem entschlossenen, ruchlosen Mann angeführt wird.

Putin hat das Risiko in Kauf genommen, dass beide Großmächte aufeinanderstoßen, dass das Bürgerkriegsland in ein noch größeres Chaos versinkt und jegliche Chance für einen politischen Wandel in Syrien ausgelöscht wird. Es ist ihm egal. Im Moment

ist der Eishockeyspieler der starke Mann der Welt. Und Barack Obama, der Präsident der Vereinigten Staaten, sieht etwas schwächlich aus. Das muss nicht so bleiben, aber im Moment ist die Welt auf den Kopf gestellt.

Und es könnte noch schlimmer kommen für die Amerikaner. In Moskau verdichten sich die Gerüchte, Putin könnte auf Bitten Bagdads auch im Irak mit Luftschlägen beginnen. Das wäre die wohl größtmögliche Demütigung der Amerikaner, die acht Jahre lang vergebens im Zweistromland gekämpft und dort über 4000 Soldaten sowie, laut Schätzungen, bis zu zwei Billionen Dollar verloren haben.

Je mehr russische Bomben diese Woche in Syrien fielen, umso mehr wuchsen die Aufregung und die Hilflosigkeit des Westens. Angela Merkel und François Hollande äußerten „tiefe Sorge“ über die Luftangriffe. Der französische Präsident sprach von einem drohenden „totalen Krieg“ im Nahen Osten. Das Vorgehen der Russen sei ein „Rezept für eine Katastrophe“, warnte US-Präsident Barack Obama.

Allerdings ist Syrien längst eine Katastrophe, und Obama hat nichts getan, um das zu verhindern.

Aber was bezweckt Russland genau mit dem militärischen Alleingang in Nahost? Was sind die Risiken für Russland und die Welt? Und wie wird dieses Eingreifen, bei dem sich das erste Mal seit sechs Jahrzehnten Amerikaner und Russen wieder auf einem internationalen Kriegsschauplatz begegnen, die Welt verändern?

Am Anfang standen, wie so häufig in den Kriegen großer Mächte, Erfolgsmeldungen. „19 Kommandopunkte der Terroristen, 12 Munitionslager und 71 Panzer und Panzerwagen der Terroristen“ hätten die russischen Piloten bereits zerstört, erklärte das russische Verteidigungsministerium. Bis zu 30 Einsätze würden sie täglich fliegen, die Amerikaner nur fünf bis sechs.

In den Reihen der Terroristen beginne „Panik auszubrechen“, hieß es triumphierend, 600 Söldner hätten bereits ihre Stellungen verlassen und seien desertiert. In nur wenigen Tagen hätten „russische Kampfflugzeuge dem IS weit mehr Schaden zugefügt als die Amerikaner und deren Verbündete in den letzten anderthalb Jahren“, behauptete Oberst Wiktor Baranez, Militärbeobachter der Zeitung „Komsomolskaja prawda“. Nichts davon ist wahr.

Und wie reden die Opfer dieser Bomben? „Wir rannten weg, nur weg“, berichtet Samir Salloum, der Ortschronist von Kafr Nabl in der Provinz Idlib. „Gegen elf tauchten zwei russische Suchoi-34 auf, schossen zwei Raketen ab, die in gigantischen Detonationen hochgingen. Solche Waffen haben wir noch nie erlebt“, sagt Salloum. Als sie liefen, zogen die Jets über sie hinweg, warfen noch mal eine Bombe ab, die sich auflöste in lauter kleinere. „Im Ort traf es niemanden“, sagt Salloum, „aber ein Bauer und seine drei Kinder starben auf dem Trecker, mit dem sie pflügten. Der Bauer hatte die Kinder mitgenommen, weil es auf den Feldern doch normalerweise sicherer ist als im Ort.“

In der Stadt Talbisa bei Homs, wo schon eine Woche zuvor die ersten Bomben russischer Jets einschlugen, wurde Firas al-Said von einer Druckwelle umgeworfen, obwohl er 200 Meter weit weg stand: „Die Wucht war enorm, dreistöckige Häuser sind kollabiert. Auch die Flugzeuge waren anders, weiß und erheblich größer als die des Regimes, ich glaube Suchoi-34.“

Die ersten 16 Bomben trafen die Brotverwaltung des Ortsrates, eine Straße und Wohnhäuser im Zentrum. Sie töteten allein hier ein Dutzend Menschen und weitere außerhalb des Ortes: „Aber das waren alles Leute, die sich um Mehl und die Bäckereien kümmern, Familien und ein Mann vom Zivilschutz, keine Kämpfer. Wir sind seit Mitte 2013 belagert, die sind alle fast immer an der Front“, sagt Said. Anschließend seien die Hubschrauber der syrischen Armee gekommen und hätten Fassbomben abgeworfen, kurz vor Mitternacht dann noch mal zwei russische Jets. Am Sonntag habe es einen weiteren Angriff russischer Jets auf Talbisa und die Dörfer der Umgebung gegeben.

Mit dem IS haben die Menschen in der Provinz Idlib nichts zu tun. Die Stadt Kafr Nabl ist 2011 berühmt geworden als eine der Bastionen des Aufstands gegen Assad. Die Freitagsdemonstrationen in Kafr Nabl sind legendär für ihren beißenden Spott sowohl gegen Assad wie gegen die IS-Dschihadisten.

Der IS ist hier verhasst, die Satiriker zeichnen ihn am liebsten als außerirdischen Eindringling. Kein Wunder, dass auch die IS-Kämpfer die Bewohner von Kafr Nabl mit Inbrunst hassen. Lange nach ihrer kurzen Besatzung und dem Abzug Anfang 2014 schickten mutmaßlich die IS-Dschihadisten ein Killerkommando, um einen der Männer der örtlichen Satiregruppe zu ermorden.

Die Menschen von Idlib sind Gegner des Regimes von Assad, im Westen gelten sie als Rebellen, nicht als Terroristen. Aber diesen Unterschied macht Putin nicht. Er hält es wie Assad. Der Diktator bezeichnet alle bewaffneten Gruppen im Land als „Terroristen“. Jedenfalls die, die nicht auf seiner Seite stehen.

Schnell hat sich in diesen ersten Tagen des russischen Militäreinsatzes in Syrien gezeigt, dass Putin nicht in erster Linie den IS zurückschlagen, sondern vor allem Assad im Amt halten will. Und deshalb geht seine Luftwaffe gegen all jene Rebellen vor, die Assad und dessen Regime bedrohen. Damit bekämpft sie eine der wenigen, wenn nicht die einzige Alternative zu dem blutigen Unterdrückungsapparat des Diktators in Damaskus. Und sie bekämpft die Verbündeten des Westens in Syrien.

Noch zwei Tage vor Beginn der Luftschläge hatte Putin in der Uno-Vollversammlung in New York zur Bildung einer



Eishockeyspieler Putin in Sotschi: Die Welt steht kopf, er treibt Sport

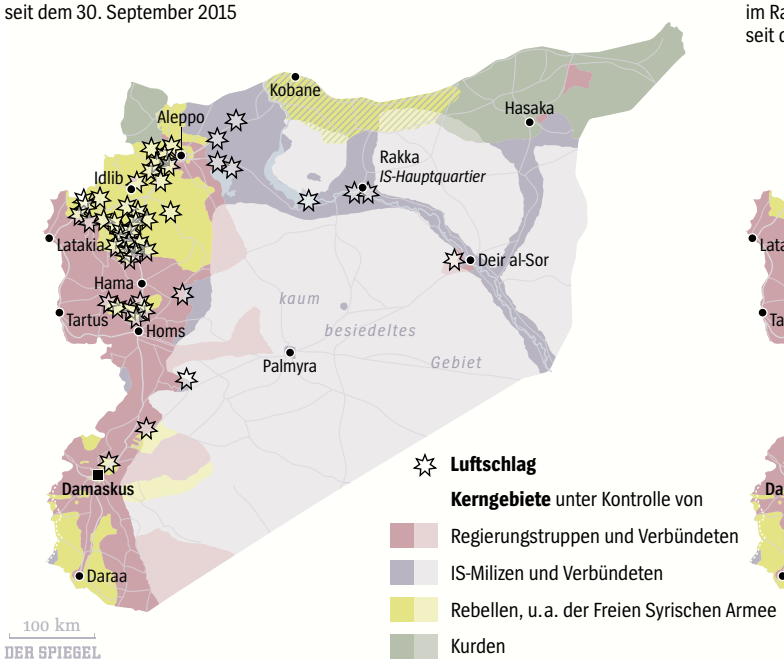
FOTO: ALEXEY NIKOLSKY / DPA



FSA-Kämpfer mit selbst gebauten Raketen

FOTO: DIAA AL-DIN / REUTERS

Russische Luftangriffe in Syrien
seit dem 30. September 2015

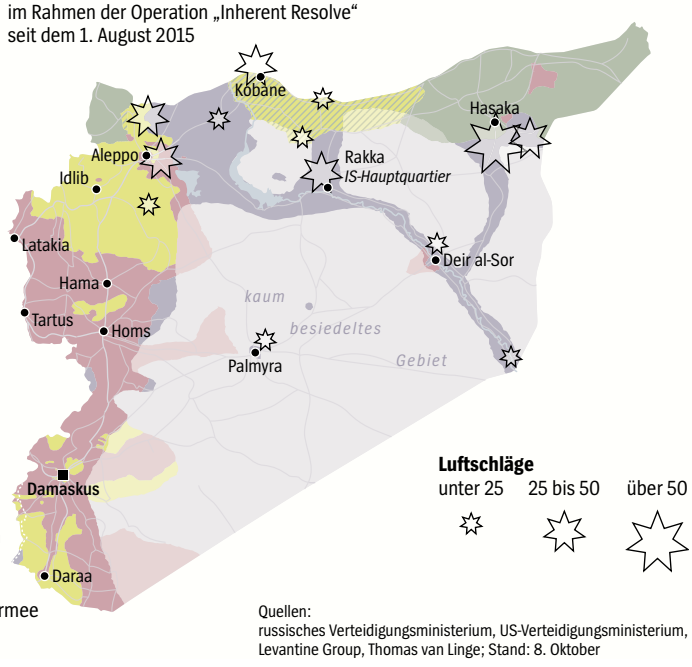


Luftschlag

Kerngebiete unter Kontrolle von

- Regierungstruppen und Verbündeten
- IS-Milizen und Verbündeten
- Rebellen, u.a. der Freien Syrischen Armee
- Kurden

Luftschläge unter Führung der USA in Syrien
im Rahmen der Operation „Inherent Resolve“
seit dem 1. August 2015



Luftschläge

unter 25	25 bis 50	über 50

Quellen:
russisches Verteidigungsministerium, US-Verteidigungsministerium, Levantine Group, Thomas van Linge; Stand: 8. Oktober

Koalition gegen die Islamisten aufgerufen. Mit Obama verabredete er Konsultationen zwischen russischen und amerikanischen Militärs, um Zusammenstöße zu verhindern. Das klang nach Entspannungspolitik. Nur Stunden später war das alles Makulatur. Putin hat Obama in dessen ganzer Hilflosigkeit vorgeführt, einen Präsidenten, der nicht bereit ist, in ein Abenteuer zu ziehen, das der Westen aus seiner Sicht nicht gewinnen kann. „Was wir in den vergangenen 10, 12, 13 Jahren gelernt haben, ist, dass kein noch so großes amerikanisches Militärengagement ein Problem lösen kann, wenn sich die Konfliktparteien vor Ort nicht darauf einigen können, irgendwie friedlich miteinander zu leben“, so Obama.

Der US-Präsident hat sich nüchterne Kriterien für einen neuen Krieg verordnet, in Syrien sieht er sie nicht erfüllt, auch nach Russlands Offensive nicht. Anders als Obama ist Putin in Syrien bereit, Grenzen zu überschreiten und das Leben seiner Soldaten und unbeteiligter Zivilisten zu riskieren. Er kann das, weil es ihm nicht darum geht, diesen Krieg zu beenden, sondern weil er ihn führt, um seine außenpolitischen Ziele zu erreichen.

Russlands zynische, skrupellose Machtpolitik trifft in diesen Tagen auf die Grenzen einer westlichen Außenpolitik, die die militärische Auseinandersetzung scheut. Als Barack Obama 2009 sein Amt antrat, ging es darum, das Ansehen Amerikas in der Welt wiederherzustellen, das während der Bush-Jahre und unter den Kriegen im Irak und in Afghanistan gelitten hatte. Obama versprach den Rückzug seiner Soldaten und traf damit die Stimmung eines Landes, das es leid war, sich an unbekannten, weit entfernten Orten wie Kandahar oder Kerbela zu verkämpfen.

Seither ist die amerikanische Außenpolitik auf Ausgleich und Annäherung ausgerichtet. Im Atomstreit mit Iran und bei

der Aussöhnung mit Kubas Raúl Castro hat diese Politik ihre Stärken gezeigt. Im Syrienkonflikt aber gibt es keinen Ausgleich. Es gibt auch keine Lösung, zumindest keine einfache, schmerzfreie. Das macht den Preis für ein Eingreifen so hoch.

Zu hoch für einen Politiker wie Obama, der sich in der Wahl seiner Mittel begrenzt hat – und damit auch in seinem Einfluss. Ganz anders Putin, der den Zerfall Russlands stoppen und den verlorenen Großmachtstatus zurückerobern will, der den Zerfall der Sowjetunion weniger als Befreiung vom Kommunismus, sondern als Niederlage und Demütigung empfand. Und dem viele Mittel recht sind, um diese Ziele zu erreichen.

Drei Männer sollen es gewesen sein, die in Putins Auftrag die Militäraktion in Syrien in Gang gebracht haben – und zwar drei Hardliner: Sergej Iwanow, der Chef der Präsidialadministration, Nikolaj Patruschew, der Sekretär des Sicherheitsrates und frühere Chef des Inlandsgeheimdienstes FSB, sowie Sergej Schoigu, der Verteidigungsminister.

Das Dreigestirn Putin, Iwanow und Patruschew steht für Russlands Abkopplung vom Rest der Welt und die Schaffung einer neuen Einflusszone – einer russischen. Die Militärintervention in Syrien ist ein Schritt, die eigenen geostrategischen Interessen durchzusetzen. Bereits auf der Münchner Sicherheitskonferenz 2007 hatte Putin Amerika als weltweiten Hegemon angeprangert. „Russland ist ein Land mit einer mehr als tausendjährigen Geschichte. Fast immer hatte Russland das Privileg, eine eigenständige Außenpolitik zu verfolgen. Wir haben nicht vor, diese Tradition aufzugeben“, kündigte er an. Dass Barack Obama Russland auf dem Höhepunkt des Streits über die Ukraine öffentlich zur Regionalmacht herabstufte, dürfte als Brandbeschleuniger gedient haben.

Schon bei der Einnahme der Halbinsel Krim wie auch später beim Krieg in der Ostukraine hat Putin gezeigt, auf welche Taktik er setzt. Die Operationen wurden klandestin und zügig vorbereitet, begleitet von schamlosen Lügen und Desinforma-





Reporter Petrow auf dem Fliegerhorst in Latakia, Wetterfee Grigorowa: „Nicht ein einziger Fehltreffer“

„Ideales Wetter für Kampfflüge“

Propaganda Wie das russische Fernsehen über den Kriegseinsatz in Syrien berichtet

Russlands Offensive in Syrien wird von einer gewaltigen Propagandawelle im Fernsehen begleitet, das für die meisten Russen die wichtigste Informationsquelle ist. Details über die wirkliche Lage im Bürgerkriegsland erfahren die Zuschauer dabei nicht:

Nachrichtenkanal „Rossija 24“, 3. Oktober, 14 Uhr. Wetterfee Jekaterina Grigorowa beginnt ihren Wetterbericht:
„In Syrien wird die Operation der russischen Luftstreitkräfte fortgesetzt. Vom Wetter her eine ideale Zeit. Der Wind weht mit zwei bis vier Metern pro Sekunde, Regen gibt es einmal in zehn Tagen, den heftigsten – 18 Millimeter – im Norden, wo unsere Luftwaffe im Einsatz ist. Das hat aber keine Folgen für den Abwurf der Bomben.

Mit der Temperatur ist es noch besser: Kritisch für die Flüge wären 35 Grad Hitze. Aber solche Werte sind im Oktober selten. Die Wolken liegen in dieser Jahreszeit zwischen 4000 und 10 000 Meter hoch, sehr selten gibt es Nebel bis zu 1000 Metern. Nur Sandstürme können zu einem Problem werden, aber auch sie sind um diese Jahreszeit selten. Am Montag kommen mehr Wolken, Dienstag gibt es örtlich Regen. Solch ein Wetter ist ideal für Kampfflüge.

Nun zum Wetter in Russland.“

Erster Kanal, Nachrichtensendung „Wremja“, 2. Oktober, 21 Uhr. Reporter Oleg Schischkin meldet sich von der russischen Fliegerbasis bei Latakia:
„Tag und Nacht brodeln hier die Feldküchen. Heute gibt es als Vorspeise Gemüsesuppe, als Hauptgang Nudeln mit Huhn. Die Piloten müssen nach den Kampfeinsätzen ihre Kraft wiederherstellen, sie brauchen Fleisch und Milchprodukte. Ein Großteil der Lebensmittel wird per Luft aus Russland gebracht, Fleisch und Gemüse sind meist von hier, das Brot ist eigenes. Die mobile Bäckerei backt täglich bis zu eine Tonne Brot. Alle Köche sind Russen.

Das Feldlager neben dem Flugplatz ist eine richtige Stadt mit eingespielter Infrastruktur. Die Militärs sind in Wohnmodulen untergebracht, in Zimmern mit bis zu vier Mann. In jedem gibt es eine Klimaanlage, in Syrien sind jetzt 30 Grad. Anstelle der üblichen Tarnkleidung tragen alle eine leichte beigefarbene Uniform. Es gibt zwei Kopfbedeckungen – Panamahut und Schirmmütze, T-Shirt, Shorts, leichte Kampfstiefel, dazu lange Socken.

Duschen kann man jeden Tag, Sauna ist streng nach Plan – einmal pro Woche. Von außen ein gewöhnliches Armeefahrzeug, aber in Wirklichkeit eine fahrbare Banja. Im Ofen brennt Holz,

tion. Der Westen hatte dem nichts entgegenzusetzen, er konnte Putin nicht einmal eine direkte militärische Aggression nachweisen.

„Moskaus beste Waffen sind nicht die Su-24-Jagdbomber, nicht die Elitesoldaten, die die Krim einnahmen, auch nicht die U-Boote, die in der Arktis kreuzen“, sagt der amerikanische Russlandexperte Mark Galeotti. „Die beste Waffe ist Putins Fähigkeit zu irritieren, zu provozieren und zu überraschen.“

Erstmals seit dem Ende der Sowjetunion setzt ein russischer Präsident nun in Syrien seine Streitkräfte fern der eigenen Grenzen und der eigenen Einflusszonen ein. Begleitet wird die russische Intervention von einem schon aus der Ukraine bekannten Propagandafeuerwerk. Erfolge, Erfolge.

Aber die Realität sieht anders aus. Russland begibt sich in Syrien in einen Konflikt, der trotz seiner militärischen Überlegenheit schwierig zu gewinnen sein wird.

Als Assads Armee am Mittwoch in der Provinz Hama eine Bodenoffensive gegen die nördliche Front der Rebellen begann, da zeigte sich schnell, dass sie mit Moskau koordiniert war – und von den Russen militärisch unterstützt wird. Denn plötzlich begannen im Kaspischen Meer stationierte russische Schiffe über Iran und den Irak hinweg Marschflugkörper anderthalbtausend Kilometer weit nach Syrien abzufeuern. Sie landeten genau dort, wohin Assads Truppen vorstoßen wollen.

Ein halbes Dutzend Augenzeugen schilderte übereinstimmend aus verschiedenen Orten gegenüber dem SPIEGEL, was dort geschah; am Mittwochabend veröffentlichte Videos belegen die Aussagen. Im offenen Gelände und über Distanzen von bis zu drei Kilometern waren die Rebellen im Vorteil, die Panzer und sonstigen Fahrzeuge des syrischen Regimes im Nachteil. Mit den von den Amerikanern an einige Gruppen gelieferten Tow-Panzerabwehrraketen zerstörten sie zwischen 22 und 26 Panzer der gegnerischen Seite. In Videos sind Panzer zu sehen, die getroffen werden und deren Besatzungen herausspringen, um





Russische Armeeköche im Fernsehen, Bilder von Luftschlägen beim Sender Rossija 24: „Tag und Nacht brodelt die Feldküche“

Wasserbehälter auf dem Dach. Der Quast ist aus Zweigen des Eukalyptusbaums. Die Syrer interessieren sich bereits für die russische Banja.“

Erster Kanal, Talkshow „Wremja pokaschet“, 5. Oktober, 14.30 Uhr. Im Studio sitzen Dutzende Zuschauer und ausgewählte Gäste. Eigentlich soll gestritten werden, aber man ist sich weitgehend einig:
„Zehntausende Tonnen Fracht haben die Unsrigen schon Wochen vorher unbemerkt nach Syrien gebracht. Und in drei Tagen hat unsere Luftwaffe mehr Schaden bei den Terroristen angerichtet, als diese westliche Koalition in fast anderthalb Jahren.“ (Beifall)

„Die haben jetzt große Sorgen, weil sie verstehen, dass sie verlieren. Das sieht doch die ganze Welt.“

„Unsere Flieger kämpfen gegen die islamistischen Terroristen, und gegen uns kämpft der Westen. Dabei ist Syrien nur ein Vorwand, eine Episode.“

„Zu den Anschuldigungen, dass unsere Luftwaffe die gemäßigte Opposition bombardiert: Das ist doch ganz einfach, das hat auch unser Präsident gesagt. Alle Männer, die ihre Waffe gegen den legitimen Präsidenten Assad richten, alle, die wie Terroristen aussehen, werden vernichtet.“ (Beifall)

„Rossija 1“, Sendung „Westi nedeli“, 4. Oktober, 20 Uhr. Reporter Dmitrij Petrow meldet sich vom russischen Fliegerhorst in Syrien:
„Im Moment starten gerade zwei Kampfflugzeuge Su-25, jedes trägt acht Bomben vom Typ Fab-250. Gleich steigen die beiden hoch, drehen aus Sicherheitsgründen über dem Meer um und bewegen sich auf das Ziel hinter den Berggipfeln zu.

Gestartet wird jede halbe Stunde. Die Ziele bestimmen Offiziere der syrischen Armee auf der Grundlage von Aufklärungsdaten. Die Russen korrigieren nur die Koordinaten, mithilfe ihrer Satelliten und Drohnen. Die Piloten bekommen die Daten allerdings erst, wenn sie abheben: Es darf keine undichten Stellen geben. Das ist die Hauptbedingung für ein erfolgreiches Bombardement. Hinter uns liegen fünf Flugtage ohne einen einzigen Fehltreffer.

Und das hier ist die Bombe Fab-250. Die setzen unsere Flugzeuge ein, um befestigte Stützpunkte der Islamisten zu zerstören. Nach dem Ausklinken fliegt die Bombe von einem Satellitensignal gesteuert ins Ziel. Sie selbst korrigiert ihren Kurs dank dieser Vorrichtungen hier an Heck und Bug. Nicht weniger effektiv arbeiten gewöhnliche Splitterbomben. Der Moment ihrer Abkopplung wird automatisch errechnet, abhängig von Geschwindigkeit, Flughöhe, Windstärke und Luftfeuchtigkeit. Alles pure Mathematik.“

LifeNews, Nachrichtensendung, 7. Oktober, 23 Uhr. Die Reporterin:
„Diese Kämpfer hier kommen vom Stützpunkt Schakranija in der Nähe von Damaskus. Sie sprechen nicht nur über die Folgen der Luftschläge unserer Flieger, sie wollen auch Glückwünsche übermitteln.“ O-Ton: „Wir gratulieren Präsident Wladimir Putin zum heutigen Geburtstag! Von ganzem Herzen danken wir ihm, dass er in diesen Tagen mit unserem Land ist. Das syrische Volk wird das nie vergessen!“

Pavel Lokshin, Christian Neef, Wladimir Pyljow

sich vor Folgeexplosionen der Munition zu retten.

Was ausländische Beobachter oft überfordert: Es existieren nicht nur zwei große Kriegsparteien in Syrien, nicht nur Assads Regime und dessen iranische Helfer auf der einen Seite und der „Islamische Staat“ auf der anderen. Sondern es gibt, noch immer, eine dritte wichtige Kriegspartei: die unterschiedlichen Rebellengruppen. Sie kämpfen weiterhin, sowohl gegen Assad wie gegen den IS, und sie konnten bis zum Sommer mehrere Städte im Norden und Süden des Landes einnehmen.

Dass diese Rebellengruppen unübersichtlich, größtenteils unbekannt und islamistisch gefärbt sind, kommt Wladimir Putin entgegen. Es ist eine Gemengelage, wie er sie liebt, das perfekte Umfeld für sein aus der Ukraine bekanntes Verwirrspiel, der Welt in einer komplizierten Situation so lange Lügen zu verkaufen, bis niemand mehr genau weiß, was denn nun stimmt. Am Ende bleibt das Gefühl zurück, dass es keine absolute Wahrheit gibt und Putin irgendwie schon ein wenig recht haben wird. Der russische Präsident, könnte man sagen, hat das Trollen von Kritikern im Internet kopiert – und zum Prinzip seiner Weltpolitik erhoben. Und er betreibt es höchst erfolgreich.

Die Rebellen, die gegen Assad kämpfen, haben keine ausgefeilte Corporate Identity wie der IS, sie haben oft komplizierte Namen, und sie heißen überall anders. Alle Gruppen kämpfen im Wesentlichen an ihren Heimatorten, hervorgegangen sind sie aus dem Anti-Assad-Aufstand von 2011. Insgesamt versammeln sie immer noch 80 000 bis 100 000 Mann. Manche haben sich radikalisiert, andere haben sich von den Radikalen abgewandt.

Die wichtigste Frage der westlichen Welt ist stets, welche der Gruppen „moderat“, welche „islamistisch“, welche „radikal“ seien. Aber in Syrien ist das die falsche Frage. Ihre Orientierung hat meist wenig mit Ideologie, sondern viel mehr mit Erfahrungen zu tun – und mit taktischen Überlegungen: Wie kommt man am besten an Geld und Waffen? Welche Allianzen muss man eingehen, um überleben zu können? Wer kämpft wirklich und ist nicht korrupt?

Im Wesentlichen kann man die Rebellen in drei Lager unterscheiden. Da sind jene Gruppen der alten Freien Syrischen Armee wie Nureddin Zengi, Sukur al-Scham, Fursan al-Hakk, Division 101, Division 13 im Norden – sowie die Südfront. Ihre Bedeutung und Stärke hat vor allem deshalb nachgelassen, weil sie kaum noch Geld und Militärgerät bekommen.

Das zweite Lager ist das des islamistischen Mainstreams, es besteht aus der großen, disziplinierten Gruppe Ahrar al-



Präsidenten Obama, Putin in New York: Die Nachrichten klangen nach kaltem Krieg



Russischer Luftschlag auf das syrische Daret Azze: Ziel sind die Rebellen, nicht der IS



Pilot auf russischer Militärbasis im syrischen Latakia: „Der Krieg wird als Glück empfunden“

FOTOS: RIA NOVOSTI / REUTERS (O.); DER SPIEGEL (M.); ITAR-TASS / IMAGO STOCK&PEOPLE / IMAGO (U.)

Scham, die sich in ihren politischen Vorstellungen an den Muslimbrüdern orientiert, ihre neue Führung hat sich zuletzt konzilianter präsentiert. Im Dachverband der Rebellengruppen des Nordens, der „Armee des Sieges“, gibt Ahrar al-Scham den Ton an.

Die prominenteste Gruppe des dritten, eindeutig islamistisch-dschihadistischen Lagers ist die Nusra-Front. Ihr Führer Abu Mohammed al-Golani schwor im April 2013 al-Qaida die Gefolgschaft. In ihr haben sich viele Radikale gesammelt, es gibt keine zentrale Führung. Bei den anderen Gruppen ist die Nusra-Front unbeliebt – weniger wegen ihrer Ideologie, sondern weil sie versucht, die anderen Gruppen zu unterwerfen und ihre Vorstellungen durchzusetzen.

Im Kern gilt für alle Lager: Wer tatsächlich gegen Assads Regime kämpft und die anderen Gruppen in Ruhe lässt, wird akzeptiert. Ihr gemeinsamer Feind ist der IS. Denn er kämpft nicht gegen Assad, sondern arrangiert sich mit dem Regime. Und seine Kalifatsträume und sein Allmachtsanspruch widerstreben allen Gruppen. Es dauerte zwar bis Januar 2014, aber dann schlossen sich fast alle Rebellen zusammen, um Assad und den IS zu bekämpfen.

Dass die Koalition unter Führung der USA den IS bombardiert, stößt auf Zustimmung. Doch wenn, wie immer wieder geschehen, auch die Nusra-Front oder Ahrar al-Scham angegriffen werden, führt das eher zur Solidarisierung mit den Islamisten. Würden die Russen tatsächlich den IS attackieren – die Rebellen hätten nichts dagegen. Aber das tut Putin eben nicht: Er nutzt stattdessen den Antiterrorkampf als Vorwand, um Assads Regime zu retten.

Am Montag veröffentlichten daher 41 Gruppen einen gemeinsamen Aufruf an die Nachbarstaaten Syriens, eine Koalition zu bilden gegen die „russisch-iranische Besatzungsallianz“. Die Nusra-Front beteiligte sich nicht – und der IS wird ohnehin als Feind angesehen.

Es gibt also bereits eine Bodentruppe gegen den IS – in Form der Rebellen. Und sie kämpft, fast ohne Unterstützung des Westens, gegen den IS. Nördlich von Aleppo haben ein paar Hundert Kämpfer der drei wichtigsten, zur FSA zählenden Rebellengruppen 23 Selbstmordangriffe mit sprengstoffbeladenen Lastwagen und mehrere Senfgasattacken abgewehrt.

Erstaunlich ist, dass die Rebellen trotz magerer Hilfe der USA, Saudi-Arabiens, Katars und der Türkei überhaupt noch existieren. Das hat vor allem zwei Gründe: zum einen ihre demografische Überlegenheit, denn die Sunniten machten in Syrien drei Viertel der Bevölkerung aus – und je mehr der Aufstand zum Konfessionskrieg wurde, desto mehr Sunniten schlossen sich den Rebellen an. Zum anderen kämpfen viele Syrer schlicht aus Notwehr, weil ihre Heimatorte willkürlich bombardiert werden.

Dass diese Rebellen in der westlichen Öffentlichkeit völlig unabhängig von der militärischen Lage immer weniger wahrgenommen werden, ist das Ergebnis einer Kette von Irrtümern und wohl auch schlicht von Unkenntnis. Erschwerend kommt hinzu, dass das von den USA im vergangenen Jahr beschlossene „Trainings- und Bewaffnungsprogramm“ für die Rebellen nicht von Erfolg gekrönt war.

Aufgeschreckt vom jähen Vormarsch des IS hatten die Amerikaner ein über 500 Millionen Dollar teures Programm aufgelegt, um jährlich bis zu 5000 Syrer auszubilden. Die sollten aber nur gegen den IS, nicht gegen Assads Truppen kämpfen. Ausgewählt wurden nur wenige, ausgebildet noch weniger und zurück nach Syrien geschickt nur ein paar Dutzend Kämpfer. Von denen seien, so General Lloyd Austin in einer Senatsanhörung, nur noch vier oder fünf aktiv. Die anderen wurden von der Nusra-Front entführt oder ermordet.

Mit seinem Vorstoß hat Putin erreicht, was er wollte: seine Rückkehr auf die Bühne der Weltpolitik.

In diesen Tagen bereitet das Pentagon nun in aller Eile eine neue Offensive vor: An die 20 000 kurdische Peschmerga sowie Kämpfer der kurdischen YPG-Miliz sollen von Norden her Richtung Rakka vorstoßen, wo sich das Hauptquartier des IS befindet. Zusätzlich hoffen die Amerikaner auf 3000 bis 5000 Kämpfer der Freien Syrischen Armee sowie versprengte Reste gemäßigter Rebellengruppen. Die Offensive gilt offiziell dem IS, aber natürlich ist sie auch eine Reaktion auf Putin, dem die USA nicht das Terrain überlassen wollen.

Mit seinem Vorstoß in Syrien hat Putin zunächst erreicht, was er seit Monaten wollte: seine Rückkehr auf die Bühne der Weltpolitik, von der ihn der Westen seit der Annexion der Krim ausgeschlossen hatte. „Putins Intervention ist ein Akt der Stärke“, sagt Julie Smith, ehemalige Sicherheitsberaterin von Vizepräsident Joe Biden. „Indem er in Syrien eingreift, hat er mehr Einfluss auf uns – aus dem einfachen Grund, dass wir uns mit ihm auseinandersetzen müssen.“

Auch die Bundeskanzlerin ist inzwischen davon überzeugt, dass es nur mit Assad und Putin Frieden in Syrien geben wird. Doch erst einmal wächst die Dimension dieses Krieges.

Am vergangenen Samstag lief das Landungsschiff der Schwarzmeerflotte „Cäsar Kunikow“ durch den Bosporus ins östliche Mittelmeer. In Baltijsk, dem früheren Pillau im Königsberger Gebiet, machte sich das Aufklärungsschiff „Wassilij Tatischtschew“ auf den Weg. Und der Vorsitzende des Verteidigungsausschusses in der Staatsduma, ein Admiral, stellte die Entsendung einer „Freiwilligenbrigade“ in Aussicht, der Kämpfer mit Erfahrung aus dem Krieg in der Ostukraine angehören sollen. Die Gesamtzahl der bereits nach Syrien gebrachten russischen Soldaten lässt sich nicht überprüfen. Moskauer Quellen gehen von 2000 Mann aus, westliche von 4000.

Doch niemand, der in einen Krieg hineingeht, weiß, wie er aus ihm wieder herauskommen wird. Niemand kann sagen, wie Putins Militäroffensive in Syrien ausgehen wird. Vorsorglich hat Moskau eine propagandistische Großoffensive entfacht. Denn nur 14 Prozent der Russen billigen die Entsendung ihrer Truppen nach Syrien. Damit besitzt der Kreml erheblich weniger Rückhalt als bei der bewaffneten Intervention in der Ostukraine.

Kaum hatten die russischen Luftangriffe in Syrien begonnen, wurden im Fernsehen die Vorsitzenden aller Parlamentsparteien, die Vorsteher der religiösen Gemeinschaften und natürlich alle Gouverneure der russischen Provinzen mit muslimischem Bevölkerungsanteil nach ihrer Meinung befragt. Alle sprachen sich für die Militäraktion aus, sie sei unausweichlich gewesen.

Dann begann auf allen Kanälen eine breite Berichterstattung von der syrischen Front. Die Sender hatten schon vor Wochen ihre erfahrensten Kriegsreporter aus dem Donbass in den Nahen Osten versetzt. Ausführlich berichten sie nun vom Vormarsch der syrischen Armee, den Vorzügen der russischen Waffen und den russischen Piloten auf dem Fliegerhorst bei Latakia (siehe Kasten Seite 12).

Wie in einer Endlosschleife taucht in den kremlnahen Medien ein propagandistischer Dreisatz auf: die Überlegenheit der russischen Einsatzkräfte vor Ort, die Ohnmacht Amerikas und der von den Flüchtlingen aus Nahost überrannten Europäer sowie die angeblich wachsende weltweite Begeisterung über Putins Coup.

Keine Schlagzeile ist dem Boulevardblatt „Komsomolskaja prawda“ zu platt, um nicht gedruckt zu werden. Am Montag lautete sie: „Europa wird von den Islamisten okkupiert – befreien werden es russische Panzer.“

Russlands Teilnahme an den Kämpfen in Syrien hat zu einer fast infantilen Kriegsbegeisterung geführt. „Der Krieg wird als Glück empfunden, als Erfüllung eines langen Traums, den man selbst in der Ukraine



Muskelkrampf!

Mögliches Signal für Magnesiummangel.

Körperfreundliches EXPRESS* Magnesium

Magnesium-Diaspora® 300 mg – mit reinem Magnesiumcitrat, wie es als Baustein im Körper vorkommt. Deshalb körperfreundlich und schnell aktiv.

- Stark, direkt und nachhaltig
- Bei Magnesiummangel, der zu Muskelkrämpfen führen kann
- Vitalisiert die Muskeln
- 1x täglich – 24h Langzeiteffekt

JETZT IN PRAKTISCHEN STICKS



Magnesium-Diaspora®
Auch in anderen Darreichungsformen.
Nur in der Apotheke.

*Erhöhung der Magnesiumkonzentration im Blut nach 90 Minuten.

Magnesium-Diaspora® 300 mg, Granulat zur Herstellung einer Lösung zum Einnehmen (Wirkstoff: Magnesiumcitrat) Anwendungsgebiet: Behandlung und Vorbeugung eines Magnesiummangels. Enthält Sucrose (Zucker) und Natrium. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Protina Pharm. GmbH, D-85737 Ismaning



Putin-Gegnerin in Istanbul: Sein Kurs folgt Assads bisherigem Vorgehen

noch geheim halten musste“, schrieb bitter der russische Oppositionspolitiker Leonid Gosman in der Moskauer Zeitung „Wedomosti“. Niemand verliere ein Wort über die unausweichlichen Opfer. „Wir kehren zu unserer einstigen Größe zurück, wir brauchen keine Koalition, wir genügen uns selbst. Wir bombardieren, was und wo wir wollen: Endlich gibt es Klarheit.“

Dabei herrscht auch unter russischen Politikern und Experten Skepsis über das neue Militärabenteuer. Kritiker halten es für nicht ausgeschlossen, dass der „Islamische Staat“ mit einer „asymmetrischen Antwort“ auf das russische Eingreifen reagieren wird – etwa mit Terrorakten auf russischem Territorium. Schwerfallen dürfte ihm das nicht, es stehen genügend Hilfstruppen im russischen Kaukasus und in den früheren Sowjetrepubliken Zentralasiens bereit.

Der „Islamische Staat“ sei „gegenwärtig unbesiegbar“, sagt Alexej Malaschenko vom Moskauer Carnegie Center, der früher für die Sowjetunion in Nahost im Einsatz war. Man werde ihn nicht mit Bomben auslöschen können. „Ich glaube nicht an die Meldungen von den russischen Wunderpiloten, die bereits Panik beim Feind ausgelöst hätten.“

Dass Moskau Assad verteidigt, ist laut Malaschenko nur konsequent. Ihn plötzlich fallen zu lassen würde nicht nur vom Westen, sondern mehr noch von den Nahoststaaten als Schwäche Russlands ausgelegt. Moskau aber wolle seine Position in der Region bewahren. Irgendwann jedoch müsse der Diktator gehen, das sei auch Putin klar. Bis dahin müsse ein politischer Kompromiss in Syrien gefunden werden. Zusammen mit den Amerikanern.

Bis es so weit ist, folgt Putins Kurs Assads bisherigem Vorgehen: unter der Etikette des Kampfs gegen den „Islamischen Staat“ Assads Feinde zu bombardieren und den IS weitgehend zu schonen. Das hat wohl auch ganz praktische Gründe: Der IS ist ein sehr nützlicher Feind – solange es ihn gibt, wird Putin in Syrien noch gebraucht. Und indem Putin den syrischen Diktator stützt, erhält er auch den IS am Leben.

Indem Moskau das Assad-Regime stärkt, droht ihm ein Bruch mit einigen sunnitischen Staaten in Nahost, vor allem mit Saudi-Arabien. Wohlwissend um dieses Problem hatte Putin in den vergangenen Wochen eine rege Diplomatie in Nahost gepflegt, sich mit dem Kronprinzen von Abu Dhabi und dem jordanischen König getroffen und im September zweimal mit dem saudi-arabischen König Salman telefoniert. Der hatte für den Herbst einen Besuch in Moskau avisiert, was nun wohl ausfallen dürfte. Die Saudi-Araber sind über Moskaus Offensive empört.

Manche Experten glauben, Putin verschätze sich und führe sein Land in ein außenpolitisches Abenteuer. Sie vergleichen das Eingreifen in Syrien mit der letzten russischen Intervention außerhalb der Grenzen der ehemaligen Sowjetunion: Afghanistan – nach zehn Jahren und 15 000 toten Soldaten mussten die Russen gescheitert abziehen.

Hätte Putin allerdings Erfolg, wäre das der ultimative Schlag für die Amerikaner. Ihm würde gelingen, was Barack Obama auch nach Jahren nicht gelungen ist: eine Entscheidung in Syrien herbeizuführen. Den IS zu besiegen und die Flüchtlingsströme zu stoppen. Und dabei die Weltmachtstellung Amerikas weiter erodieren zu lassen, vielleicht auch noch das Geschehen im gesamten Nahen Osten auf Jahre hinaus zu bestimmen.

Aber bis dahin ist es ein sehr weiter Weg. Im Nahen Osten haben sich bislang viele eine blutige Nase geholt.

Veit Medick, Christian Neef, Christoph Reuter, Matthias Schepp, Holger Stark
Mail: matthias_schepp@spiegel.de

FOTO: STR / AP / DPA

Anklagelied

Auszeichnungen Der Nobelpreis zur Weltlage: Die weißrussische Literatin Swetlana Alexijewitsch wird geehrt für ein politisches Werk, das eine Linie zieht von der Sowjetzeit hin zu Putin.

Der 10. Oktober vor zwei Jahren, Frankfurter Buchmesse, Halle 3. Am Stand des Hanser Berlin Verlags mit der Nummer C 132 saß Elisabeth Ruge, damals die Verlegerin. Kameras waren auf sie gerichtet. Es war kurz vor 13 Uhr. Ruge hatte ein Buch der weißrussischen Autorin Swetlana Alexijewitsch im Programm, „Secondhand-Zeit“, es schildert drastisch die Folgen der Sowjetunion. Ruge hatte auch schon das erste Buch von Alexijewitsch in der Bundesrepublik veröffentlicht, 21 Jahre war das bereits her: „Zinkjungen“ handelt von den Auswirkungen des sowjetischen Afghanistankriegs.

Alexijewitsch galt an jenem Tag als Favoritin für den Nobelpreis.

Kurz nach 13 Uhr war in Halle 3 Jubel zu hören. Er kam von weit her. Der Journalistentross rannte los, weg von Ruge, hin zu den Jubelrufern am Stand E 21. Alice Munro, Autorin des S. Fischer Verlags, war die neue Nobelpreisträgerin. Elisabeth Ruge blieb noch eine Weile sitzen, neben ihr, auf der einen Seite, ihr Vater Gerd Ruge, ein bekannter Journalist, der aus dem sowjetischen Moskau berichtet hatte. Auf der anderen Seite der Moskauer Literat Wiktor Jerofejew. Sie sprachen über Russland und die Kriege und Putin und darüber, wie sehr Alexijewitsch diesen Preis verdient hätte. Sätze im Konjunktiv.

Aus dem Konjunktiv ist ein Indikativ geworden. Am Donnerstag hat das Komitee in Stockholm verkündet, dass die in der Ukraine geborene Weißrussin Swetlana Alexandrowna Alexijewitsch, 67, den Nobelpreis für Literatur des Jahres 2015 bekommen wird.

Und ja, sie hat ihn verdient. Ihre Werke fangen die Zeit ein und sind doch überzeitlich. Sie zeigen, wie Menschen zerbrochen werden können, wenn sie einer Politik ausgeliefert sind, die den Einzelnen in seiner Zerbrechlichkeit nicht achtet.

In der Zeit des Kalten Kriegs hat die Schwedische Akademie drei Sowjetbürgern den Literaturnobelpreis zuerkannt. Boris Pasternak 1958, Michail Scholochow 1965, Alexander Solschenizyn 1970. Nun, 24 Jahre nachdem die Sowjetunion untergegangen ist, bekommt ihn eine Autorin, deren Lebensthema ebendiese Sowjetunion ist.

Die gelernte Journalistin schreibt auf, was um sie herum gesprochen wird, führt Interviews und macht daraus Literatur. Die Menschen berichten ihr von ihrem Leid, ihrer Wut, ihrem Gehorsam. Sie haben den Zweiten Weltkrieg erlebt, den Afghanistankrieg, die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl. „Wie kann man Geschichte erleben und gleichzeitig darüber schreiben“, fragt sie in „Zinkjungen“. „Man muss die Zeit durchbrechen und ihren Geist einfangen.“

Alexijewitsch verdichtet ihre vielen Interviewdokumente, fügt daraus Collagen: Dialogfetzen, Erlebnisse, Gerüche, Aussagen. Sie stellt das Eingefangene scheinbar wahllos nebeneinander, es sprechen Soldaten, Mütter, Prostituierte. Eine Mutter sagt in „Zinkjungen“ über ihren Sohn, einen Soldaten: „Er war wie ein Mädchen, klein, zart, weißblondes Haar.“ Die Mutter erzählt in wenigen Zeilen das Leben des Jungen, wie sie ihm einen Hamster gekauft hat, wie er erwachsen wurde. Und dann, wie vor ihrem Haus ein Krankenwagen und zwei Jeeps halten und sie zu den Leuten sagt: „Kein Wort! Ich will nichts wissen. Ich hasse euch alle! Ich will nur meinen Sohn … ich will ihn ganz für mich begraben … Allein … Ohne militärische Ehren …“



Autorin Alexijewitsch in ihrer Wohnung in Minsk
„Putin hat nur ein Streichholz drangehalten“

In Alexijewitschs Stimmen-Romanen entstehen Bilder, die intensiver sind als jeder innere Monolog, als etliche am Schreibtisch ausgedachte Erzählungen, sie lässt viele Menschen sprechen und feiert doch den Einzelnen in seinem Kampf mit dem Elend des Kriegs, dem Dreck, dem Sterben. „Hier bleibt keiner heil und ganz“, sagt eine Frau.

Aus den Stimmen, die sie in „Zinkjungen“ versammelte, entstand ein Klagelied, ein Anklagelied: Der Afghanistankrieg sei Betrug gewesen, Betrug am Volk der Sowjetunion, getarnt als vorübergehende Hilfe für die afghanischen Brüder, am Ende waren 15 000 Soldaten in einem zehnjährigen Inferno gestorben, dreimal so viele sind verwundet worden, am Körper, auch an der Seele, für immer.

Alexijewitschs Botschaft: Den Botschaften der Mächtigen ist nicht zu trauen. Der Betrug an den Menschen in der Sowjetzeit wirke fort bis heute, so hat sie es in ihrem Buch „Secondhand-Zeit“ beschrieben, das den Untertitel trägt: „Leben auf den Trümmern des Sozialismus“.

Swetlana Alexijewitsch hat dem SPIEGEL ein Interview gegeben, das war im April 2014. Sie redete über „Secondhand-Zeit“ und die Verbindung, die sie sah zu Putins Politik und der Annexion der Krim ein paar Wochen zuvor. Die Menschen der Sowjetunion hätten nichts anderes gelernt als Gewalt und Autorität, dass die Russen heute einen autoritären Herrscher wie Putin verehrten, sei nur logisch. Harte Sätze sagte sie. „Die Russen haben nicht einmal eine vage Vorstellung davon, was eine zivile Gesellschaft sein könnte.“ Sie seien immer noch „rote Menschen, arm dran und fürchterlich“. Der Zündstoff in Osteuropa sei längst ausgegossen gewesen vor der Annexion, „Putin hat nur ein Streichholz drangehalten“.

Nach dem Interview plauderte sie noch ein wenig, erinnerte sich an jenen Tag ein halbes Jahr zuvor, an dem sie Favoritin für den Nobelpreis gewesen sei. Sie sei ebenfalls in Frankfurt gewesen damals, sei aber nicht auf die Buchmesse gegangen, nicht zu ihrer Verlegerin Ruge, sie habe dem Trubel ausweichen wollen. In einer Hotelhalle habe sie gesessen, irgendwer habe Sekt besorgt, um im Fall des Falles anzustoßen. Als es anders gekommen sei, hätten sie ihn trotzdem getrunken.

Susanne Beyer

FOTO: ALEXANDER KLADOV / DER SPIEGEL



Kleiderausgabe an Rekrutinnen

Rüstung

Kampf dem Beschaffungschaos

Nach etlichen Pannen bei Großprojekten setzt die Bundeswehr jetzt auf externe Berater.

Um die kostspieligen Probleme bei Rüstungsprojekten der Bundeswehr zu beseitigen, will das Verteidigungsministerium für rund 286 Millionen Euro externe Berater beauftragen. Sie sollen vier Jahre lang das Bundesamt für Ausrüstung, Informationstechnik und Nutzung der Bundeswehr in Koblenz bei der Steuerung von Beschaffungsprojekten unterstützen, bei denen es immer wieder zu Mehrkosten von vielen Milliarden Euro und jahrelangen Lieferverzögerungen kommt. Beispiele sind etwa das Transportflugzeug A400M oder der Schützenpanzer „Puma“. In einem Schreiben werden Beratungsunternehmen EU-weit aufgefordert, ihr Interesse an diesem Auftrag zu bekunden. Insgesamt geht es dabei um „1225 Personenjahre“, was rund 300 Vollzeitarbeitsstellen entspricht. Der Vertrag könnte sogar noch um bis zu drei Jahre verlängert werden, was den Steuerzahler weitere 214 Millionen Euro kosten könnte. Mit etwa einer halben Milliarde Euro würde es sich dann um einen der größten Beratungsaufträge handeln, der je aus dem Bundesetat vergeben wurde. In den Haushaltsentwurf 2016 wurde er noch nicht eingestellt. Nicht eingeschlossen sind auch juristische Unterstützung bei Vertragsgestaltung oder Regressforderungen gegenüber Unternehmen. Genau das aber fordert ein Prüfbericht, den Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen von der Beratungsfirma KPMG im vergangenen Jahr anfertigen ließ. Die Opposition ist alarmiert: „Das Chaos in Koblenz muss noch viel größer sein als bisher bekannt“, sagt Grünen-Verteidigungsexperte Tobias Lindner. gt, ona

Wohnungsbau

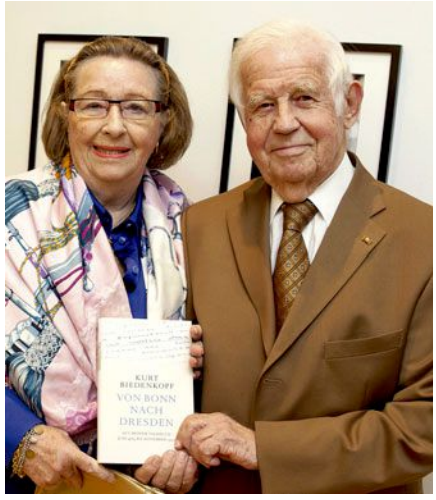
Minister fordert steuerliche Anreize

Die Landesregierung von Baden-Württemberg macht sich für ein neues Steuersparmodell stark, um den Wohnungsbau anzukurbeln. Wirtschaftsminister Nils Schmid (SPD) schlägt vor, dass Investoren den Bau von Wohnungen mit Sozialbindung stärker steuerlich absetzen können. So sollten allein in den ersten fünf Jahren jeweils bis zu zehn Prozent der Kosten steuerlich geltend gemacht werden können, wenn die Räume an Mieter mit Wohnberechtigungsschein vergeben werden. Den Ankündigungen beim Flüchtlingsgipfel im Kanzleramt, Anreize für den Wohnungsbau zu schaffen, müssten „jetzt Taten folgen“, so Schmid. fri

Polit-Sponsoring

Teure Tagebücher

Die Veröffentlichung der Tagebücher des ehemaligen sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf (CDU) hat weitgehend der Steuerzahler finanziert. Insgesamt 307 900 Euro investierte der Freistaat Sachsen in zwei Bände der Lebenserinnerungen des früheren Landesvaters. Sie umfassen die Jahre 1990 bis 1994, Biedenkopfs erste Regierungsperiode in Dresden. Die Tagebuch-Beihilfe stammt aus dem Etat der Staatskanzlei für Publikationen zum Thema 25 Jahre deutsche Einheit und fließt ausschließlich an die CDU-nahe Konrad-Adenauer-Stiftung. Die konservative Stiftung hatte im Auftrag der sächsischen Staatskanzlei eigens zwei wissenschaftliche Mitarbeiter abgestellt, um die Aufzeichnungen Biedenkopfs zu sichten und für die Veröffentlichung vorzubereiten. Sachsen, sagt Regierungssprecher Christian Hoose, habe „ein hohes staatspolitisches Interesse“ daran, diese „für die zukünftige sächsische Geschichtsschreibung bedeutsame Quelle“ einer „breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen“. Der Siedler Verlag druckte jeweils 3000 Exemplare der Tagebücher, Biedenkopf selbst warb nach Angaben der Konrad-Adenauer-Stiftung Spenden in Höhe von 15 000 Euro ein – als Druckkostenzuschuss. Der Stiftung seien keine Kosten entstanden. Trotz der großzügigen Subvention darf der Freistaat aber über die Tagebücher nur bedingt verfügen. Die Rechte liegen bei Biedenkopfs Ehefrau Ingrid. was



Ehepaar Biedenkopf

FOTOS: SEAN GALLUP/GETTY IMAGES (O.); JÖRG CARSTENSEN / DPA (U.)

Ein Impressum mit dem Verzeichnis der Namenskürzel aller Redakteure finden Sie unter www.spiegel.de/kuerzel

Flüchtlinge

Verzerrte Asylstatistik

Asylverfahren in Deutschland dauern oft deutlich länger als offiziell angegeben. Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Bamf) nennt eine durchschnittliche Bearbeitungsdauer von rund fünf Monaten, doch diese Statistik verzerrt die Wirklichkeit. Grundlage der Berechnungen ist nicht der Tag, an dem ein Flüchtling deutschen Boden betritt, sondern erst jener, an dem das Bamf den Asylantrag entgegennimmt. Bis zu dieser „Aktenanlage“ können jedoch Monate vergehen. Dem SPIEGEL liegen Unterlagen mehrerer Asylbewerber aus Afghanistan vor, die im September nach Deutschland kamen. Ihnen wurden Termine zur „Aktenanlage“ im Mai und im Juni 2016 genannt. Sie müssten demnach ein Dreivierteljahr warten, bis ihr Verfahren überhaupt beginnt. Keine Einzelfälle, wie der Frankfurter Asylrechtsanwalt Reinhard Marx versichert. Er vertritt eine afghanische Familie, die seit 14 Monaten darauf wartet, beim Bamf ihren Antrag stellen zu dürfen. Marx will die Behörde mit einer Klage vor dem Verwaltungsgericht zwingen, schneller zu arbeiten. „Die offiziellen Zahlen über die Dauer der Verfahren sind geschönt“, kritisiert auch Pro-Asyl-Geschäftsführer Günter Burkhardt. „Wir haben eine Warteschleife, deren wahre Länge unbekannt ist.“ Das Bamf räumt ein, dass es mancherorts zu mehrmonatigen Wartezeiten gekommen sei, insbesondere bei afghanischen Asylbewerbern. „Gründe hierfür sind neben den extrem hohen Zugangszahlen Engpässe bei einigen Dolmetschern.“ Man arbeite „mit Hochdruck daran, diesen Zustand zu beheben“, in „absehbarer Zeit“ sollen wieder frühere Termine vergeben werden. cnm, wow



Keitel, Hitler 1938

Zeitgeschichte

„Schlapp geführt“

Im Archiv des russischen Verteidigungsministeriums in Podolsk ist ein spektakuläres Hitler-Protokoll gefunden worden. Die beiden Historiker Matthias Uhl und Johannes Hürter veröffentlichen es in den „Vierteljahresheften für Zeitgeschichte“. Die Rote Armee hatte die Notizen 1945 erbeutet. Es handelt sich um die Mitschrift eines 85-minütigen Gesprächs zwischen dem „Führer“ und seinem höchsten Offizier, dem unterwürfigen Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel (Spitzname „Lakeitel“). Sie liest sich streckenweise wie eine Vorlage für Hitler-Darsteller Bruno Ganz im Kinofilm „Der Untergang“.

Das Gespräch fand am 18. September 1942 im ukrainischen Winniza statt. Ein gutes Jahr nach dem Überfall auf die Sowjetunion war der Ostfeldzug gescheitert, und Hitler tobte.

- Generaloberst Franz Halder (Generalstabschef des Heeres): „kann ja nicht unterscheiden, ob ein Angriff mit 100 Mann, mit 6 Bataillonen oder 2 Divisionen gemacht wird“;
- Generalfeldmarschall Wilhelm List (gerade geschasster Chef der Heeresgruppe A): „hat schlapp geführt“;
- Generalfeldmarschall Fedor von Bock (ebenfalls abberufener Chef der Heeresgruppe B): „hat gänzlich versagt“.

Der Diktator beschuldigte die Spitze der Wehrmacht, Befehle zu ignorieren („Ich halte jeden Tag hier einen Vortrag. Das ist ganz zwecklos.“) und ihm weismachen zu wollen, diese Anordnungen nicht gegeben zu haben („eine Unanständigkeit“). Besonders empörte ihn, dass Stabschef Alfred Jodl den Vorwürfen widersprochen hatte. Das sei „eine Gemeinheit“.

Hitler hatte kurz vor dem Treffen mit Keitel angeordnet, Gespräche mit Spitzenmilitärs künftig mitzustenografieren. Doch fast alle Protokolle sind verbrannt.

Von der eigenen Unersetzlichkeit als Feldherr war der Diktator schon damals überzeugt: „Ich habe eine Todesangst, auch nur 5 Stunden oder einen Tag wegzugehen, weil etwas passieren kann … Wenn ich heute zum Beispiel eine Kiefer-Wurzelentzündung kriege, ich kann ja gar nicht fort, ich muss hier liegen bleiben.“

Kurios: Hitler wollte Jodl durch Friedrich Paulus ersetzen, der gerade in Stalingrad kämpfte. Er stellte diese Beförderung dann zurück. Begründung: „General Paulus verdient es, dass der Fall von Stalingrad unter allen Umständen mit seinem Namen verbunden ist.“ Kein halbes Jahr später kapitulierte Paulus vor der Roten Armee. klw

Kittihawk



FOTO: HEINRICH HOFFMANN/BPK/BAYRISCHE STAATSBIBLIOTHEK; ILLUSTRATION: KITTIHAWK FÜR DEN SPIEGEL

Jakob Augstein Im Zweifel links

Mogeln?



Deutschland erlebt in diesen Tagen die doppelte Merkel. In der Flüchtlingkrise ist ihre Rede klar und deutlich – wie es in der Bergpredigt heißt: „Ja, ja.“ Aber ihre Politik entspricht der Fortsetzung des Matthäus-Zitats: „Nein, nein.“

Dass die deutsche Kanzlerin weltweit gefeiert wurde, verdankt sie einer einsamen Entscheidung: Am 5. September verhalf Angela Merkel den Flüchtlingen in Ungarn zur Weiterreise, überraschend, wie einst Günter Schabowski: „Das trifft nach meiner Kenntnis … ist das sofort, unverzüglich.“

Sie hat sich dadurch in eine sonderbare Lage gebracht. Ihre Gegner haben sie dafür geküsst, ihre eigene Partei schlägt sie. Die Kanzlerin wird von der Opposition gelobt, von vielen Wählern gescholten. Und 34 Parteifunktionäre schrieben einen offenen Brief: „Die gegenwärtig praktizierte ‚Politik der offenen Grenzen‘ entspricht weder dem europäischen oder deutschen Recht, noch steht sie im Einklang mit dem Programm der CDU.“ Nicht nur für die Verhältnisse der CDU ist das starker Tobak.

Merkel sagt: „Wir schaffen das.“ Für die Frage, die in der CDU rumort – „Wollen wir das?“ –, fehlt der Pragmatikerin das Verständnis. Aber Deutschland begreift sich nicht als Einwanderungsland. Merkel selbst hat im Juni 2000 Rita Süssmuth in den Senkel gestellt, weil diese an einem Einwanderungsgesetz mitwirken wollte.

In Deutschland ist die Angst vor den Fremden groß und vor dem Islam noch größer. Da wird jetzt ein Murren laut, das kann noch zum Getöse werden. CDU-Vize Thomas Strobl schreit schon im Bundestag: „Die Gesetze macht bei uns in Deutschland nicht der Prophet, die macht bei uns in Deutschland das Parlament.“ Und als gäbe es weder Pegida noch NPD, illustriert die ARD ihren „Brennpunkt“ mit einer elenden Montage: Minarette über Berlin-Mitte und Merkel mit Tschador.

In dieser Lage gibt Merkel die paradoxe Kanzlerin: Bei Anne Will sagt sie, sie werde sich nicht beteiligen an einem „Wettbewerb, wer ist am unfreundlichsten zu Flüchtlingen, und dann werden sie schon nicht kommen“. Und sie sagt: „Wir können die Grenzen nicht schließen. Wenn man einen Zaun baut, werden sich die Menschen andere Wege suchen. Es gibt den Aufnahmestopp nicht.“

Klug und vernünftig. Allein – die Politik der Bundesregierung ist eine andere. Sie setzt auf Abschreckung und Abschottung. Schon im Sommer wurde bestimmt: Wer den Behörden falsche Angaben macht, wer keinen Pass besitzt, wer einen Schlepper bezahlt hat, kann inhaftiert werden. Und weiter: Bald sollen Flüchtlinge bis zu einem halben Jahr in den Erstaufnahmeeinrichtungen festgehalten werden. Asylbewerber sollen möglichst kein Bargeld mehr erhalten. Im Inland werden die Schrauben angezogen. Und gleichzeitig sollen die Außengrenzen Europas wieder festgemacht werden.

„Der Herrgott hat uns diese Aufgabe jetzt auf den Tisch gelegt“, hat Angela Merkel gesagt. Stellt sie sich dieser Aufgabe? Nein. Merkel mogelt. Nobel ist das nicht.

An dieser Stelle schreiben Jan Fleischhauer und Jakob Augstein im Wechsel.

Europol

Warnung vor „Datenkrake“

Zur Terrorabwehr sollen Sicherheitsbehörden in der Europäischen Union in Zukunft einfacher und schneller Datensätze über Fluggäste untereinander austauschen können. Eine zentrale Rolle soll dabei die europäische Polizeibehörde Europol einnehmen. Das geht aus einem vertraulichen Papier aus dem Büro von Donald Tusk hervor, dem Präsidenten des Europäischen Rates. Noch sind allerdings nicht alle EU-Staaten mit dem Vorschlag einverstanden. Derzeit plant Europol den Aufbau eines Europäischen Zentrums zur Terrorismusbekämpfung. Kritiker wie Andrej Hunko, Bundestagsabgeordneter der Linken und Experte für europäische Innenpolitik, warnen davor, dass sich Europol zur „Superbehörde“ und zu einer „Datenkrake“ entwickele. Die parlamentarischen Kontrollmöglichkeiten stünden dazu „in keinem Verhältnis“. jös, mkn

Verteidigung

Manöver am Atomwaffen-Depot

Am Fliegerhorst Büchel in der Eifel, wo US-Atomwaffen lagern, sollen in der kommenden Woche Nato-Kampfjets trainieren. Beteiligt sind auch jene Staaten, die Trägerflugzeuge für den Einsatz von US-Kernwaffen bereitstellen. Der Luftraum über dem Flugplatz ist zeitweise für die zivile Luftfahrt gesperrt. Das Verteidigungsministerium lässt offen, ob es sich um eine Atomwaffen-Übung handelt. Es gehe „um die reibungslose Zusammenarbeit der teilnehmenden Luftfahrzeugbesatzungen und des technischen Personals bei komplexen und fordernden Missionen“, hieß es lediglich in der Antwort des Ministeriums auf eine Anfrage aus der Grünen-Fraktion im Bundestag. Aus einem Nato-Dokument geht jedoch hervor, dass die jährliche Atomwaffenübung der Allianz „Steadfast Noon“ ebenfalls in der kommenden Woche geplant ist. gt, ona



„Tornado“-Kampfflugzeug

CDU

Einwanderungsgesetz unerwünscht

In der CDU regt sich Widerstand gegen ein Einwanderungsgesetz, das die Führung auf dem Parteitag im Dezember als offizielles Ziel im Programm verankern will. Der fast 17 000 Mitglieder starke Bezirksverband Niederrhein verlangt, einen entsprechenden Satz in dem Antrag einer Kommission unter Parteivize Armin Laschet zu streichen. Die umstrittene Passage enthält das heikle Wort Einwanderungsgesetz schon gar nicht mehr, sondern fordert nur, dass die Zuwanderungsregeln „widerspruchsfrei und besser miteinander verknüpft“ und „in einem Gesetz zusammengeführt“ werden. Doch auch dies geht dem Bezirksverband Niederrhein unter Führung von Günter Krings, Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesinnenministerium, zu weit: Es sei „eine leichtsinnige Annahme und nicht begründbare Hoffnung“, heißt es in einem Änderungsantrag, dass eine solche Reform „eine bloße Zusammenfassung“ der geltenden Regeln brächte. Eher sei zu befürchten, dass die Zuwanderung dann „so ausgeweitet würde“, dass Menschen „auch in die Arbeitslosigkeit in Deutschland zuwandern dürften“. ama

FOTOS: ALAMY / MAURITIUS IMAGES (R.)

BEI JEDEM WETTER

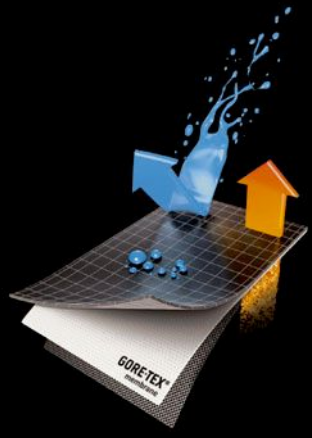
ERLEBE DEN UNTERSCHIED

GUARANTEED
TO KEEP YOU DRY
GORE-TEX®
PRODUCTS

VERGISS DAS WETTER.
DER MOMENT ZÄHLT.

Nur GORE-TEX® Produkte bieten Dir das
GUARANTEED TO KEEP YOU DRY™ Versprechen.
Schutz und Komfort – von Kopf bis Fuß.

gore-tex.de/experience



WASSERDICHT WINDDICHT ATMUNGSAKTIV

© 2015 W. L. Gore & Associates GmbH. GORE-TEX, GUARANTEED TO KEEP YOU DRY, GORE und Bildzeichen sind Marken von W. L. Gore & Associates



Polizeieinsatz bei Demonstration in Göttingen 2011

Der Augenzeuge

„Verstöße dokumentieren“



Roland Laich, 49, ist Webdesigner aus Göttingen und Bürgerrechtsaktivist. Auf seine Beschwerde hin entschied jetzt das Bundesverfassungsgericht, dass Bürger das Recht haben, Polizisten bei ihrer Arbeit zu fotografieren und zu filmen, ohne sich dabei ausweisen zu müssen.

„Es war im Januar 2011, als wir mit unserer Bürgerrechtsgruppe in Göttingen eine Demonstration begleiteten. Wir hatten davor schon mal in einer hiesigen Polizeistation bei deren Tag der offenen Tür Flugblätter verteilt, von daher waren wir als Gruppe der Polizei an sich schon bekannt. Die besagte Demo richtete sich gegen die Abnahme einer DNA-Probe bei einem linken Aktivisten durch die Göttinger Polizei. Ein Polizeitrupp filmte dabei fast ohne Pause die Demonstranten, obwohl das nach der Rechtsprechung so nicht ohne Weiteres zulässig ist. Wir haben bewusst nicht mitdemonstriert, sondern das Ganze von außen beobachtet, um eventuelle Rechtsverstöße durch die Polizei dokumentieren zu können. An einem Button mit unserem Logo, den wir offen trugen, waren wir aber gut als Mitglieder von ‚BürgerInnen beobachten Polizei und Justiz‘ erkennbar. Als dieser Polizeitrupp das Filmen trotz Protesten seitens einzelner Demonstranten nicht einstellte, haben wir die Beamten darauf angesprochen – und diesen Vorgang unsererseits mit einer Digitalkamera festgehalten. Die betreffenden Polizisten haben daraufhin von mir und anderen Mitgliedern unserer Gruppe die Personalausweise verlangt. Es gab einen ziemlichen Auflauf, weil wir uns erst weigerten; ich habe dann, damit die Sache nicht eskalierte, doch meine Personalien feststellen lassen, danach aber, nach Rücksprache mit unserem Anwalt, gegen das Vorgehen der Polizei geklagt. Beim Verwaltungs- und Oberverwaltungsgericht sind wir gescheitert: Die Polizei dürfe jederzeit prüfen, wer sie fotografiert und filmt, weil es einen Generalverdacht gebe, dass solche Aufnahmen missbraucht, also etwa so ins Netz gestellt werden. Das Bundesverfassungsgericht hat jetzt aber uns recht gegeben: Nur wenn es konkrete Hinweise darauf gibt, dass solche Aufnahmen unzulässig verbreitet würden, dürfe die Polizei präventiv dagegen vorgehen, also Personalien feststellen oder Ähnliches. Künftig jedenfalls können sich Beobachter wie wir, aber auch Demonstrationsteilnehmer immer darauf berufen, dass man das Vorgehen der Polizei für Beweiszwecke dokumentieren darf.“

Aufgezeichnet von Dietmar Hipp

Gerichte

Zeuge per Video

In Strafprozessen sollte es künftig zulässig sein, Videoaufnahmen von früheren richterlichen Zeugen- und Beschuldigtenvernehmungen einzuspielen. Das fordert eine Expertenkommission, die im Auftrag von Bundesjustizminister Heiko Maas (SPD) Vorschläge für eine Reform der Strafprozessordnung entwickelt hat. Dies wäre ein Paradigmenwechsel: Bisher sind solche Videos tabu; Zeugen müssen persönlich vor Gericht erscheinen. Die Videos könnten hilfreich sein, wenn Zeugen nachträglich ein Schweigerecht nutzen oder wenn Angeklagte ihr Geständnis widerrufen. „Sie dürfen aber nicht nachträglich genutzt werden, um Zeugnisverweigerungsrechte zu umgehen“, warnt der Deutsche Anwaltverein. Die Expertenkommission setzt sich zudem für erweiterte Rechte von Beschuldigten ein: Sie sollten bei der Auswahl von Sachverständigen mitreden dürfen, bereits in den Polizeivernehmungen Anwälte anfordern dürfen und im Ermittlungsverfahren schon einen Pflichtverteidiger beantragen können. ama

Familie

Unbetreutes Geld

Die durch den Wegfall des Betreuungsgeldes eingesparten Mittel werden nicht vollständig in die Kita-Betreuung investiert. Laut einer Antwort der Bundesregierung auf eine Anfrage der Linken, geht nur ein Teil des Geldes an die Länder – und das auch nur für die nächsten drei Jahre. Beispielsweise waren im Haushaltsentwurf für 2016 eine Milliarde Euro für das Betreuungsgeld eingeplant – nun werden lediglich 339 Millionen Euro weiterverteilt. Außerdem wird es wohl keine Zweckbindung geben, sodass die Länder über die Mittel frei verfügen können. Familienministerin Manuela Schwesig (SPD) hatte ursprünglich gefordert, das frei werdende Geld für den Kita-Ausbau zu verwenden. Es sei eine historische Chance vertan worden, sagt der Linken-Abgeordnete Norbert Müller: „Die Familienministerin hat sich gewaltig über den Tisch ziehen lassen.“ red

Rohstoffe

Vergeblicher Einsatz

Gold, Coltan, Wolfram und Tantal: Im Streit um eine Nachweispflicht von Rohstoffen aus Krisenregionen bleibt die Bundesregierung ihrer tendenziell wirtschaftsfreundlichen Linie treu. In Brüssel unterstützte die deutsche Vertretung diese Woche den Vorschlag der EU-Kommission, „die Finanzierung von Konflikten aus dem Erlös von Rohstoffen zu verhindern“.

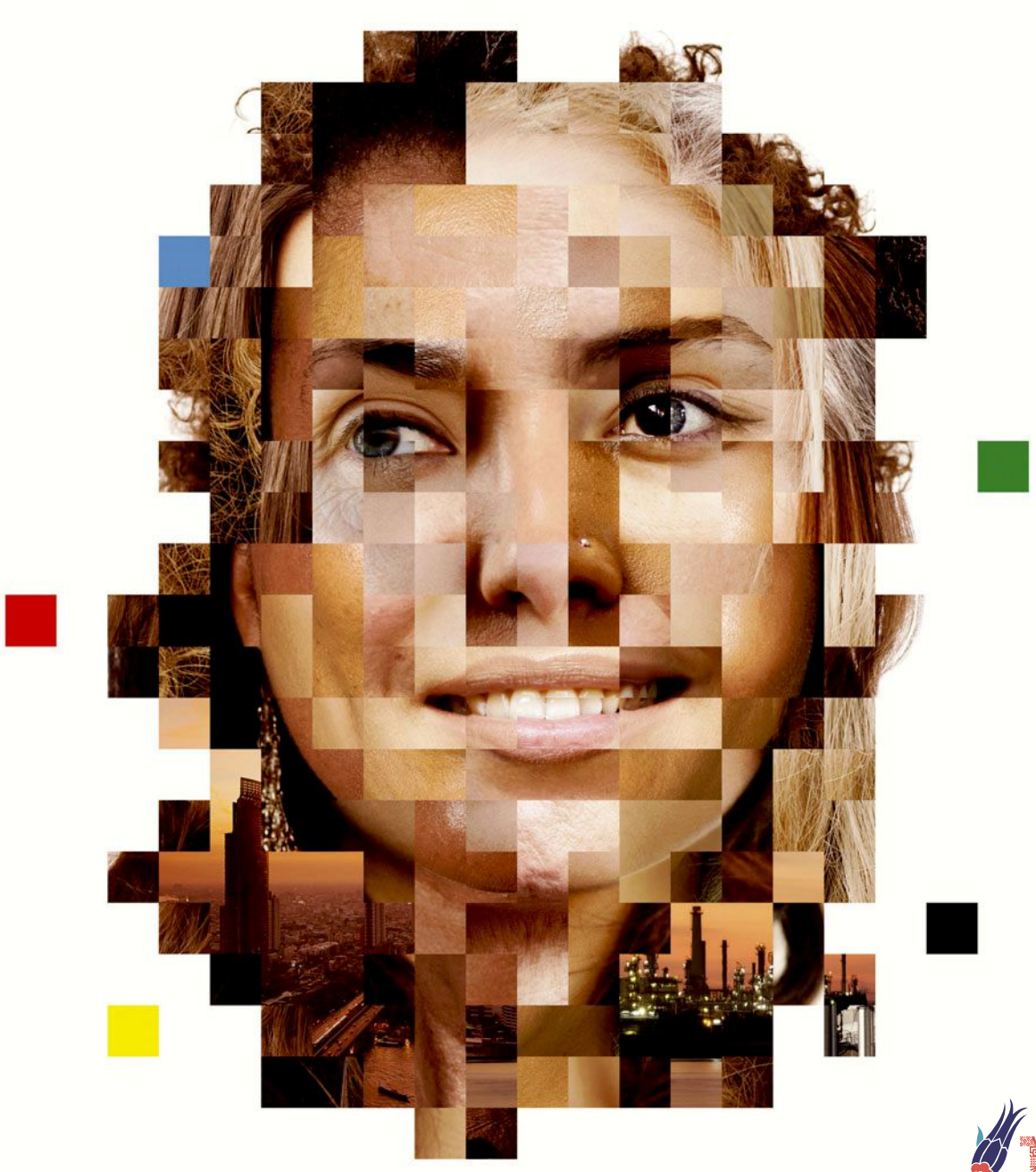

Arbeiter in Coltanmine im Kongo

Dabei sehe Deutschland „verbindliche Regelungen für geeignet an, wenn sie verhältnismäßig sind“. Das EU-Parlament hatte deutlich klarer „verbindliche“ Herkunftsnachweise für den Erwerb und Handel von solchen Rohstoffen gefordert. Auch die SPD-Bundestagsfraktion hatte sich, initiiert vom hessischen Abgeordneten Sascha Raabe, bei Wirtschaftsminister Sigmar Gabriel für verbindliche Regeln eingesetzt. Die CDU war hingegen für eine freiwillige Selbstzertifizierung. Der Kompromiss besteht nun in Herkunftsnachweisen, die „verhältnismäßig sind“. In einigen afrikanischen Ländern finanzieren zahlreiche Warlords ihre Kämpfer mit dem Verkauf von Konfliktrohstoffen. kn

FOTOS: PETER HELLER / GÖTTINGER TAGEBLATT (O.); STEFAN RAMPFEL / DER SPIEGEL (M.); ERBERTO ZANI / REX SHUTTERSTOCK / ACTION PRESS (U.)

G20. ZUSAMMEN FÜR INTEGRATIVES, ROBUSTES WACHSTUM.

Mit starken Frauen bauen wir erfolgreiche Volkswirtschaften auf.



TURKISH AIRLINES

2015 Turkey G20
G20.org



Kanzlerin Merkel in Straßburg*

Kein Fall für zwei

Migration Der Streit um die Flüchtlinge spaltet die Union. Angela Merkel will nicht Zäune bauen, sondern die Syrienkrise befrieden. CSU-Chef Seehofer hält das für naiv. Er will die Kanzlerin so lange attackieren, bis sie ihren Kurs korrigiert.

Das Stadttheater Ingolstadt ist ein Ort der leichten Unterhaltung. Dort wird bald „Tartuffe“ gegeben, Molières Komödie über Religion und Heuchelei in Zeiten des französischen Absolutismus.

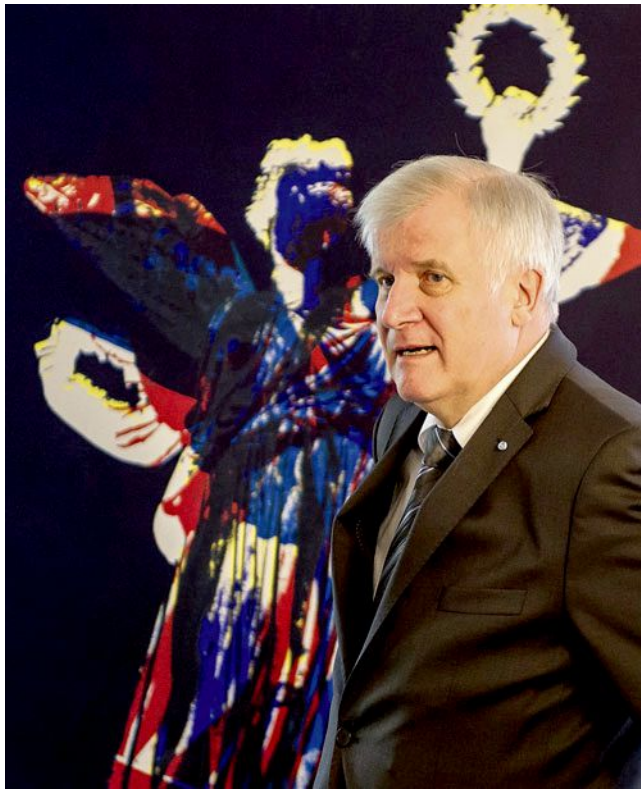
Nach Lustspiel war den 85 Landräten und Oberbürgermeistern allerdings nicht, als sie sich am vergangenen Mittwoch im Ingolstädter Theater mit Horst Seehofer trafen. Sie sollten dem bayerischen Ministerpräsidenten berichten, wie es in ihren Gemeinden aussieht, wie sie zurechtkommen mit den vielen Flüchtlingen, die derzeit über die österreichische Grenze nach Bayern drängen.

Eigentlich weiß Seehofer Bescheid, er spricht täglich mit seinen Kommunalpolitikern. Es ging darum, eine Bühne für ein politisches Schauspiel zu bauen. Für Freitag hatte Seehofer eine Sondersitzung des bayerischen Kabinetts angesetzt, sie sollte Höhepunkt eines Stücks sein, das schon seit Wochen läuft: der bayerische Ministerpräsident gegen die Kanzlerin in Berlin.

Kaum hatten sich die Kommunalpolitiker versammelt, ging das Lamento los. Vom „Ende der Fahnenstange“ redete einer, dann richtete sich der Zorn gegen die Österreicher, die die Flüchtlinge einfach nur durchwinkten. Zum Schluss ging es gegen Angela Merkel, die sich zum Ärger der Kommunalpolitiker weigert, endlich eine Obergrenze für den Zuzug zu verkünden. Seehofer, erfahren in der Kunst der politischen Inszenierung, dämpfte nicht die Wut, er nahm sie auf. Berlin müsse zur Kenntnis nehmen, wie die Realität aussehe. Bayern könne weitere Lasten nicht tragen, deswegen brauche es jetzt einen Akt der „wirksamen Notwehr“. Noch während des laufenden Treffens wurden Seehofers Worte nach draußen getragen und verbreiteten sich über eine dpa-Meldung durch die ganze Republik.

Notwehr gegen Merkel? Seehofers Verhältnis zur CDU-Chefin war noch nie einfach. Merkel war es, die Seehofer die bitterste Niederlage seiner Karriere beibrachte, im November 2004, als Seehofer in der Debatte über die Gesundheitsprämie unterlag und enttäuscht sein Amt als Fraktionsvize aufgab. Seehofer hat das nie vergessen. Aber ein Ministerpräsident, der zur Notwehr gegen eine Kanzlerin aufruft, als wäre sie ein Dieb in der Nacht? Das ist neu.

Wie immer in der Union geht es um Macht und Eitelkeiten, aber diesmal ist es auch ein Streit um die Sache. Die beiden Politiker markieren die Pole in der Debatte um die Flüchtlinge, niemand formuliert die Extreme deutlicher als Seehofer und Merkel. Es stehen gegeneinander: das Prinzip Stacheldraht und das Prinzip Weltfrieden. Seehofer will Merkel zu dem Bekenntnis zwingen, dass Deutschland nicht mehr Flüchtlinge aufnehmen könne. Vor ein paar Wochen hatte er den ungarischen Premierminister Viktor Orbán nach Bayern eingeladen, der mit Tränengas und Wasserwerfer die Flüchtlinge von seiner Grenze vertrieb.



Ministerpräsident Seehofer: „Wirksame Notwehr“

Je mehr Seehofer Merkel dazu drängt, den Flüchtlingen ein Stoppzeichen zu setzen, desto mehr entflieht sie in die Sphären der Globalpolitik. „Es liegt nicht in meiner Macht, wie viele zu uns kommen“, sagte Merkel am Mittwoch in der Talkshow „Anne Will“. Das ist ein bemerkenswerter Satz. Wie viele Flüchtlinge verträgt Deutschland? 800 000? Eine Million? Zwei Millionen?

Merkel sagt, sie wolle nicht über Zahlen reden. Wenn man ihr zuhört, dann muss erst der Nahe Osten befriedet werden, bevor der Flüchtlingsstrom versiegt. Geht es nach Seehofer, dann muss die Kanzlerin nur das eine erlösende Wort „Überforderung“ sprechen, und schon kehren die Verzweifelten um. An Seehofer und Merkel lässt sich ablesen, dass der deutschen Politik der Sinn für die vernünftige Mitte verloren geht.

Merkel ist in den vergangenen Jahren zur Weltpolitikerin gereift. Kein Kanzler vor ihr hatte international solchen Einfluss, und kaum einer verfügte über einen derartigen Vertrauensbonus bei den Bürgern. Dieser beruhte stets darauf, dass Merkel berechenbar war: Wer verstand schon so genau, was es mit dem ESM auf sich hat und wer nun Schuld an der Eskalation der Ukrainekrise trug? Aber die Deutschen vertrauten darauf, dass die Kanzlerin schon weiß, was sie tut.

Sie war das Gegenbild zu Seehofer, dem ewigen Stenz. Der brachte es fertig, eine Maut auf den Weg zu bringen, die keinen anderen Sinn hatte, als die Österreicher zu ärgern. Seehofer war der Hasardeur, der fröhliche Hallodri, aber nun, da auch Merkel etwas riskiert, mag er nicht mitspielen.

Es scheint, als sei Merkel im zehnten Jahr ihrer Amtszeit bei sich angekommen. Sie war die erste Frau im Kanzleramt, aber sie machte nie wirklich selbst Frauenpolitik, weil sie fürchtete, dass ihr die Männer das übel nehmen würden. Sie sprach nur selten über ihre Zeit im Osten, weil sie glaubte, dass die Westler das nicht verstünden. Ständig begleitete sie die Angst, für einen Freak gehalten zu werden. Das ist

* Mit EU-Parlamentspräsident Martin Schulz, Frankreichs Staatspräsident François Hollande.

FOTOS: MICHELE TANTUSSI / GETTY IMAGES (L.); PETER KNEFFEL / DPA (R.)

vorbei. „Die Menschen sollen schon wissen, wer ihre Kanzlerin ist“, sagte Merkel bei „Anne Will“. Sie wirkte dabei fröhlich und aufgekratzt, wie ein Mensch, der sich endlich traut, er selbst zu sein.

Ein paar Stunden zuvor hatte Merkel hinter verschlossenen Türen mit konservativen Abgeordneten im Straßburger Europaparlament gesprochen. Dort verteidigte sie nicht nur ihre Politik, sie begründete diese auch mit ihrer DDR-Biografie. „Ich habe nun lange genug hinterm Zaun gelebt, man kann sich dort vielleicht ein paar Jahre aufhalten“, sagte sie. „Selbst die schöne Mauer von der DDR ist gefallen. Und so wird auch Europa nicht in eine Festung verwandelt werden. Es wird einfach nicht klappen.“

Nun heißt es, Merkel habe mit den Flüchtlingen ihr Thema gefunden, aber das ist nur ein Teil der Wahrheit. Ihr Thema ist die Weltpolitik; die Flüchtlinge sind nur ein Unterpunkt. Am Dienstag flog Merkel in einem grauen Bundeswehr-Airbus vom indischen Bangalore zurück nach Berlin. Kurz nach dem Start zeigte sie den Mitreisenden einen Zettel mit der Route des Fliegers. Es war ein schlichtes Blatt mit den Umrissen von Europa und Asien. Aber für Merkel war es der Beleg dafür, wie klein die Welt geworden ist.

Sie suchte mit dem Zeigefinger Saudi-Arabien, Syrien und die Türkei. All diese Länder sind für sie Variablen in der großen Weltgleichung, Faktoren, die sie berücksichtigen muss, wenn sie erreichen will, dass der Strom der Menschen nach Europa versiegt.

Merkels Rechnung geht, etwas vereinfacht, so: Zuerst muss der Türkei geholfen werden, damit den zwei Millionen Syrern, die dort in den Flüchtlingscamps weilen, die Lust vergeht, nach Europa aufzubrechen. Dann will sie sich daranmachen, den Syrienkonflikt zu schlichten. Dazu müssen, unter anderem, die USA dem ewig geltungssüchtigen Wladimir Putin etwas Respekt entgegenbringen und die Streithähne Iran und Saudi-Arabien an einen Tisch gebracht werden.

Kann das klappen? Am Montag war der türkische Staatspräsident Recep Tayyip Erdoğan in Brüssel, er traf sich mit Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker. Erdoğan, das wurde schnell klar, wird sich Zugeständnisse teuer abkaufen lassen. Juncker stellte dem türkischen Präsidenten bei dem Gespräch Visa-Erleichterungen für türkische Geschäftsleute in Aussicht. Derzeit erarbeitet die Kommission dafür Vorschläge, Fachleute sind bereits in der Türkei, um Details zu klären. Parlamentspräsident Martin Schulz, der bei dem Gespräch dabei war, stellte eine bevorzugte Behandlung im Parlament in Aussicht.

Juncker machte beim wöchentlichen Treffen der Kommissare klar, dass auch bei den Beitrittsverhandlungen neue Kapitel eröffnet werden könnten. Außerdem soll die Türkei über die bereits in Aussicht gestellte eine Milliarde Euro hinaus noch einmal eine Milliarde für die Flüchtlingscamps bekommen.

Ohne die Türkei wird es keine Lösung geben, aber warum sollte Erdoğan Merkel das Leben erleichtern? Die Kanzlerin hat sich immer gegen eine EU-Mitgliedschaft der Türkei gewandt, außerdem finden am 1. November Parlamentswahlen in der Türkei statt, und 68 Prozent der Bürger wünschen sich eine strengere Flüchtlingspolitik.

Es ist sympathisch, wenn Merkel sagt, dass Zäune keine Lösung seien. Aber sie macht sich damit auch erpressbar. Was ist,

Merkel will keine rechten Parolen kopieren. Sie glaubt, dass davon nur die Populisten profitierten.

wenn Erdoğan keine Lösung will, weil er es ganz gut findet, wenn sich die Lager an der türkisch-syrischen Grenze leeren? Oder wenn sich der Krieg in Syrien noch verschärft?

Ende Februar war Merkel zu Besuch beim Papst im Vatikan, und zurück brachte sie eine Frage, die sie seither nicht mehr loslässt: Was, wenn der Zwist im Nahen Osten zwischen Sunniten und Schiiten der Dreißigjährige Krieg der Neuzeit ist? Das Pendant zu jenem Konflikt zwischen Katholiken und Protestanten, der im 17. Jahrhundert halb Europa in Schutt und Asche legte?



Kanzleramtschef Altmaier
Koordinierung in der Zentrale

FOTO: IMAGO / IPON

Merkel hat darauf keine Antwort. Sie hat gesagt, dass Deutschland Schutzbedürftigen Obhut geben wird. Aber wenn ihr Plan zur Weltbefriedung nicht aufgeht, dann werden so viele kommen, dass die Deutschen das nicht mehr akzeptieren. Merkel ahnt das. Deshalb will sie erst einmal nicht darüber reden, wie viele Flüchtlinge Deutschland verkraften kann. Sie will die Grenze ihres Scheiterns nicht auch noch selbst benennen.

Denn darauf wartet Seehofer nur. Kein anderes Bundesland ist von der Krise so betroffen wie Bayern, und der CSU-Chef hat das Gefühl, dass Merkel hinter dem dicken Panzerglas des Berliner Kanzleramts gar nicht registriere, wie dramatisch die Lage sei. Seehofer dagegen bekommt von seinen Leuten jeden Tag berichtet, wie sich die Dinge entwickeln. Mitte September rief der Deggendorfer Landrat Christian Bernreiter im Kanzleramt an und bat um einen Termin.

Am 28. September reiste Bernreiter zusammen mit ein paar Kollegen aus seiner Heimat nach Berlin. Er berichtete Merkel von seinem Freilassinger Kollegen, dem zufolge Einzelhändler in der Innenstadt vor der Pleite stünden, weil der nicht enden wollende Flüchtlingsstrom die Straßen blockiere.

Merkel hörte vom Landkreis Bad Tölz-Wolfratshausen, der schon 115 Immobilien mit Flüchtlingen belegt habe. Oder vom winzigen Ort Breitenberg, wo innerhalb von zwei Wochen 10 000 Flüchtlinge aus dem Wald kamen. Sie werden von Schleusern mit Bussen an die Grenze im österreichischen Julbach gefahren. Im Wald haben die Österreicher Schilder aufgestellt, schwarz-rot-gold mit einem Richtungspfeil und der Aufschrift: Germany.

„Die Kanzlerin hat gesagt, dass sie uns verstehe, das sei alles sehr dramatisch“, sagt Bernreiter. „Und dass sie Tag und Nacht grübelt. Aber sie hat keine Lösung und kann uns jetzt nichts versprechen.“

Seehofer macht das verrückt. Er sieht, wie sich die Turnhallen in Bayern füllen, und möchte das Signal geben, dass die Politik etwas dagegen tut. Aber Merkel sagt, es ergebe keinen Sinn, über Obergrenzen für Flüchtlinge zu reden. Seehofer fordert deshalb, dass Flüchtlinge an der österreichischen Grenze zurückgewiesen werden. Das ist seine Form der „Notwehr“.

Der CSU-Chef will den Unmut in der Bevölkerung aufnehmen, nur so lässt sich aus seiner Sicht verhindern, dass rechte Parteien stark werden. Merkel dagegen glaubt, dass es keinen Sinn macht, rechte Parolen zu kopieren, weil davon nur die Populisten profitierten. Im Kanzleramt wird an den Europawahlkampf im vergangenen Jahr erinnert, wo Seehofer den Eurogegner Peter



Flüchtlinge in Berlin: Wann sind die Kapazitäten erschöpft?

Gauweiler durch die Bierzelte ziehen ließ – mit der Folge, dass die AfD in Bayern aus dem Stand acht Prozent holte.

Es geht aber auch um Seehofer selbst. Noch vor wenigen Wochen galt er als kranker, alter Mann der CSU, es schien nur eine Frage der Zeit, wann der quietschfidele Finanzminister Markus Söder den alten König vom Thron stürzen würde. Nun hat sich Seehofer noch mal in die Schlacht mit dem größtmöglichen Gegner geworfen. Das ist immer eine gute Show. Wer denkt da noch an Söder?

Es hilft, dass Seehofer die klammheimliche Unterstützung vieler Christdemokraten hat. Und mit der Degradierung von Thomas de Maizière hat sich Merkel auch keine Freunde gemacht. Der Innenminister hatte – zur Freude vieler – gesagt, es müsse eine Obergrenze für die Aufnahme von Flüchtlingen geben. Nur Merkel war nicht amüsiert. Nun hat sie entschieden, dass ihr Kanzleramtschef Peter Altmaier die Flüchtlingskrise koordiniert. De Maizière soll sich im Innenministerium um die Umsetzung der Details kümmern, und ansonsten seine Ideen für sich behalten.

Seehofer ist nicht so leicht zum Schweigen zu bringen. Er will Merkel attackieren, bis sie einlenkt und erklärt, dass Deutschland nicht mehr kann. Die Zeit arbeite für ihn, glaubt der CSU-Chef. Irgendwann würden die Bürger den Zustrom nicht mehr akzeptieren. Dann sieht er seine Stunde kommen. Bis dahin will er Merkel weiter unter Druck setzen. Sein nächstes Thema ist die deutsche Leitkultur, auf die er die Flüchtlinge verpflichten will. Er weiß, dass dies eine Provokation für die Kanzlerin ist, denn das Wort wurde von ihrem alten Rivalen Friedrich Merz in die Debatte eingeführt. Deshalb hat sie es gemieden.

Natürlich weiß Seehofer, dass er es nicht übertreiben darf. Merkels Popularitätswerte sind geschrumpft, aber in der CDU gibt es im Moment keinen Ersatz für sie, und die bayerische Landtagswahl findet ein Jahr nach der Bundestagswahl statt: im Herbst 2018. Eine Demontage Merkels käme einer Selbstdemontage gleich.

Aber die Befindlichkeiten der Union sind noch das kleinste Problem. Ministerpräsident Seehofer hat die Flüchtlingkrise zur Machtfrage stilisiert, das macht es für beide Seiten so schwer, aus ihren Gräben zu klettern. Seehofers Versagen besteht darin, dass er die Illusion geweckt hat, es gebe eine einfache Lösung für die Flüchtlingskrise. Er lässt die Hasenherzen pochen, die sich allzu schnell vor einer Überforderung fürchten.

Aber auch Merkel hat sich in eine Sackgasse manövriert: Natürlich wäre es schön, wenn es ihr gelänge, die Ursachen des Massenexodus zu bekämpfen. Aber wenn nicht? Sie hat die Illusion geweckt, dass Deutschlands Aufnahmebereitschaft unbegrenzt sei. Doch Humanität kennt eine Obergrenze, so hässlich das klingt. Wenn es Merkel nicht gelingt, den Strom zu begrenzen, dann wird sie entweder aus dem Amt gefegt, oder sie muss selbst die Zäune bauen, die sie nie wollte.

Bisher ist ihr Optimismus unverwüstlich. Nur am Ende von „Anne Will“ sagte sie: „Ich habe überhaupt keinen Zweifel, dass wir das nicht hinkriegen.“ Aber wahrscheinlich war sie einfach nur müde.

Björn Hengst, Peter Müller, Ralf Neukirch, Conny Neumann, René Pfister

FOTO: CHRISTIAN THIEL

„Die Zahlen müssen sinken“

Gastbeitrag Deutschland kann nicht unbegrenzt Flüchtlinge aufnehmen.

Von Sigmar Gabriel und Frank-Walter Steinmeier

Was sind wir den von Krieg und Gewalt Bedrohten schuldig? Was und wie viel halten wir aus? Wann sind die äußersten Grenzen der Belastbarkeit erreicht? Jede der drei Fragen hat ihre Berechtigung. Wenn sich aber die Debatte nur noch zwischen den medial zugespitzten „Wir schaffen das“ und „Das Boot ist voll“ bewegt, dann droht die Flüchtlingsfrage unsere Gesellschaft zu zerreißen. Wir brauchen eine ehrliche Diskussion über realistische Gestaltungsmöglichkeiten.

Zur Ehrlichkeit gehören einige Feststellungen:

Ja, die große Mehrheit der zu uns kommenden Menschen flieht tatsächlich aus Kriegs- und Bürgerkriegsgebieten oder unmittelbar aus den Nachbarregionen.

Ja, wir hatten einen hohen Anteil von Flüchtlingen aus dem westlichen Balkan. Diese haben aber keine Chance auf Anerkennung auf Asyl. Sie müssen rasch in ihre Heimat zurückkehren.

Ja, trotz der beispiellosen Hilfsbereitschaft der Deutschen und der überwältigenden Leistung der Kommunen müssen wir das Mögliche dafür tun, dass die Zuwanderungszahlen nach Deutschland wieder sinken. Denn wir können nicht dauerhaft in jedem Jahr mehr als eine Million Flüchtlinge aufnehmen und integrieren.

Zur Ehrlichkeit gehört das Eingeständnis, dass wir die Dynamik der Migration nicht allein mit den Mitteln der deutschen Innenpolitik und schon gar nicht ohne Europa beeinflussen können; und auch dann werden wir den Trend nicht über Nacht brechen.

Deutschland hat gehandelt. Länder und Kommunen werden entlastet. Wir haben mit dem Asylpaket nationale Voraussetzungen geschaffen, um vor allem den wirklich Schutzbedürftigen helfen zu können. Unsere rechtsstaatliche Kultur mitsamt den verfassungsrechtlich garantierten Grundrechten werfen wir dabei nicht über Bord.

Klar ist aber auch: Wir müssen mit Beharrlichkeit und Entschiedenheit an internationalen und besonders europäischen Lösungen arbeiten, damit der Druck auf Deutschland wieder abnehmen kann. Dafür brauchen wir wieder mehr Vertrauen, dass nationaler Egoismus keinen Ausweg bringt, gemeinsames Handeln aber allen nutzt.

Die Entscheidung in der EU zur Verteilung von 120 000 Flüchtlingen ist gut, reicht aber nicht. Wir brauchen einen dauerhaften europäischen Verteilungsschlüssel.

Wir haben funktionsfähige europäische Institutionen, sie sind aber nicht auf den derzeitigen Flüchtlingsansturm eingestellt. Frontex braucht mehr Personal für die Sicherung der EU-Außengrenzen und sollte zu einer europäischen Grenzschutzbehörde ausgebaut werden. Überfällig ist eine gemeinsame Grenzsicherung mit der Türkei im östlichen Mittelmeer. Das Europäische Asylunterstützungsbüro EASO ist ja schon der Embryo einer europäischen Asylbehörde. Auch hier sollten wir mutige Schritte der Integration angehen.

Wir müssen Griechenland und Italien beim Aufbau von „Europäischen Ankunftszentren“ unterstützen. Hier müssen konsequent alle ankommenden Flüchtlinge registriert und dann innerhalb der EU gerecht verteilt werden.

Europäische Lösungen werden aber nur dann greifen, wenn wir zu Vereinbarungen mit den Schlüsselländern in der europäischen Nachbarschaft, vor allem mit der Türkei, kommen. Hier hat die Europäische Kommission einen Aktionsplan vorgeschlagen, den wir mit einem bilateralen Migrationsdialog flankieren.

Wir müssen jene Staaten stützen, die derzeit einen Großteil der Flüchtlinge aufnehmen. Das sind neben der Türkei vor allem Jordanien und der Libanon. In New York ist es gelungen, unsere Hilfe an die internationalen humanitären Hilfsorganisationen um 1,8 Milliarden Dollar aufzustocken.



Sozialdemokraten Steinmeier, Gabriel
„Die Hilfsbereitschaft nicht überfordern“

Die wichtigste und nachhaltigste Aufgabe unserer Außenpolitik bleibt es, die Flüchtlingskrise dort zu bekämpfen, wo sie entsteht. Deshalb setzen wir uns mit aller Kraft für politische Lösungen für die großen Krisen- und Konfliktherde des Mittleren Ostens und Nordafrikas ein. Dazu gehören auch Gespräche mit Russland, das beim Zustandekommen des Atomabkommens mit Iran konstruktiv agiert hat. Es muss verhindert werden, dass die staatlichen Strukturen in Syrien endgültig im- oder explodieren und sich noch mehr Menschen auf den Weg zu uns machen.

Über all dem steht: Wir erreichen nur dann Verständnis und Vertrauen, wenn wir über realistische Gestaltungsmöglichkeiten sprechen. Deshalb brauchen wir beides, Zuversicht und Realismus. Nur mit Zuversicht mobilisieren wir die politische und gesellschaftliche Gestaltungskraft, um die große Chance der Integration dieser Menschen zu nutzen. Und nur mit Realismus können wir unsere humanitären Ziele auch in die Praxis umsetzen.

Unsere Politik wird nur dann auf Dauer mitgetragen, wenn wir die Hilfsbereitschaft der Menschen in unserem Land nicht überfordern. Und wir erreichen nur dann Akzeptanz, wenn Menschen in unserem Land nicht vernachlässigt werden und auch ihre ganz realen Bedürfnisse und Probleme ernst genommen werden.

Wir stehen am Scheideweg: zwischen einem Kontinent, auf dem uns Schlagbäume, Zäune und nationale Egoismen wieder trennen. Und einem Kontinent, dem es gelingt, gemeinsame Antworten zu finden: mit einer europäischen Asylpolitik, mit dem gemeinsamen Kampf gegen Fluchtursachen. Einem Kontinent, der sich ehrlich macht und diese große Herausforderung mit klarem Blick und ohne Illusionen anpackt. ■

FOTO: THOMAS TRUTSCHEL / PHOTOTHEK.NET



»» Unser Rezept ist schnell erklärt: weniger Energiekosten, mehr Erfolg. Mit einer KfW-Förderung für Unternehmer, die auf Energieeffizienz setzen.

Machen Sie Ihren Betrieb energieeffizient und zukunftsfähig – mit günstigen Krediten und Tilgungszuschüssen der KfW. Ob Produktionsanlage, Lichttechnik oder Neubau: Nutzen Sie die energieeffiziente Modernisierung Ihres Betriebs, um nachhaltig wettbewerbsfähig zu bleiben. Je mehr Energie Sie sparen, desto höher die staatliche Förderung. Mehr Informationen bei Ihrem Finanzierungspartner* oder direkt Beratungstermin anfragen unter: kfw.de/beratungstermin.

Energieeffizient modernisieren ab 1% eff. p.a.**

Bank aus Verantwortung

KFW

* Finanzierungspartner sind Geschäftsbanken, Sparkassen, Genossenschaftsbanken und Direktbanken.

** Bei einer Energieeinsparung von mindestens 30% (Premiumstandard) gelten für einen Kredit über 500.000 EUR zur Modernisierung von Produktionsanlagen in der Preisklasse B folgende Konditionen: 1,40% Sollzins p.a. und 1,41% Effektivzins p.a. bei 10 Jahren Laufzeit, 2 tilgungsfreien Anlaufjahren und 10-jähriger Zinsbindung. Für einen Kredit über 3 Mio. EUR für einen Neubau zum KfW-Effizienzhaus 55 gelten in der Preisklasse B identische Konditionen. Zusätzlich wird der Rückzahlungsbetrag durch einen Tilgungszuschuss von bis zu 5% des Zusagebetrages (maximal 50 EUR je Quadratmeter) gemindert (Stand 04.08.2015).



Afghanische Familie Amiri in Berlin
Praxisfremde Vorschriften

Zum Verrücktwerden

Bürokratie Um die große Zahl an Flüchtlingen zu bewältigen, brauche es Flexibilität statt deutscher Gründlichkeit, sagt die Bundeskanzlerin. Viele Beamte sehen das anders.

Fünf Zimmer, Küche, Diele, Bad: Für Mohammad Amiri sah es so aus, als habe er neun Monate nach seiner Flucht aus Afghanistan endlich ein neues Zuhause für seine Familie gefunden. Der Vermieter der Sozialwohnung in Berlin-Wedding zeigte sich hilfsbereit, sogar als Amiri von den sieben Kindern erzählte. Und nachdem die für Flüchtlinge zuständige Berliner Landesbehörde zugesagt hatte, die Miete von 1009 Euro zu übernehmen, schien dem Einzug der Familie nichts mehr im Wege zu stehen.

Nichts – außer dem Bezirksamt Mitte von Berlin, Abteilung Soziales und Bürgerdienste, Amt für Bürgerdienste, Wohnen, kurz Wohnungsamt genannt. Die Behörde wendete ein, dass die betreffende Wohnung nur gegen Vorlage eines sogenannten Wohnberechtigungsscheins vermietet werden dürfe. Auf diese Weise werde sichergestellt, dass der soziale Wohnungsbau den wirklich Armen zugutekomme.

Nun bezweifelt das Wohnungsamt nicht, dass die Amiris arm sind. Einen Wohnberechtigungsschein bekomme die Familie aber nur, wenn sie außerdem nachweisen könne, dass sie noch mindestens zwölf Monate in Berlin bleiben darf. Das kann sie aber nicht, denn die Ausländerbehörde gewährt den Aufenthalt für maximal sechs Monate. Weshalb sich das Wohnungsamt weigerte, den Amiris einen Wohnberechtigungsschein zu geben. So seien nun einmal die Vorschriften.

Die Bundeskanzlerin hatte es vorhergesagt. „Deutsche Gründlichkeit ist super“, so Angela Merkel vor einigen Wochen, „aber es wird jetzt deutsche Flexibilität gebraucht.“ Das ist leichter gesagt als getan. Deutschlands Bürokraten werfen nicht Vorschriften über Bord, nur weil plötzlich einige Hunderttausend Flüchtlinge in der Schlange stehen. Da könnte ja jeder kommen.

Daran dürfte das geplante „Standardabweichungsgesetz“ (Merkel), mit dem die Bundesregierung effektiver helfen will, auch so schnell nichts ändern. Es sind einfach zu viele Vorschriften, die sich im Lichte der Flüchtlingskrise als praxisfremd herausstellen und deshalb geändert werden müssten. Wer hätte beispielsweise gedacht, dass der Bau eines Containerdorfs für Flüchtlinge in Köln vorerst daran scheiterte, dass auf bestimmten Grünflächen monatelang kein Gebüsch entfernt werden darf – zum Schutz angeblich brütender Vögel?

Unter der Paragrafendichte leiden dabei nicht nur die Flüchtlinge und ihre mitunter frustrierten freiwilligen Helfer, sondern auch die ausführenden Staatsorgane selbst. Polizeipräsidenten beklagen, dass ihre Beamten wegen des Papierkrams kaum noch Zeit hätten, ihrer eigentlichen Arbeit nachzugehen. Im Team des neuen obersten Flüchtlingsbeauftragten Frank-Jürgen Weise ist von „teils absurder Bürokratie“ die Rede, mit der man sich herumschlagen müsse.

Es fängt schon damit an, dass unerlaubtes Einreisen in Deutschland nicht als Ordnungswidrigkeit gilt, sondern als Straftat. Deshalb muss die Polizei jeden verdächtigen Flüchtling erkennungsdienstlich behandeln: Foto machen, Fingerabdrücke nehmen, über Rechte aufklären. Pro Flüchtling gehen laut Schätzung der Polizeigewerkschaft dafür etwa drei Stunden drauf. Anschließend landen die Unterlagen bei der Staatsanwaltschaft. Und die stellt die Verfahren dann regelmäßig ein.

Beim Berliner Flüchtlingsrat, in dem sich ehrenamtliche Helfer und Sozialverbände zusammengeschlossen haben, füllen die Klagen über bürokratische Hemmnisse inzwischen zahlreiche Aktenordner. Mal geht es um den vergeblichen Versuch, im Flüchtlingsheim ein WLAN-Netz für mobile Internetverbindungen zu installieren (abgelehnt wegen möglicher illegaler Downloads), mal um den gescheiterten Plan, frisches Obst an die wartenden Flüchtlinge im Berliner Landesamt für Gesundheit und Soziales zu verteilen (abgelehnt wegen möglicher Verstöße gegen die Hygienevorschriften).

Und als einige Ärzte versuchten, eine provisorische Behandlungspraxis auf dem Platz vor dem Landesamt zu errichten, bekamen sie es erst einmal mit der Apothekenaufsicht zu tun: Es handle sich womöglich um einen Verstoß gegen das Arzneimittelgesetz.

Berlins langjähriger Ausländerbeauftragter Barbara John, selbst Mitglied im Flüchtlingsrat, platzte kürzlich der Kragen. Sie hatte vorgeschlagen, einfache Hausmeisterarbeiten und den Wäschedienst in einem großen Flüchtlingsheim künftig von den Bewohnern selbst miterledigen zu lassen, gegen eine kleine Aufwandsentschädigung.

Doch die zuständige Verwaltung verhinderte das Projekt: Es handle sich möglicherweise um Schwarzarbeit oder verstoße gegen die Vorschriften zum Mindestlohn. „Die Bürokratie verhindert, dass sich Flüchtlinge sinnvoll betätigen“, sagt John, es sei „zum Verrücktwerden“.

Während die Bundesregierung den Eindruck erweckt, es werde alles getan, um die Eingliederung der Flüchtlinge in die deutsche Gesellschaft zu beschleunigen, gehen die Beamten vor Ort mit bürokratischer Gründlichkeit ans Werk, wie sich auch im ostfriesischen Leer zeigt. Die dortige Volkshochschule bietet sogenannte Integrationskurse an. Diese werden in der Regel vom Bundesamt für

FOTO: THOMAS GRABKA / DER SPIEGEL

Migration und Flüchtlinge (Bamf) bezahlt. Doch das Amt will unbedingt sicherstellen, dass es nur für Teilnehmer zahlt, die wirklich am Kurs teilnehmen. Und genau da beginnen für die Leerer Volkshochschule die Probleme.

Um Betrug zu verhindern, gilt für jeden Integrationskurs eine strenge Abrechnungsrichtlinie („AbrRL“). Darin steht, dass die Anwesenheit jedes einzelnen Kursteilnehmers an jedem einzelnen Unterrichtstag anhand des Vordrucks „Anhang zur Anwesenheitsliste – tägliche Signatur“ nachzuweisen ist, also durch eine detaillierte Unterschriftenliste. Fehlt eine Unterschrift, bekommt die Volkshochschule für diesen Tag für den Betreffenden kein Geld.

Beim Bamf sind nun viele Mitarbeiter damit beschäftigt, die Listen der Volkshochschule und anderer Träger sorgfältig zu prüfen. Dabei geht es nicht nur darum, die Zahl der anwesenden Teilnehmer zu zählen. Silvia K. hatte an einem Kurstag mit Bleistift unterschrieben. Der aufmerksamen Bamf-Sachbearbeiterin Sennur D. fiel auf, dass „gemäß §2 Abs. 4 Satz 2 AbrRL Eintragungen auf der Liste mit einem Kugelschreiber oder ähnlichem nicht radierbaren Stift“ vorzunehmen seien. Der Tag müsse daher als selbst zu vertretende Fehlzeit gewertet werden, teilte sie der Volkshochschule mit.

Zum Ideal des deutschen Beamten gehört die buchstabengetreue Anwendung der Gesetze.

Auch ihre Kollegin Katharina R. befasste sich gründlich mit den Listen. Sie vermisste bei der Unterschrift eines Herrn nicht nur „Andeutungen von Buchstaben“, sondern auch „einzelne individuelle Merkmale“ der Schriftzeichen. Auch sie musste „selbst zu vertretende Fehlzeiten“ feststellen.

Bei dem Teilnehmer handelte es sich allerdings nach Recherchen der CDU-Bundestagsabgeordneten Gitta Connemann um einen Analphabeten. Das könnte die fehlende Andeutung von Buchstaben erklären. Versuche verschiedener Volkshochschulen, für die Teilnehmer durch Unterschriftenproben oder Teilnahmebescheinigungen doch noch Geld zu bekommen, scheiterten laut Connemann. In einem Brief an den neuen Bamf-Leiter Weise fragt die Abgeordnete, ob die Behörde ihre Ressourcen nicht anderswo sinnvoller einsetzen könne. „Wer Flexibilität fordert, muss diese auch zulassen.“

Das fällt dem Bundesamt nicht leicht. So müssen Caritas, Diakonie, Volkshochschulen und andere Träger die Räume für ihre Kurse vom Bamf genehmigen lassen, denn schließlich sollen die Kurse in einer angemessenen Umgebung stattfinden.

Die Räume müssen zum 1. Juli eines Jahres angemeldet werden. Die Volkshochschule Leer würde gern leer stehende Büros der Bundesanstalt für Arbeit für Integrations- und Sprachkurse nutzen. Das würde viel Zeit und Geld sparen. Leider braucht es dafür eine Sondergenehmigung, weil die Räume erst nach dem Stichtag angemeldet werden konnten. Bis die erteilt werde, könne es allerdings bis zu vier Monate dauern, sagt die Leiterin der Volkshochschule, Heike-Maria Pilk. In dieser Zeit ließen sich viele Intergationskurse abhalten.

Nun ist es unfair, einfachen Verwaltungsmitarbeitern vorzuwerfen, sie handelten zu bürokratisch. Zum Ideal des deutschen Beamten gehört ja die möglichst buchstabengetreue Anwendung der Gesetze. Es wird in der Verwaltung selten jemand dafür gelobt, dass er auch mal fünfe gerade sein lässt.

Und an wem sollen sich die Staatsdiener auch orientieren? Der oberste Dienstvorgesetzte des Bamf, Bundesinnenminister Thomas de Maizière, gilt als Inkarnation preußischer Korrektheit. Zumindest sah er sich bislang selbst so. Und nun lässt ausgerechnet er sich mit den Worten zitieren, man solle „ein paar Dinge mit gesundem Menschenverstand und Improvisation machen“? Das wirkt nicht sehr glaubwürdig.

Das von Merkel angekündigte Standardabweichungsgesetz ist hier auch keine große Hilfe. Aus dem ursprünglichen Plan, etwa die Wärmedämmvorschriften für neue Flüchtlingsunterkünfte befristet außer Kraft zu setzen, ist nichts geworden. Stattdessen verschickte die Bundesregierung ein Rundschreiben, in dem sie die Länder darauf hinweist, dass schon nach geltender Rechtslage Vorschriften ignoriert werden könnten, sollte es sich um einen Fall von „unbilliger Härte in sonstiger Weise“ handeln. Ob die Behörden das dann im Einzelfall auch umsetzen, bleibt weiterhin ihre Sache.

Am Ende hängt es also vom Mut der Behördenchefs vor Ort ab, ob die deutsche Flexibilität über die deutsche Gründlichkeit siegt. Richard Arnold zum Beispiel, der Oberbürgermeister von Schwäbisch Gmünd, glaubt daran, dass es den Flüchtlingen guttut, wenn sie sich nützlich machen können. Zum Stundenlohn von 1,05 Euro heuerte er Helfer für Parkarbeiten und als Kofferträger für Bahnreisende an, ohne die üblichen Genehmigungen abzuwarten. Gegenüber der zuständigen Arbeitsbehörde setzte er dabei auf eine Überfallstrategie: „Wenn die nicht binnen zehn Tagen antworten“, so Arnold, „betrachten wir einen Antrag als angenommen.“

Alexander Neubacher, Ralf Neukirch
Twitter: @Alex_Neubacher, Mail: ralf_neukirch@spiegel.de

BADISCHER WEIN
Von der Sonne verwöhnt

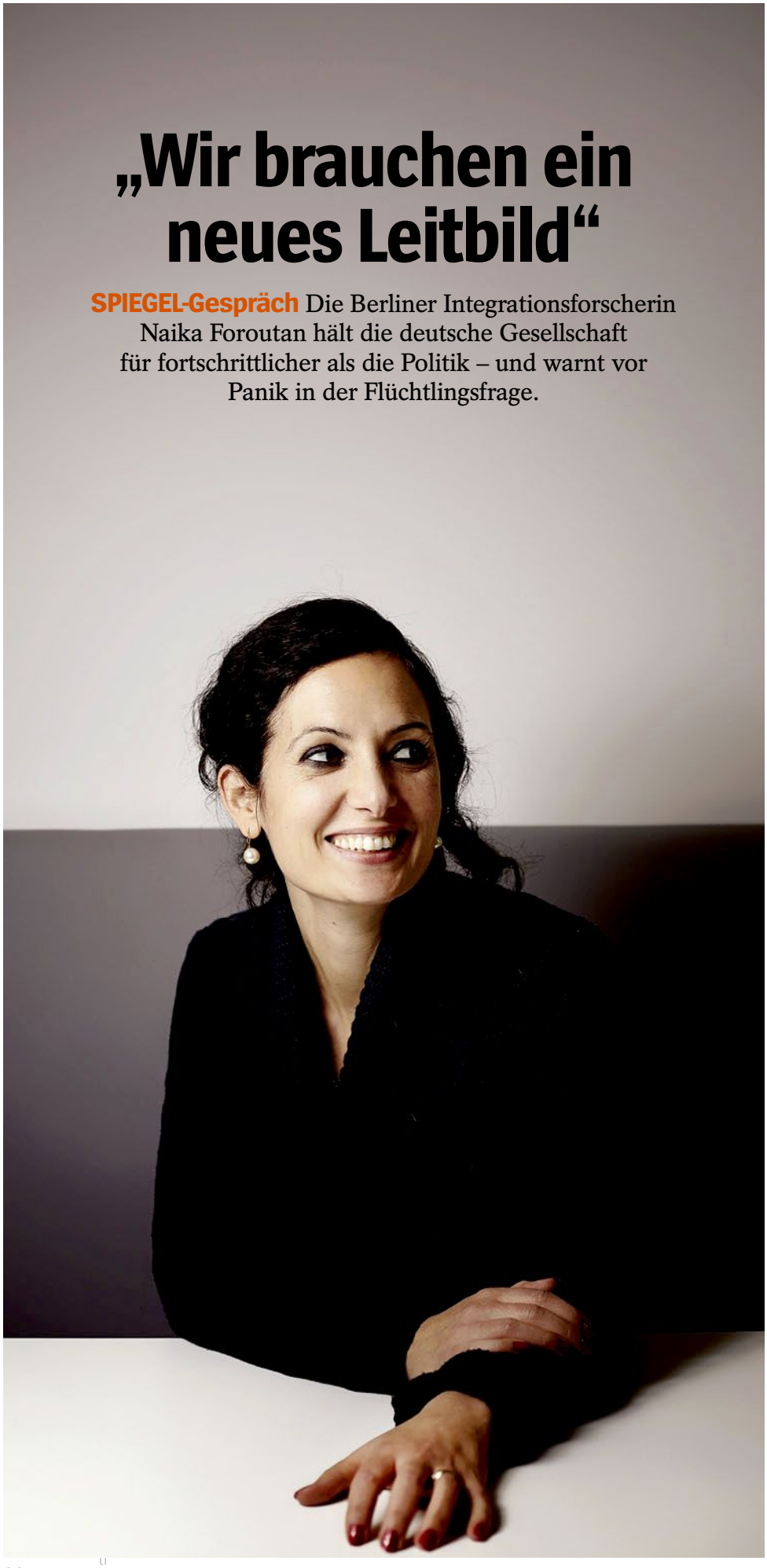
„Ich mag Baden, weil es hier mehr Sterne in der Küche als am Himmel gibt.“

Hier, wo die Sonne am häufigsten scheint, schlagen Feinschmeckerherzen höher. Denn in Baden kommt für sie zusammen, was zusammengehört: eine exzellente Küche und exzellente Weine. Entdecken Sie Badens prämierte Weine auf **www.badischerwein.de**



„Wir brauchen ein neues Leitbild“

SPIEGEL-Gespräch Die Berliner Integrationsforscherin Naika Foroutan hält die deutsche Gesellschaft für fortschrittlicher als die Politik – und warnt vor Panik in der Flüchtlingsfrage.



Foroutan, 43, war Flüchtling. Sie kam in den Achtzigerjahren als Kind mit ihren Eltern aus Iran nach Deutschland. Heute gilt sie als eine der profiliertesten Integrationswissenschaftlerinnen des Landes. Sie ist Vorstandsmitglied im Rat für Migration und Vizedirektorin des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung.

SPIEGEL: Frau Foroutan, in Deutschland werden in diesem Jahr etwa eine Million Flüchtlinge erwartet. Schaffen wir das, wie Angela Merkel verspricht?

Foroutan: Die Frage hat mittlerweile die Wirkung einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Politiker und Medien warnen so lange davor, dass die Stimmung kippt, bis diese tatsächlich kippt.

SPIEGEL: Die Überforderung lässt sich an Orten wie Passau oder Berlin doch jeden Tag aufs Neue beobachten.

Foroutan: Vor allem sind die Politiker überfordert. Und die Verwaltungen, denn sie sind schlecht ausgestattet. Die Bürger haben in den vergangenen Wochen und Monaten eine eindeutige Botschaft ausgesandt: Wir können Flüchtlinge aufnehmen. Wir sind solidarisch. Flüchtlingsorganisationen vermelden einen Zuwachs an Freiwilligen um bis zu 70 Prozent. Und das nicht erst seit den Bildern vom Münchner Hauptbahnhof.

SPIEGEL: Lassen sich aus dem Engagement einzelner Bürger Rückschlüsse auf die Aufnahmebereitschaft einer Gesellschaft ziehen?

Foroutan: Anfang September sagten 62 Prozent der Bürger, Deutschland könne so viele Flüchtlinge verkraften. Zuletzt waren es etwas weniger. Die Verunsicherung im Land wächst, seitdem die Regierung wieder Grenzkontrollen eingeführt hat. Diese Positionierung macht den Bürgern Angst. Sie schauen auf eine politische Elite, die sich extrem widersprüchlich verhält. Aus unserer Forschung wissen wir, dass in Deutschland etwa ein Drittel der Bürger Einwanderung positiv gegenübersteht. Ein Drittel lehnt Zuwanderung ab. Bei den 30 bis 40 Prozent der Unentschlossenen erkennen wir im Moment einen Trend hin zu mehr Offenheit und Solidarität.

SPIEGEL: Ruhrbischof Franz-Josef Overbeck hat kürzlich gepredigt, nicht nur das Leben der Flüchtlinge ändere sich massiv, sondern auch unseres. Die Deutschen sollten Abstand von ihrem gewohnten Wohlstand nehmen. Hat er recht?

Foroutan: In diesem Punkt: ja. Wir sind nicht nur Helfer, sondern auch Täter. Schließlich hat der Westen durch seine Wirtschaftspolitik und Kriege zur Destabilisierung mancher Regionen beigetragen. Ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung re-

Das Gespräch führten die Redakteure Frank Hornig und Maximilian Popp.

FOTO: CARO / PONIZAK

flektiert diesen Zusammenhang. Vielleicht ist damit auch die große Hilfsbereitschaft zu erklären.

SPIEGEL: Die Deutschen stehen in Europa mit ihrer Offenheit gegenüber Flüchtlingen weitgehend allein da. Woran liegt das?

Foroutan: Das hängt sicherlich auch mit der wirtschaftlichen Situation zusammen. Deutschland geht es gut. Die Konjunktur läuft, die Arbeitslosigkeit ist niedrig. Da fällt es leichter, großzügig gegenüber Neuankömmlingen zu sein. Außerdem kennen wir hier die Rufe der Demografen und Wirtschaftsforscher. Uns ist bekannt, dass ohne Einwanderung das Rentensystem bereits 2030 nicht mehr tragfähig sein könnte.

SPIEGEL: Haben die Deutschen möglicherweise das Gefühl, sie müssten etwas gutmachen, nachdem sie in der Griechenlandkrise als Europas Zuchtmeister auftraten?

Foroutan: Mag sein. Und es kommt ein weiterer Faktor hinzu: In Deutschland hat sich eine gewisse Saturiertheit eingestellt. Die Merkel-Jahre werden von vielen als Stagnation empfunden. Die Flüchtlingsfrage bietet eine Chance, aus dieser Routine auszubrechen. Meine Kollegen Serhat Karakayali und Olaf Kleist haben in einer Studie die Motive von Flüchtlingshelfern ermittelt. Die Befragten gaben an, dies nicht nur zu machen, um die humanitäre Situation der Flüchtlinge zu verbessern, sondern um „die Gesellschaft zu gestalten". Diese ganz offensichtliche Bereitschaft zum Mitmachen und Gestalten bremsen einige führende Politiker gerade aus. Dabei haben die Bürger in diesem Land schon ganz andere Dinge geschafft. Wiederaufbau, Wiedervereinigung, Wirtschaftskrisen. Im Jahr 1992 kamen 1,5 Millionen Menschen nach Deutschland, und knapp 800 000 blieben. In der Finanzkrise hieß es: Unsere Politik ist alternativlos. Diese Haltung brauchen wir jetzt auch.

SPIEGEL: Wollen Sie behaupten, es gebe gar keine Flüchtlingskrise?

Foroutan: Natürlich gibt es die. Wenn 60 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht sind, dann stimmt etwas nicht. Und es gibt ein fehlendes Krisenmanagement. Die Europäische Kommission hat 2013 auf die anrollende humanitäre Katastrophe hingewiesen. Wenn jetzt der Innenminister sagt, kein Mensch konnte das voraussehen, dann ist das nicht richtig. Wenigstens gleicht die Zivilgesellschaft dieses Staatsversagen teilweise aus.

SPIEGEL: Angela Merkel beschwört doch Zuversicht, wo sie nur kann.

Foroutan: Und gleichzeitig bereitet ihre Regierung die restriktivste Verschärfung des Asylrechts seit Jahren vor. Die Koalition regiert an den moralischen und ethischen Gefühlen der Bürger vorbei. Ihre Politik richtet sich an jene 30 Prozent der Deutschen, die Einwanderung ablehnen.

SPIEGEL: Was bedeutet es für die Gesellschaft, wenn jeden Monat weit über 100 000 Flüchtlinge ankommen?

Foroutan: In Kanada gibt es eine regulierte Einwanderungsquote von rund einem Prozent pro Jahr. Das wären im Falle Deutschlands 800 000 Menschen jährlich. Darauf könnte sich das einpendeln, nach dem ersten Hoch. Für die EU würde das eine jährliche Einwanderungsquote von fünf Millionen Personen bedeuten. Wir sollten bei der Bewertung von Zahlen realistisch bleiben: Ein Prozent neue Bürger pro Jahr führt nicht zum Volkstod, selbst wenn Botho Strauß sich schon als letzter Deutscher fühlt. Die Deutschen werden nicht aussterben, und sie werden auch weiterhin Achim von Arnim lesen. Wenn sie es nicht tun, liegt das nicht an den Migranten. Ich glaube allerdings, dass wir in zehn Jahren in Deutschland auch eine andere Sprache sprechen werden.

SPIEGEL: Welche denn? Englisch? Arabisch?

Foroutan: Natürlich Deutsch, aber es wird zusätzliche Klangfarben geben, und das Deutsche wird flexibler gesprochen werden. Sie kennen das aus Großbritannien, wo Sie von Krankenschwestern, Beamten, Managern ein Englisch hören, das in Pakistan oder Nigeria geprägt wurde. In diesem Sinne werden wir uns auch an ein anderes Deutsch gewöhnen, neue Wörter und Redewendungen hinzunehmen.

SPIEGEL: Wird die Konkurrenz um Jobs zunehmen?

Foroutan: Das ist wahrscheinlich, gerade im Niedriglohnsektor. Angehörige der unteren Mittelschicht könnten allerdings auch von Einwanderung profitieren, weil sie im Vergleich zu den Neuangekommenen nun als qualifizierter wahrgenommen werden. Die Signale aus der Wirtschaft sind bislang positiv. Die Unternehmen wissen schließlich genau, welche demografischen Probleme auf uns zukommen.

SPIEGEL: Sollen wir also alles daransetzen, dass die Syrer in Deutschland bleiben?

Foroutan: Die Flüchtlinge sind ein Geschenk für die Wirtschaft. Es kommen junge motivierte Menschen ins Land.

SPIEGEL: Was heißt es künftig, Deutscher zu sein?

Foroutan: Wer hätte vor zehn Jahren gesagt, München ist typisch deutsch? Das ist es aber offensichtlich. Die Leute, die da draußen am Hauptbahnhof stehen und helfen, reflektieren ein Lebensgefühl einer Mehrheit der Bürger. Das ist das neue Deutschland. Deutschland hat sich verändert, und es verändert sich jetzt nochmals massiv.

SPIEGEL: Und zwar wie?

Foroutan: Das neue Deutschland muss postmigrantisch gedacht werden. Was passiert, nachdem die Migranten angekommen sind? Werden wir eine Gesellschaft haben, die sich in Migranten und Schon-immer-Dagewesene unterteilt? Dann haben wir das alte Deutschland, das immer nach Herkunft unterschied. Oder werden wir das neue Deutschland entlang einer Haltung beschreiben können? Nennen wir sie mal die München-Haltung: Hier stehen Deutsche mit und ohne Migrationshintergrund am Bahnhof, konservative Katholiken und linke Autonome, dazwischen gläubige oder weniger gläubige Muslime und alleinerziehende Frauen. Die Haltung, die nach außen geht, ist die gleiche, die der Dompropst von Köln eingenommen hat, als er das Licht des Kölner Doms ausknipste, um Pegida keine Kulisse zu liefern: Deutschland ist bunt.

SPIEGEL: Aber ist Heidenau nicht auch Deutschland?

Foroutan: In der Tat. Grölen, pöbeln, abwehren, das gibt es auch, und zwar weltweit. Das ist nichts typisch Deutsches. Schauen Sie doch mal nach Ungarn, nach Frankreich, nach Österreich. Die steigende Ungleichheit hat Verlierer hinterlassen, die zunehmend auch integrationsfeindlich sind.

SPIEGEL: Jetzt müssen erst mal sehr kurzfristig Probleme gelöst werden. Es braucht Unterkünfte für Flüchtlinge, Essen, medizinische Versorgung. Kann Deutschland das leisten?

Foroutan: Das ist ein Zwischenschritt, der sich in allen Migrationsbewegungen wiederholt. Die Herausforderung ist für alle Länder gleich: Man baut Zelte, man stellt eine Grundversorgung sicher. Wichtiger ist, was danach kommt. Denn dann entscheidet sich, ob die Ankunft der Menschen zur Belastung oder zur Erfolgsgeschichte wird. Im Libanon leben Palästinenser seit Jahrzehnten in mehr oder weniger extraterritorialen Lagern.

SPIEGEL: Wie lassen sich solche Zustände vermeiden?

Foroutan: Wir müssen heute schon fünf Jahre weiterdenken. Es muss jetzt zum Beispiel zügig Wohnungsbauprogramme geben in wirtschaftlich starken Städten. Und die strukturschwachen Regionen sollten sich um Flüchtlinge bewerben. So wie das in Kanada passiert. Dort tragen sich die Bundesländer mit ihrem jeweiligen Bedarf beim Bund ein und werben um Einwanderer.

SPIEGEL: Wir lassen also wieder Problemviertel zu wie damals bei türkischen Arbeitern? Flüchtlinge lernen dort schlechtes Deutsch, finden keine Jobs und landen in radikalen Moscheegemeinden – ist das die Perspektive?

Foroutan: So pessimistisch bin ich nicht. Die Politik versucht hier aus Fehlern zu lernen und reagiert teilweise flexibel auf die Situation: Mediziner unter den Flüchtlingen helfen in Erstaufnahmelagern als Ärzte, auch ohne deutsche Zulassung. Bereits nach drei Monaten dürfen Asylbewerber einen Job annehmen – theoretisch. Und



Helfer beim Sortieren von Kleiderspenden in Hamburger Messehalle: „Deutschland ist bunt“

so gut es nur geht, werden die Neuankömmlinge in Deutsch- und Integrationskurse geschickt. Moscheegemeinden öffnen ihre Türen. Anfangs wurde kurz darüber gestritten, ob nur muslimische Flüchtlinge aufgenommen werden sollen. Aber darüber sind die Gemeinden längst hinweg. Sie helfen bedingungslos. Gläubige kochen für Flüchtlinge, stellen Betten auf. Wie die Kirchen auch.

SPIEGEL: Gleichzeitig gibt es Salafisten, die vor Flüchtlingsheimen den Koran und ihre Propaganda verteilen.

Foroutan: Ja. Und das ist in der Tat eine Gefahr. Die Lagersituation schafft schnell ein Gefühl von Koller. Wir wissen aus Radikalisierungsanalysen, dass junge Männer ohne Selbstachtung und in einer perspektivlosen Situation anfällig für die Stärkeangebote der Salafisten sein können. Das müssen wir ernst nehmen.

SPIEGEL: Wie sollte der Staat reagieren, wenn etwa muslimische Männer sich weigern, sich von einer Polizistin oder Ärztin etwas sagen zu lassen? Mit einer „Hausordnung“, wie es CDU-Politiker verlangen?

Foroutan: Wer sich einer Polizistin widersetzt, widersetzt sich der Staatsgewalt. Das kann nicht geduldet werden. Wer nicht von einer Ärztin behandelt werden möchte, ist selbst schuld. Das gilt nicht nur für Syrer, sondern für alle Menschen in dieser Gesellschaft. Es ist bedenklich, wie sich die Wertedebatte jetzt wieder an den Muslimen abarbeitet. Noch vor wenigen Monaten haben wir die Wertedebatte kritisch geführt mit Fragen nach den Leichen an den europäischen Außengrenzen.

SPIEGEL: Was muss geschehen, damit das Land nicht von Stimmungen abhängig ist?

Foroutan: Wir brauchen ein Leitbild für das neue Deutschland. In Einwanderungsländern wie den USA hat eine Kommission bereits in den Siebzigerjahren nach gesellschaftlichen Umbrüchen ein solches Bild erarbeitet. In Deutschland sollten nun Parteien, Wissenschaftler, Kirchen, Gewerkschaften, Arbeitgeber und Minderheitenvertreter gemeinsam nach einem Narrativ suchen, das unsere Gesellschaft in die Zukunft trägt. Das ist nicht nur eine leere Formel. Noch bis 2001 hieß es, wir sind kein Einwanderungsland. Als sich dann die Überzeugung durchgesetzt hat, dass die Bundesrepublik ein Einwanderungsland ist, hat sich auch die Politik verändert. Wir bekamen ein neues Staatsbürgerrecht mit Doppelpass, ein Zuwanderungsgesetz, ein Gesetz zur Anerkennung ausländischer Abschlüsse. Es ist also nicht eine Frage der Empirie, sondern des Narrativs, wie wir uns definieren. Nun müssen wir uns wieder fragen: Was macht dieses Land aus? Wie wollen wir hier zusammenleben? Und wo wollen wir hin?

SPIEGEL: Was meinen Sie?

Foroutan: In den USA heißt es, man sei eine Nation of Immigrants, aus Frankreich stammt Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Vielleicht ist es in Deutschland Pluralität, Solidarität und Gleichwertigkeit? Das neue deutsche Wir hat Joachim Gauck als die Einheit der Verschiedenen bezeichnet, Unity in Diversity heißt das entsprechende Leitbild in Kanada. Adorno äußerte den Wunsch, ohne Angst verschieden sein zu können. Es gibt Denktraditionen, an die man anknüpfen könnte, und neue Impulse, die mit einfließen müssten. Ziel könnte sein, die etablierte Trennung anhand von Herkunft politisch zu überwinden.

SPIEGEL: Sie kamen mit 12 Jahren aus Iran nach Deutschland. Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre eigene Flucht?

Foroutan: Wir mussten damals alles, was wir hatten, verkaufen, um den Schlepper für meinen Vater zu bezahlen. Der floh zunächst allein über Pakistan und die Türkei nach Deutschland. Erst als er angekommen war, sind wir Kinder mit meiner Mutter nachgeflogen – sie ist ja Deutsche. Dieses Gefühl, alles zu verlieren und an einem neuen Ort von vorn zu beginnen, kenne ich sehr gut. Und auch dieses Gefühl, jahrelang im Transit zu leben, weil man nicht loslassen kann und das Ankommen so schwerfällt. Mein Vater konnte das nicht ertragen, er ist vor einiger Zeit wieder zurückgegangen.

SPIEGEL: Frau Foroutan, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

FOTO: CHRISTIAN CHARISIUS / DPA



Von: Simon Koch
An: E.ON
Betreff: Solarenergie

Wer sorgt dafür, dass Solar-anlagen auch nach Jahren noch in Form sind?

Hallo Herr Koch, wir machen das: mit den E.ON SolarProfis.

Schon heute erzeugen die Photovoltaik-Anlagen in Deutschland im Jahr so viel grünen Strom, wie ihn rund 20 Millionen Menschen brauchen. Doch jede dritte Anlage* schöpft ihr volles Potenzial nicht aus oder hat sogar Sicherheitsmängel. Deshalb bieten die E.ON SolarProfis deutschlandweit und herstellerunabhängig einen neuen Service an. Vom kostenlosen Online-Ertragscheck bis zur detaillierten Prüfung und Reparatur vor Ort. Damit wir die Energie der Sonne immer besser nutzen können.

*TÜV Rheinland, Qualitätsmonitor Solar 2015.

eon-solarprofis.de

e·on

Nur ein Stück Himmel

Entführungen Im April verschleppten Taliban den Deutschen Stefan E. in der Nähe von Kunduz. Seine Erlebnisse in der Haft beschreibt er in einem Tagebuch.

„Die Mauer ist weniger als drei Meter von meinem Fenster, dahinter die Straße der Freiheit, Freiheit, Freiheit. Meine Entschlossenheit zur Flucht war nie größer.“

Ein blauer Frühlingshimmel spannt sich über die nordafghanische Provinzhauptstadt Kunduz, als Stefan E. mit Laptop und Handy in ein Taxi steigt. Er hat einen Termin im westlich gelegenen Masar-i-Scharif, rund vier Autostunden entfernt. Stefan E. arbeitet seit anderthalb Jahren als Entwicklungshelfer in Afghanistan für die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ). Er hilft beim Aufbau einer Provinzverwaltung.

Übers Handy holt sich Stefan E. das Okay vom Sicherheitsdienst der GIZ für die Fahrt. Die Lage im Land ist angespannt, die Taliban haben eine Großoffensive in der Gegend angekündigt, die in wenigen Tagen beginnen soll. Die afghanischen Sicherheitskräfte, die seit dem Abzug der Bundeswehr aus Kunduz in der Provinz allein die Verantwortung tragen, sind noch schwach. Doch an diesem Samstag, dem 18. April, haben die Informanten dem Sicherheitsdienst gemeldet: alles ruhig, keine Talibanbewegungen auf der geplanten Strecke.

Stefan E. fährt am Krankenhaus von Kunduz vorbei, wo schwer bewaffnete Soldaten postiert sind, über den Checkpoint am Flughafen stadtauswärts. Plötzlich stehen Polizisten auf der Fahrbahn, sie haben eine Straßensperre errichtet. Der Taxifahrer habe schnell den Rückwärtsgang eingelegt, sei aber von hinten durch ein Auto blockiert worden, so notiert es Stefan E. später in seinem Tagebuch: „Sie kommen gerannt, öffnen Türen, laden Waffen durch, schreien aufgeregt.“ Der Fahrer wird aus dem Wagen gezerrt, dann brausen die vermeintlichen Polizisten mit dem GIZ-Mann davon. Unterwegs fesseln sie ihm die Hände auf dem Rücken und binden ihm ein Tuch über die Augen. Über holprige Feldwege geht es hinunter zum Fluss, wo ein Boot bereitliegt. Die andere Seite des Flusses wird weitgehend von Taliban kontrolliert, dorthin bringen ihn die schwer bewaffneten Kämpfer.



„Drama in Afghanistan – deutscher Entwicklungshelfer entführt“, melden Tageszeitungen am 25. April, im Auswärtigen Amt ist ein Krisenstab eingerichtet, der eine Militäroperation zur Befreiung der Geisel vorbereitet. Der 37-jährige Sozialwissenschaftler aus Potsdam hat da bereits etliche Stunden Todesangst durchlitten. 40 Tage und 13 Stunden wird Stefan E. angekettet in dunklen Verliesen verbringen.

Dass er in dieser Zeit nicht verzweifelt, liegt vor allem an einem Heftchen mit islamistischen Geschichten für Kinder, aus denen einmal „Gotteskrieger“ werden sollen. Ein Bewacher drückt es ihm eines Tages in die Hand. Stefan E. interessiert sich nicht für den Inhalt, sondern den Leerraum zwischen den Zeilen. Im Licht einer kleinen Taschenlampe beginnt er mit einem blauen Stift, das Heftchen mit Notizen zu füllen. Das Schreiben rettet ihn.

„Ich kann mich nicht erinnern, wie ich das vorher ausgehalten habe, und hoffe, sie geben mir weiter Stifte und Hefte, bis das hier zu einem guten Ende gekommen ist.“

Die Tagebuchaufzeichnungen, die der SPIEGEL auswerten konnte, geben Einblick in den Alltag eines Entführten in den Händen der Taliban, der mit Glück entkommt. Die Notizen spiegeln die Sicht einer wehrlosen Geisel, deren Wahrheitsgehalt der SPIEGEL nicht bis ins Letzte ausleuchten konnte. Anhaltspunkte dafür, dass die Darstellung verfälscht sein könnte, fanden sich aber nicht. Stefan E. will über seine Geiselhaft nicht sprechen.

Sein erstes Gefängnis befindet sich in einem Dorf, das kann er durch die inzwischen gelockerte Augenbinde sehen. Die Entführer sind nervös, „ständig schreien sie mich an“, notiert E. In einem der Häuser machen die Kidnapper eine kurze Pause, streifen ihre Polizeiuniformen ab. Die Operation scheint gut vorbereitet zu sein. Der Deutsche muss sich ein „schmutziges afghanisches Dress“ überziehen.

Minuten später sitzt er wieder in einem Wagen, den Kopf tief auf die Knie heruntergedrückt. „Im Auto herrschen Euphorie und Spannung“, schreibt er. Nach 30 bis 40 Minuten, so schätzt er, erreichen sie ihr Ziel. „Als ich Augenbinde abgenommen bekomme, bin ich in einer Art Badezimmer, sitze auf Betonboden.“

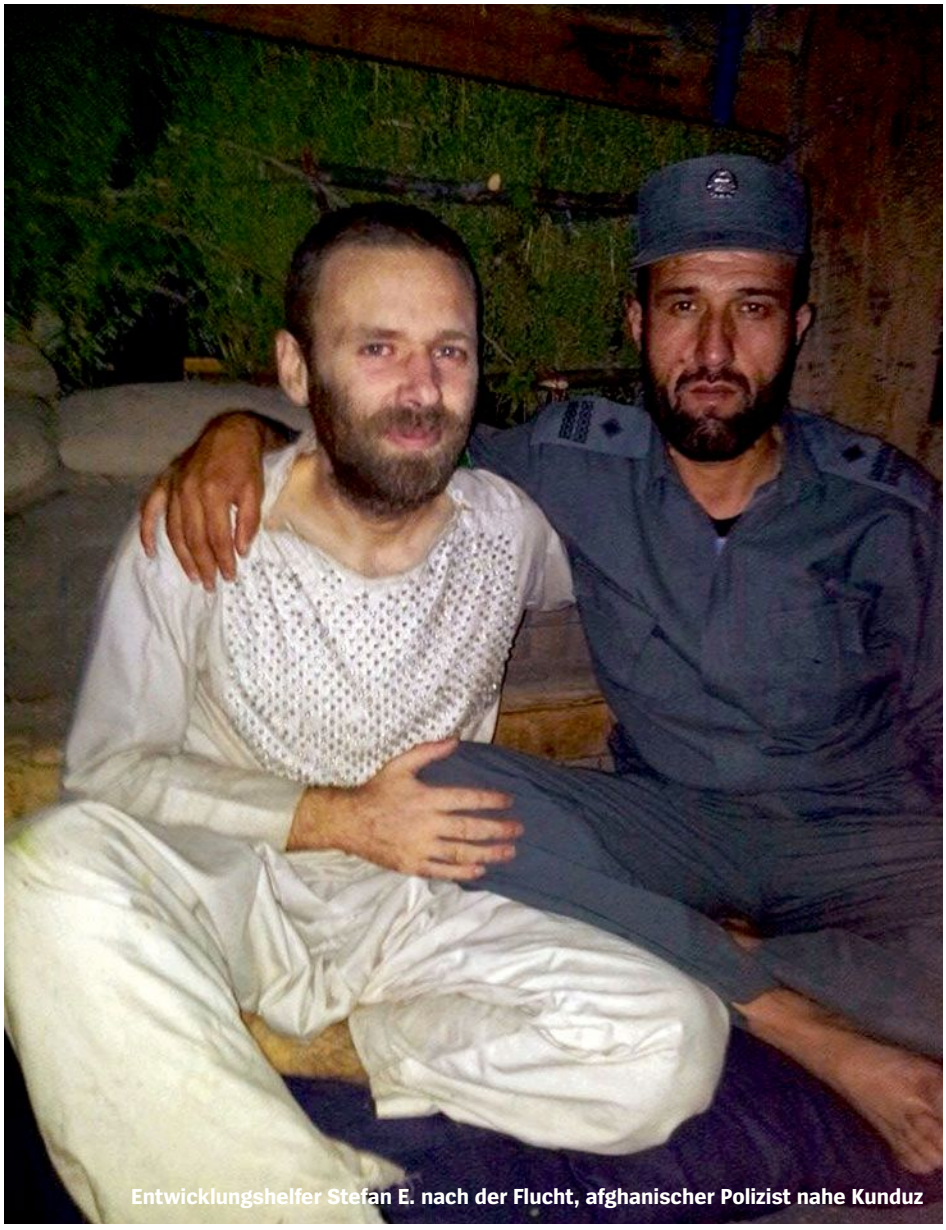
Zum ersten Mal sieht der Potsdamer einigen seiner Entführer ins Gesicht. Ein bärtiger Kämpfer, der sich Talha nennt, wird ihn bewachen. Talha legt ihm Handschellen an und fesselt seine Füße mit einer langen Kette. Andere tragen Tücher, die nur die Augen erkennen lassen. Ein Uniformierter, den sie mit „Commander“ anreden, spricht Englisch. Er sei entführt worden, um Lösegeld zu erpressen und Brüder aus den Gefängnissen zu holen, erklärt der Chef dem GIZ-Mann. Und man werde ihn ohne zu zögern töten, falls die Forderungen nicht erfüllt würden oder es einen Befreiungsversuch gebe.

Gibt es Verhandlungen über seine Freilassung? Wird man ihn finden? Stefan E. zermürben diese Gedanken, er weiß nichts, die Entführer haben ihm Laptop und Handy abgenommen. Er musste ihnen Telefonnummern und E-Mail-Adressen aufschreiben: der GIZ, des Sicherheitsdienstes, der Deutschen Botschaft.

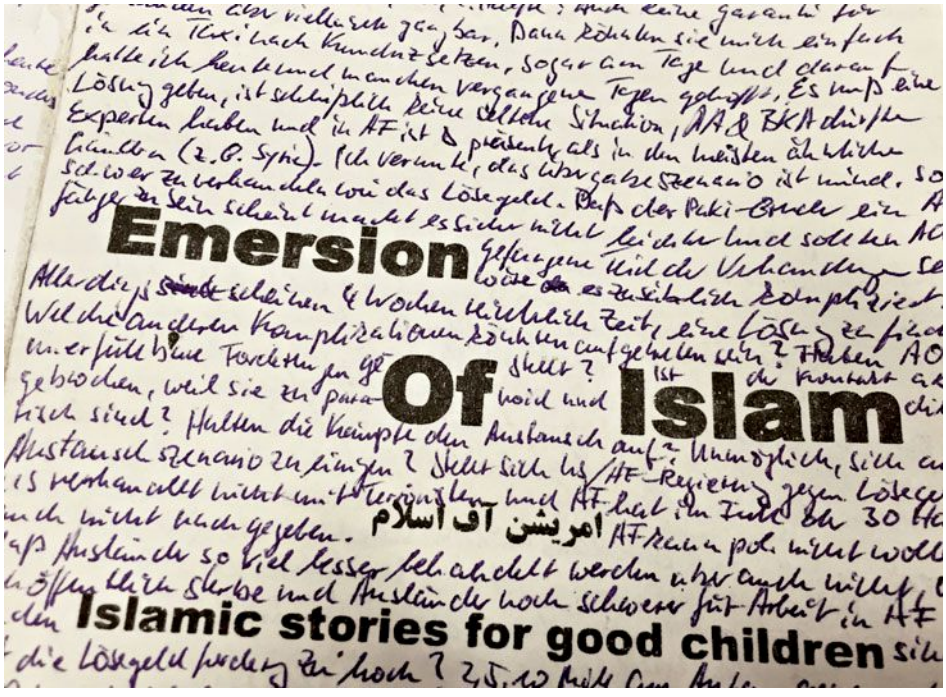
Dann bekommt er den Schädel geschoren, „ich soll mir die Achselhöhlen rasieren“, notiert er. Wollen sie ihn hinrichten? Lebend sei er doch viel wertvoller, so versucht E. sich zu beruhigen. Der Commander sagt nur: „The sky is high.“ Mit dem Smartphone nimmt er zwei Videos von seiner Geisel auf: Stefan E. muss seinen Namen nennen und sagen, für wen er arbeitet. Eindringlich bittet er darum, die Forderungen der Geiselnehmer zu erfüllen.

Schon bald laufen Vorbereitungen für eine militärische Befreiungsaktion an. Die Bundesregierung verlegt 178 Elitesoldaten des Kommandos Spezialkräfte (KSK) nach Nordafghanistan, darunter Scharfschützen und Fallschirmspringer. Nach etwa einem Dutzend Entführungen von Deutschen in Afghanistan will Berlin Härte demonstrieren. Der Krisenstab im Auswärtigen Amt hat deshalb Anweisung für eine gewaltsame Befreiung erteilt, Lösegeld soll nach Möglichkeit nicht gezahlt werden. KSK-Kommandeure fliegen nach Kabul und bitten das US-Militär um Unterstützung.

Stefan E. harrt derweil in einem verdunkelten Raum aus, auf einem großen Stück Pappe haben sie ihm notdürftig ein Lager hergerichtet. Das wenige Licht, das hereinfällt, macht ihn „nur eifersüchtiger auf die Menschen, die an diesem schönen Tag ihr Leben in Freiheit leben können. Draußen höre ich spielende Kinder vorbeilaufen, so nah und doch so weit weg, dann einen Esel und eine Ziegenherde.“



Entwicklungshelfer Stefan E. nach der Flucht, afghanischer Polizist nahe Kunduz



Tagebuchaufzeichnungen (Auszug): Notizen im Licht einer Taschenlampe

FOTOS: HUBERT GUDE / DER SPIEGEL (U.); SPIEGEL ONLINE (O.)

Er bekommt eine Decke, eine LED-Leuchte, eine Thermoskanne mit Tee und Klopapier. Er schläft auf einem „Toshak“, einer traditionellen afghanischen Matratze. Das staubige Teil ist voller Bettwanzen, die ihm jede Nacht zusetzen.

Neben Talha, der gut Englisch spricht, bewachen zwei weitere Kämpfer abwechselnd den Entwicklungshelfer: Lal, ein Teenager mit gegelten Haaren, „der es genießt, Macht über mich zu haben“, notiert E., und der freundliche Dschalal, „der sich gelegentlich ehrlich für mein Wohlergehen zu interessieren scheint“.

Die Gemütslage des Gefangenen schwankt zwischen Resignation und Hoffnung. Obwohl er kaum schlafe, sei seine Stimmung nicht schlecht, schreibt er. Er werde „gut behandelt, Tee, Zigaretten, mind. 1 warme Mahlzeit am Tag, sonst Brot, oft Joghurt und Zwiebeln. Ich soll von Tür und Fenster wegbleiben, an die Wand klopfen, wenn ich etwas will“. Abends kommen oft Gäste, hinterher bekommt er die Reste des Essens.

Sind die Entführer freundlich zu ihm, deutet Stefan E. das als Indiz für Fortschritte bei den Lösegeldverhandlungen. Doch die Gespräche mit Talha beschreibt E. als sehr „frustrierend“; sein Aufpasser rede nur über den Islam und das Töten. Begeistert zeigt ihm Talha Enthauptungsfilme des „Islamischen Staats“ in Syrien, das sei „die neue Art zu töten“. Wäre er ein US-Soldat, erklären sie ihm, würden sie ihn „ohne zu zögern enthaupten“.

Panik, dass sie ihn bald köpfen, überkommt den Deutschen vor allem, wenn er in ein neues Versteck gebracht wird. Einmal hört er draußen „dumpfe Geräusche, und langsam wird mir klar, dass jemand hastig mit einer Schippe gräbt. Heben sie draußen mein Grab aus? Dagegen spricht, dass ich den Automotor laufen höre. Oder brauchen sie den Scheinwerfer? Ich bete inständig, dass ich diesen Tag überlebe“.

Es ist nur der weiße Kleinwagen, der ihn abholen soll, er hatte sich beim Wenden vor dem Tor festgefahren. Im Wagen, der ihn ins nächste Versteck bringt, schlägt ihm ein Taliban „mehrfach mit der Faust auf den Rücken, obwohl mein Kopf schon fast den Boden berührt“, notiert er.

Mehr und mehr leidet der Gefangene unter der Einsamkeit in seinen „Kerkern“, die Verpflegung wird schlechter. Eine warme Mahlzeit erhält er nur noch selten, stattdessen trockenes Brot und Wasser. Talha und Dschalal werden von anderen Taliban abgelöst, die kaum Englisch sprechen.

Er befindet sich irgendwo mitten in der Kampfzone, gar nicht weit von Kunduz, das schließt er aus den relativ kurzen Fahrzeiten. Fast ständig hört er in der Nähe Explosionen, Maschinengewehrfeuer und Kampfflugzeuge. Mitte Mai verüben die Taliban in Kabul einen Anschlag auf ein

Hotel, in dem ein beliebter afghanischer Sänger auftritt. Sie nehmen Geiseln, 14 Menschen werden getötet. Stefan E. erfährt von dem Blutbad nichts.

Eines Nachts wacht er in panischer Angst auf, ein Hubschrauber kreist über dem Hof. Bundeswehrsoldaten, die ihn befreien wollen? „Und wieder kriecht die Verzweiflung in mir hoch, dass es schlimm enden könnte. Das sind schließlich die Taliban und Töten ihr Handwerk."

Tatsächlich haben die KSK-Spezialisten den Deutschen inzwischen mehrmals geortet. Aber er sei nie lange genug an einem Ort geblieben, um zuzugreifen, heißt es in Regierungskreisen. Die Amerikaner, die Hubschrauber und Aufklärungstechnik stellen sollen, brauchen mindestens 72 Stunden, um die Operation vorzubereiten.

Zweimal am Tag nimmt ihm sein Bewacher die Fußkette ab und führt ihn über den Hof zur Latrine. Als er ein Stück Seife findet, beißt er heimlich etwas davon ab und versteckt es. Vielleicht könne die Schmiere irgendwann helfen, Handschellen und Kette abzustreifen, denkt er. Nur einmal in den sechs Wochen darf er sich mit einem Eimer Wasser abspülen und seine schmutzigen Kleider gegen neue afghanische Gewänder tauschen. Er nennt das „die kleinen Freuden". Zu ihnen gehört für ihn auch ein Spalt in der Abdunklung des Fensters, durch den sieht er ein bisschen Garten und ein Stückchen Himmel.

Er beobachtet, wie sein Bewacher Ibrahim vor dem Fenster zum Gebet niederkniet. Eines Tages schiebt plötzlich ein kleiner Junge den Vorhang zu seinem Verschlag beiseite. „Er ist 4–6 Jahre alt und sagt Salam Aleikum. Am Rand meiner Pappe zieht er sich die Schuhe aus und setzt sich vor mich auf den Toshak, stößt dabei das Wasserglas um. Nach kurzer Zeit geht er wieder. Wie schön. Made my day."

Der Deutsche leidet zunehmend unter dem Ungeziefer. Nachts plagen ihn Wanzen und Flöhe, in den Morgen- und Abendstunden sind es die Mücken. Tagsüber kommen Schwärme von Fliegen, wegen der schweren Kette kann er sie nicht vertreiben. Seine Hoffnung auf eine schnelle Befreiung schwindet.

Nach etwa zwei Wochen taucht erneut ein „Commander" auf, nun verlangt er die Telefonnummer seiner Eltern. „Ich gebe sie widerwillig und betone, dass sie ihm wenig helfen werden, dass GIZ & Botschaft die besseren Kontakte sind", schreibt Stefan E. in sein Tagebuch. Die Gesprächsatmosphäre sei freundlich, „aber ich habe große Angst". Die Entführer haben offenbar noch immer keinen Kontakt zur Bundesregierung. „Ich frage mich nun, ob aus Wochen auch Monate werden können", schreibt er.

„Sie haben ein Luftgewehr und machen Schießübungen. Stundenlang schießen sie auf Vögel. Später kommt einer mit einem schreienden gelben Vogel in meine Kammer, hält ihm den Schnabel zu. Dann gehen sie wieder und irgendwann endet das Schreien. Es fällt mir schwer, diese Episode nicht als schlechtes Zeichen zu deuten."



Talibankämpfer in Kunduz: „Die neue Art zu töten"

In dieser Zeit denkt der GIZ-Mann immer häufiger über Flucht nach. Für die täglichen Latrinengänge darf er seine Kette inzwischen selbst aufschließen und dann wieder anlegen. Er überlegt sich einen Trick: Er kann die Kette ein wenig lockerer zuschließen und mithilfe eines Fadens bei Kontrollen vortäuschen, dass die Metallglieder ganz eng um die Knöchel liegen. Die Handschellen hat er bereits so lose angelegt, dass er sie abstreifen kann.

Inzwischen hat das Bundeskriminalamt zwar ein Telefonat mit einem der Entführer geführt, es mündet aber nicht in konkrete Lösegeldverhandlungen. Der mutmaßliche Kopf der Kidnapperbande ist Ghulam Hazrat, einer der führenden Talibankommandeure in Nordafghanistan. Durch einen US-Drohnenangriff wird er im August gezielt getötet.

„Aufgewacht, als es zu dämmern beginnt. Habe keinen Vier-Uhr-Ruf gehört. Geträumt, dass ich in einem Hotel übernachte und reklamiere, weil eine kleine Maus in meinem Zimmer war", schreibt Stefan E. in sein Tagebuch.

Sein Gesundheitszustand verschlechtert sich. Er hat stark an Gewicht verloren, leidet unter Übelkeit, Magenkrämpfen und Schüttelfrost. Sein Bewacher drückt ihm eine Knoblauchzehe in die Hand. „Antibiotics", sagt er. Aber es hilft nicht.

„Anders als erwartet scheint heute ein Tag der Wut zu werden, auf die scheiß-gottlosen Taliban, Mörder, gewöhnliche Kriminelle, die sich erlauben, meine Freiheit zu rauben, meine Familie zu belästigen."

Stefan E. entschließt sich zur Flucht. In der Nacht zum 29. Mai erscheint ihm die Lage günstig. Vom Hindukusch weht ein starker Wind. Gegen Mitternacht streift er sich die Handschellen ab und löst die Fäden an der manipulierten Fußkette. Dann steigt er aus dem Fenster hinaus in die Nacht. Er ist so abgemagert, dass er sich problemlos durch einen kleinen Spalt zwängen kann, den er zwischen Tor und Mauer entdeckt.

Er läuft die staubige Straße entlang, immer weiter in Richtung Südosten, wo er den Fluss vermutet. Wenn er Leute hört oder das Licht eines Autos sieht, versteckt er sich im Gebüsch. Drei Stunden irrt er durch die stürmische Nacht. Die eng beschriebenen Hefte trägt Stefan E. in einer Plastiktüte bei sich. Er hält sie fest an sich gepresst unter seinem weißen, mit Glasperlen bestickten Gewand, das er in die Pluderhose gestopft hat.

Ausgerechnet die Tagebuchaufzeichnungen, die ihm in der Geiselhaft so viel bedeutet haben, kosten ihn nun fast das Leben. Als der ausgezehrte Entwicklungshelfer auf einen afghanischen Checkpoint zustolpert, halten die Polizisten die Wölbung an seinem Bauch für einen Sprengstoffgürtel. Sie feuern Warnschüsse ab und überwältigten ihn. Wieder werden seine Augen mit einem Tuch verbunden.

Erst auf der Polizeiwache stellen sie fest, dass sie keinen potenziellen Attentäter, sondern den entführten deutschen Entwicklungshelfer gefangen haben. Und Stefan E. begreift erleichtert, dass er nicht erneut entführt wurde, sondern frei ist.

Seit vier Monaten ist er nun zurück in Deutschland, er arbeitet, ihm geht es gut.

Im August wurde wieder eine Deutsche entführt, wieder eine Entwicklungshelferin der GIZ. Diesmal schlugen die Entführer mitten in Kabul zu. Die Frau wurde am helllichten Tag von bewaffneten Männern aus ihrem Auto gezerrt. Hubert Gude

Lesen Sie auch auf Seite 82:
Der US-Luftangriff auf das Krankenhaus in Kunduz und seine Folgen

FOTO: AP / DPA

Sie sind wieder da

Proteste Straßenblockaden vor Flüchtlingsunterkünften, Prügel gegen Journalisten: Die Bürgerbewegung Pegida meldet sich zurück – radikaler denn je.



Pegida-Demonstration in Dresden am 5. Oktober: „Wir befinden uns bereits im Krieg“

Ich bin kein Nazi“, sagt der Gastwirt, der ungeschützt im Regen steht. „Ich kenne Neger, ich kenn den Dönertürken, ich will nur meine Ruhe und meine deutschen Rechte.“

„Das sind keine Nazis“, sagt der Nachbar und deutet auf einen Trupp junger Männer, „das sind junge Leute, die das System zu dem gemacht hat, was sie sind.“

Vor den „Kanacken“ werde man sich zu schützen wissen, sagt der Ordner mit der weißen Oberarmbinde.

Es ist Mittwochabend in Einsiedel. Und die Barrikade der Bürger hält. Bereits seit 48 Stunden. Wieder haben sich Hunderte Menschen auf der Anton-Herrmann-Straße versammelt, die in gerader Linie, vorbei an hübschen Bürgerhäusern, hoch zum früheren Pionierlager führt. Aber niemand kommt dorthin, der nicht als Anwohner erkennbar ist. Der improvisierte Checkpoint vorm Hotel „Zur Talsperre“ ist rund um die Uhr besetzt. Occupy Einsiedel.

Busse, vollgepackt mit „Invasoren“, seien auf dem Weg ins Pionierlager – so konnten es die Einheimischen am Montag auf einer Facebook-Seite von Pegida lesen. Seither riegelten die Anwohner, ohne von Sachsens Polizei daran gehindert zu werden, die einzige Zufahrt zur geplanten Flüchtlingsunterkunft ab.

Am Mittwoch sind es schon mehr als tausend, die schweigend im Regen durch den Chemnitzer Vorort marschieren, vorbei an gesprühten Parolen wie „Heimat schützen“. Und der Widerstand werde weitergehen, ruft einer durchs Megafon, „so lange wie nötig“. Dann dankt der Redner „Pegida Chemnitz-Erzgebirge“, ohne die all das nicht möglich wäre. Da brandet Jubel auf unter den Einsiedlern. „Gott sei Dank“, seufzt ein Sachse, „ich hatte schon Angst, es geht nicht weiter.“

Doch, es geht weiter. Pegida ist wieder da. Offenbar schlagkräftiger denn je. Eine Zeit lang war die Bewegung nahezu aus der Öffentlichkeit verschwunden. Ihre Gründer hatten sich zerstritten, Pegida-Chef Lutz Bachmann war von seinem Vorstandsposten vorübergehend zurückgetreten, nachdem ein Bild öffentlich wurde, das ihn in Adolf-Hitler-Pose zeigte. Die wöchentlichen Proteste ebbten ab. Am vergangenen Montag nun trieb Pegida erneut rund 10 000 Menschen in Dresden auf die Straße, fast schon wieder so viele wie zu den Hochzeiten der Bewegung im vorigen Winter.

Doch diesmal bleibt es nicht mehr bei friedlichen Protesten, auf Worte folgen Taten, wie nicht nur die Straßenblockade von Einsiedel zeigt. Die „Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“ (Pegida) profitieren von der aufgeheizten Flüchtlingsdebatte. Positionen, die vor wenigen Monaten Demagogen wie Bachmann vorbehalten waren, werden mittlerweile auch von Unionspolitikern vertreten – eine Einladung für Pegida-Anhänger, sich weiter zu radikalisieren.

Tatjana Festerling, die für Pegida bei der Oberbürgermeisterwahl in Dresden im Juni fast zehn Prozent holte, behauptete auf einer Demonstration kürzlich: „Wir befinden uns bereits im Krieg.“

Pegida sei als diffuse „Empörungsbewegung“ gestartet, sagt der Dresdner Politikwissenschaftler Hans Vorländer. Inzwischen fokussiere sie sich auf das Flüchtlingsthema und auf Kanzlerin Angela Merkel als Zielscheibe. Die Rhetorik sei dabei völlig enthemmt. Und nicht nur die.

Immer häufiger wird die „Lügenpresse“ mittlerweile körperlich angegangen. Vor zwei Wochen attackierten Pegida-Anhänger Journalisten des MDR und der „Dresdner Neuesten Nachrichten“, einer bekam einen Faustschlag ins Gesicht. Alle Landesstudios hätten inzwischen Beleidigungen, Vandalismus und körperliche Übergriffe bei Pegida-Demonstrationen gemeldet, heißt es beim MDR, der vor allem in Sachsen immer mehr Vorfälle registriert. Die „zunehmende Aggressivität“ gegen Mitarbeiter sei eine „neue Erfahrung“.

Der Pegida-Redner und Autor Jürgen Elsässer rief im Magazin „Compact“ die Bundeswehr zum Widerstand gegen die Regierung auf: „In dieser Situation kommt es auf Euch an, Soldaten der Bundeswehr: Erfüllt Euren Schwur und schützt das deutsche Volk und die freiheitliche Ordnung! Besetzt die Grenzstationen, vor allem die Grenzbahnhöfe, und schließt alle möglichen Übergänge vor allem von Süden. Wartet nicht auf Befehle von oben!“

Die Bewegung betreibe zumindest „diskursive Brandstiftung“, warnt Politologe Vorländer: „Pegida bereitet der Verrohung auf der Straße den Boden.“ Auch das Bundeskriminalamt (BKA) schreibt in einem aktuellen Lagebild, die Hetze durch „rechte Klientel“ entfalte eine „katalysierende Wirkung“. In den ersten neun Monaten dieses Jahres registrierte das BKA mehr als 400 Angriffe auf Asylunterkünfte – im gesamten Jahr zuvor waren es etwa 200.

Der Weg vom Wort zur Tat scheint immer kürzer zu werden. Das zeigt die Pegida-Aktion „Wir helfen beim Grenzbau“, die Anfang Oktober erstmals im sächsischen Sebnitz angekündigt wurde und nun eine Fortsetzung in Bayern finden soll. Für den 8. November haben sich bereits Hunderte „Maschendrahtzaun-Freunde“ via Facebook verabredet, eigenhändig die deutsche Außengrenze abzuriegeln. Einer der Rädelsführer ist, wie schon in Sebnitz, Michael Viehmann, ein ehemaliger Supermarkt-Mitarbeiter aus Kassel.

Viehmann hatte im vergangenen Jahr einen westdeutschen Pegida-Ableger gegründet, auch bei Demos der gewaltbereiten „Hooligans gegen Salafisten“ mischte der Kahlkopf zwischenzeitlich mit. Nach einem Hass-Posting im Netz bekam Viehmann einen Strafbefehl. Er soll auf Facebook gegen Juden gehetzt und zudem

FOTO: JENS MEYER / AP / DPA

schwadroniert haben, dass hoffentlich „bald eine Revolution ausbricht und dem ganzen deutschen Politpack der Schädel eingeschlagen wird“.

Viehmann legte Einspruch ein, nun muss das Amtsgericht entscheiden. Seinen Aufstieg in der angeblich friedlichen Protestbewegung hat all das nicht verhindert, im Gegenteil: Viehmann gehört zum inneren Zirkel von „Pegida Deutschland“.

Wie sehr bei Pegida die Grenzen zu stramm rechten Gruppen verschwimmen, zeigen Ableger in Nordrhein-Westfalen, Thüringen und Sachsen-Anhalt, die längst von Neonazis dominiert werden. Oder auch das Beispiel München. Dort hat sich im Frühjahr ein Pegida-Verein „zur Förderung staatsbürgerlicher Anliegen“ gegründet. Die Bundesanwaltschaft in Karlsruhe ermittelt jedoch gegen einen der Münchner Vorstände, Heinz Meyer, wegen des Verdachts auf Bildung einer terroristischen Vereinigung. Meyer, der sagt, an der Sache sei „nichts dran“, hatte offenbar Kontakt zu Martin Wiese, einem notorischen Neonazi und verurteilten Rechtsterroristen.

Auch sonst sind die Pegida-Anhänger aus Bayern nicht zimperlich bei der Wahl ihrer Führungsfiguren: Zum Vorstand des Münchner Vereins zählen neben Meyer ein ehemaliger NPD-Bundestagskandidat und eine alte Weggefährtin von Michael Stürzenberger, Schlüsselfigur des islamfeindlichen Blogs „Politically Incorrect“ (PI), der seine Leser ebenfalls mit immer rabiateren Methoden aufwiegelt.

In dieser Woche rief PI zur Jagd auf „das Monster“ Angela Merkel auf. Jeder Bürger solle jeden Tag um Punkt 18 Uhr mit Trillerpfeifen oder Hupen „Merkel muss weg!“ skandieren. Ihren „Widerstand“ stellten die PI-Macher dabei in die Tradition des Hitler-Attentäters Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Wie dieser stünden „wir“ heute vor der Frage: „Wollen wir zusehen, wie uns die politische Führung zerstört?“

Von einer „massiven verbalen Aufrüstung“ der islamfeindlichen Szene spricht der bayerische Verfassungsschutz. Besorgniserregend sei, dass Rechtsextremisten mit ihren „Hasskampagnen“ zusehends zu bislang unbescholtenen Bürgern durchdrängen. Auch von diesen könnten „fremdenfeindlich motivierte Gewalttaten ausgehen“. Der Schulterschluss zwischen rechtsextremistischen Parteien und zornigen Bürgern treibt fast alle Verfassungsschutzämter um. Das Bundesamt will nun deutschlandweit Rädelsführer von NPD, Die Rechte, III. Weg und anderen aufsuchen und versuchen, die Szene zu verunsichern. „Da kommt etwas auf uns zu“, sagt ein hochrangiger Verfassungsschützer, „wir müssen versuchen, es zu stoppen.“

Maik Baumgärtner, Maximilian Popp, Jörg Schindler, Wolf Wiedmann-Schmidt

Wandelnder Widerspruch

Karrieren Sahra Wagenknecht soll Fraktionschefin der Linken werden. Führt sie den Kampf gegen die SPD fort, den Oskar Lafontaine begann?

Eineinhalb Stunden lang hat Sahra Wagenknecht über Johann Wolfgang von Goethe gesprochen, den großen deutschen Dichter, den sie für so etwas wie einen frühen Parteigänger der Linken hält, einen Antikapitalisten, seiner Zeit weit voraus. Sie hat, um ihre These zu belegen, viel aus dem „Faust“ zitiert, den sie als Jugendliche auswendig konnte. Sie hat dafür reichlich Szenenapplaus bekommen und geneigte Fragen aus dem Publikum, das sich prächtig unterhalten fühlte. Ein gelungener Abend im Rathausfestsaal von Saarbrücken, politisches Varieté. Unten sitzt Oskar Lafontaine, ihr Mann. Er hat seine Armbanduhr abgenommen, um die Zeit nicht aus dem Blick zu verlieren, wie er es früher gemacht hat, wenn er selbst auf der Bühne stand und alle Aufmerksamkeit ihm gehörte. Jetzt sitzt er im Halbdunkel, erste Reihe, dritter Platz von links, wo er für die meisten Zuhörer so gut wie unsichtbar ist.

In der kommenden Woche soll Wagenknecht zur Fraktionsvorsitzenden der Linken gewählt werden, neben Dietmar Bartsch, dem Vertreter des Reformflügels. Sie sollen die Partei im Bundestag in eine neue Zukunft führen, nachdem Gregor Gysi im Juni seinen Rückzug vom Fraktionsvorsitz angekündigt hat; eine Zukunft, die auch die Möglichkeit einschließt, dass sich die Linke auf Bundesebene als möglicher Koalitionspartner empfiehlt.

Es geht dabei auch um das Vermächtnis ihres Mannes. Versteht sie die SPD als möglichen Partner einer gesamtlinken Koalition, wie die Reformer in ihrer Partei hoffen? Oder noch immer als Todfeind, der wund geschossen werden muss? Zehn Jahre nachdem Oskar Lafontaine die SPD im Streit verließ, um mit einer neuen, gesamtdeutschen Linkspartei Rache an den alten Genossen zu üben, ist ihre Wahl zur Fraktionsvorsitzenden auch die Chance für die Linke, endlich eine Antwort auf diese Frage zu finden. Diese Chance heißt Sahra Wagenknecht. Sie ist längst eine eigene Marke, die ihre Partei und ihr Amt überstrahlt, eine Frau, die in kein Schema passt. Sie wirkt wie eine jüngere Margaret Thatcher, aber sie redet wie Karl Marx. Wagenknecht ist ein wandelnder Widerspruch.

Die Positionen, die sie vertritt, machen sie unwählbar für den bürgerlichen Mainstream, auch in der SPD. Sie geißelt die Auswüchse des Kapitalismus, sie verdammt das angeblich imperialistische Gebaren der USA und predigt unbedingten Pazifismus. Sie beherrscht den aufgescheuchten Furor der Linken, den sich die SPD längst abgewöhnt hat. Zugleich aber wirkt sie seltsam konservativ, mit ihrer immer gleichen, hochgesteckten Frisur, den streng geschnittenen Kleidern, der zugeknöpften Art und gutbürgerlichen Bildung, beinahe pflichtbesessen.

Sie ist für ihr Arbeitsethos bekannt. Ein Leben ohne Müßiggang. Schon als Kind empfand sie Spielen als Zeitverschwendung, seichte Unterhaltung ist ihr zuwider. Wagenknecht taugt nicht als das übliche Feindbild der Konservativen, die linke Politiker wie sie gern als die Anwälte von Faulpelzen ansehen. Lange galt die ehemalige Stalinistin unter Reformern als nicht vermittelbar, aber nun ist sie ihre heimliche Hoffnung geworden. Gerade sie könnte die linken Parteifreunde zu Pragmatismus erziehen, weil sie bei den Linken die größte Glaubwürdigkeit hat. Weil sie die Letzte in ihrer Partei ist, von der man Pragmatismus und faule Kompromisse erwartet. Sie könnte. Aber das heißt noch lange nicht, dass sie das will.

Wer ist die echte Sahra Wagenknecht? Ist sie die überzeugte Linke, die sich eine konservative Maske zugelegt hat? Oder eine Konservative, die mit linken Thesen Karriere gemacht hat?

Sie spielt mit diesem Widerspruch. Sie zitiert nicht Marx, um ihre marxistischen Thesen zu rechtfertigen, sondern die ärgsten Kritiker des Marxismus, die Helden ihrer politischen Gegner. Sie hat Ökonomie studiert, die Grundlagen der Volkswirtschaftslehre, die Wissenschaft, die eigentlich erklärt, warum Kapitalismus funktioniert, und sie macht sich Ludwig Erhards Versprechen vom „Wohlstand für alle“ zu eigen, wenn sie eigentlich Sozialismus predigt. Es ist eine Masche, die sie perfektioniert hat: die radikale Linke, die sich gutbürgerlich gibt. Das hat sie auch jenseits der treuen Klientel der Linkspartei salonfähig gemacht, wenn auch nicht unbedingt wählbar.

Gemessen an den extrem linken Positionen, die sie vertritt, Außenseiterpositionen, hat sie überraschend viele Fans. Nach Gregor Gysi ist Sahra Wagenknecht derzeit die profilierteste Linke in Deutschland, the real deal, wenn man links wählen möchte. In deutschen Talkshows gehört sie zu den häufigsten Gästen. Die „Bild“-Zeitung kürte sie jüngst zur Talkshowkönigin Deutschlands. Aus ihrem Vortrag über Goethe hat sie inzwischen eine kleine Deutschlandtournee gemacht.

* Bei der diesjährigen Verleihung des Ordens „Wider den tierischen Ernst“ im Januar in Aachen.

FOTO: HENNING KAISER



Politikerin Wagenknecht*: „Bundeskanzlerin der Herzen“

Es verschafft ihr Sympathien. Eine Bühne, auch jenseits des üblichen Publikums der Linken. Und Flexibilität.

Vor zwei Wochen ist Wagenknecht auf Schloss Johannisberg im Rheingau zu Gast. Sie hält wieder eine ihrer Goethe-Lesungen. Goethe als Antikapitalist.

Der Saal ist gefüllt mit Damen und Herren der besseren Gesellschaft, Weinfestpublikum, große Autos, gut geschnittene Anzüge, hochgeschlossene Blusen.

Ihr Gastgeber stellt sie als Bildungsbürgerin vor, als Dr. Wagenknecht. Er nennt ihre akademischen Titel und kommt am Schluss auf die Note ihrer Doktorarbeit zu sprechen. „Magna cum laude“, sagt er. Spätestens von diesem Moment an hat sie den gesamten Saal hinter sich.

„Sie genießt eine hohe Glaubwürdigkeit bei Leuten, die politisch woanders stehen“, sagt ihr Parteifreund Thomas Lutze. „Eher bürgerlich denkende Menschen finden Wagenknecht toll.“ Das macht sie einerseits zu einer gefährlichen Gegnerin der SPD, aber zugleich auch zu einer potenziellen Partnerin, mit der man sich zeigen kann.

Wenn man Ralph Niemeyer fragt, was seine Exfrau wirklich will, muss er nicht lange überlegen. Mit Wagenknecht verbindet ihn eine lange, bewegte Geschichte. 16 Jahre lang war er mit ihr verheiratet. Zusammen haben sie Krisen erlebt. Aus seinen Seitensprüngen gingen drei uneheliche Kinder hervor. Das Paar ließ sich 2013 scheiden, aber trotz aller Krisen haben sie bis heute den Kontakt gehalten. Niemeyer lebt jetzt in Schwäbisch Gmünd. Er sagt, dass er wieder geheiratet hat, aber auf Wagenknecht lässt er bis heute nichts kommen, auf seine „müagF“, meine über alles geliebte Frau, wie er sie nannte.

Für eine Koalition mit der SPD, glaubt Niemeyer, ist es 2017 zu früh. Er könnte sich vorstellen, dass Wagenknecht einen anderen Plan hat, einen großen Geniestreich. „Für Sahra geht es erst einmal darum, die SPD übernahmereif zu schießen“, sagt Niemeyer. „Dann wird sie, vielleicht irgendwann nach der nächsten Bundestagswahl, die SPD übernehmen.“

Es ist eine irre Idee, die Feldherrnfantasie eines Mannes, der noch immer stolz darauf ist, einmal mit Sahra Wagenknecht verheiratet gewesen zu sein. Aber vielleicht hat seine Fantasie auch einen realistischen Kern: Was Wagenknecht auszeichnet, ist ihre Konsequenz. Sie wird bei ihren Positionen bleiben und der SPD schaden, so gut sie kann. Wenn es nach ihr geht, bleibt die Linke die Partei Lafontaines.

Kürzlich hielt Wagenknecht im Bundestag eine Rede zur Flüchtlingskrise, keine große Rede, aber Niemeyer mochte sie. Er schickte ihr eine SMS: „Tolle Rede“, schrieb er, „Du bist die Bundeskanzlerin der Herzen.“

Marc Hujer



Protest gegen Freihandelsabkommen in Berlin am 7. Oktober: „Die Verhandlungen sind festgefahren, es bewegt sich nichts“

Koalition der Willigen

Globalisierung Der geplante Handelspakt zwischen den USA und elf Pazifikstaaten bringt Europa in Zugzwang. Die EU sucht eine neue Strategie für die TTIP-Gespräche mit Washington.

Meist sind Trommeln oder Trillerpfeifen die bevorzugten Utensilien für Demos in Berlin. An diesem Wochenende aber sollen andere Hilfsmittel zum Einsatz kommen: Schälmesser, Holzbretter oder auch Hackebeil.

So ausgerüstet, wollen sich die Demonstranten zum „gemeinsamen Gemüseschnippeln“ treffen, um eine „Protestsuppe“ für ihre geplante Großkundgebung gegen den umstrittenen Handelsvertrag mit den USA an diesem Samstag anzurühren. Zehntausende wollen mit fünf Sonderzügen und 600 Bussen nach Berlin reisen. Der Deutsche Gewerkschaftsbund, Attac, Brot für die Welt und rund 30 weitere Organisationen wollen so gegen jenes Vorhaben Stimmung machen, das unter dem hochtrabenden Titel „Transatlantic Trade and Investment Partnership“ seit Monaten die Republik in Wallung bringt.

In gewisser Weise haben die Proteste ihr Zwischenziel schon erreicht: Der Abschluss eines Freihandelsabkommens mit den USA ist in weite Ferne gerückt. Noch vor wenigen Wochen hatte Kanzlerin Angela Merkel davon gesprochen, die Gespräche „umgehend zu beschleunigen“. Doch ihr Stellvertreter, Wirtschaftsminister Sigmar Gabriel, stimmt inzwischen eine ganz andere Melodie an. „Die Verhandlungen sind festgefahren“, sagte er vorvergangene Woche auf einer Konferenz in Berlin, „es bewegt sich nichts.“

Von den 24 Teilabkommen sei bislang noch kein einziges unterschriftsreif, heißt es in seinem Ministerium, weil es auf beiden Seiten um „beinharte Wirtschaftsinteressen“ geht. Frankreich will verhindern, dass der europäische Agrarmarkt für Fleischwaren aus Nebraska oder Alabama geöffnet wird. Washington weigert sich, mehr öffentliche Aufträge an deutsche oder an französische Konzerne zu vergeben.

Über die Reizthemen der Anti-TTIP-Kampagne dagegen, den Schutz für Investoren etwa oder die Zusammenarbeit bei Verbrauchergesetzen, wurde bislang noch nicht einmal ernsthaft verhandelt. So bestehe die Gefahr, sagt Gabriel, dass die Verhandlungen zu einer „nicht enden wollenden Geschichte“ werden.

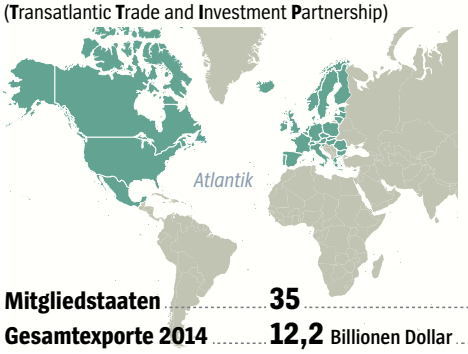
Und jetzt auch noch das: Vergangene Woche einigten sich die USA mit elf Pazifikstaaten darauf, eine große Freihandelszone zu schaffen, die fast 40 Prozent der weltweiten Wirtschaftsleistung auf sich vereinigt. Stimmt der US-Kongress dem Vorhaben zu, könnten Firmen aus der Region leichter miteinander Handel treiben oder im Ausland investieren. Konzerne aus Deutschland oder Frankreich dagegen müssten beträchtliche Nachteile in Kauf nehmen, wenn sie künftig Waren nach Japan, Mexiko oder Chile liefern wollen.

Europa gerät in die Defensive. Die eigenen Verhandlungen mit den USA kommen nicht voran, dafür schafft der sogenannte Trans-Pacific-Partnership-Vertrag (TPP) Fakten mit globaler Wirkung, für Geschäfte im Internet genauso wie für den Verkauf von Arzneimitteln. „Die Regeln im Welthandel“, heißt es in der Bundesre-

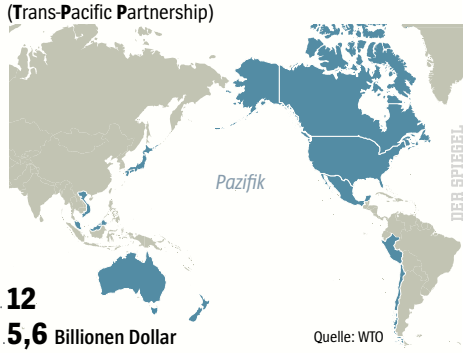
FOTO: GREGOR FISCHER / DPA


www.digel.de
facebook.com/digelgermany
DIGEL
THE MENSWEAR CONCEPT

umstritten: **TTIP**
Transatlantisches Freihandelsabkommen
(**T**ransatlantic **T**rade and **I**nvestment **P**artnership)



soeben beschlossen: **TPP**
Transpazifische Partnerschaft
(**T**rans-**P**acific **P**artnership)



Mitgliedstaaten	**35**	**12**
Gesamtexporte 2014	**12,2** Billionen Dollar	**5,6** Billionen Dollar

Quelle: WTO

gierung, „werden jetzt erst einmal am Pazifik bestimmt."

US-Präsident Barack Obama wollte mit dem Abkommen nicht nur die Macht Chinas eindämmen, das dem TPP-Klub nicht angehört. Es ging ihm auch darum, neue Prioritäten in der globalen Ökonomie zu setzen. Das Abkommen, sagte er, stärke die „strategischen Beziehungen" in einer Region, „die bestimmend für das 21. Jahrhundert sein wird".

Europa dagegen muss zusehen, wie die USA am Pazifik eine Koalition der Willigen formt. Schon haben weitere asiatische Länder wie Thailand oder Taiwan ihr Interesse angemeldet, bei dem Bündnis mitzumachen.

Als Konsequenz, so fürchten Brüsseler Politiker, könnten europäische Konzerne nun Produktionsstätten nach Asien verlagern. Das könnte die EU-Staaten „langfristig etwa 1,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts kosten", warnt Daniel Caspary, handelspolitischer Sprecher der konservativen EVP-Fraktion im Europaparlament. Auch wenn solche Zahlen höchst spekulativ sind – klar ist, dass Europas Konzerne im Asien- und im US-Geschäft Marktanteile einbüßen werden. Zugleich verschlechtert sich die Position der EU-Kommission bei den TTIP-Gesprächen mit Washington.

Schon in den letzten Monaten merkten die europäischen Unterhändler, dass die Amerikaner voll auf die asiatische Karte setzen. Washingtons Emissäre unterbreiteten der europäischen Handelskommissarin Cecilia Malmström kaum noch substanzielle Vorschläge. Bei wichtigen Fragen beispielsweise zur Autoindustrie, zur Chemie oder zur IT-Wirtschaft haben die US-Beamten noch nicht einmal ihre Vorstellungen offengelegt. Es gibt nur die entsprechenden EU-Angebote. „Wir warten auf die Blaupause durch TPP", hieß es lapidar.

Als Bernd Lange, der Vorsitzende des Handelsausschusses im EU-Parlament, im Juli in Washington war, behandelte ihn Paul Ryan zuvorkommend. In der Sache aber war der mächtige Finanzausschussvorsitzende des Repräsentantenhauses knallhart: „TPP hat für uns Priorität."

Auch der US-Handelsbeauftragte Michael Froman war höflich unkonkret, als es darum ging, die Vorteile eines Abkommens mit Europa hervorzuheben. Dafür klagte der mit dem US-Präsidenten befreundete Beamte wortreich über die geografischen Herkunftsbezeichnungen für Parmaschinken oder holländischen Gouda, die Europa in jedem Handelsabkommen zum Wohle der lokalen Produzenten schützen will.

Die Pazifikanrainer wie Japan oder Vietnam sind da nicht so zimperlich. „Die Amerikaner konnten die Verhandlungen dominieren, was ihnen bei den Gesprächen mit uns nicht möglich gewesen ist", sagt Lange. Noch sind viele Details des Pazifikpaktes nicht bekannt. Doch haben die Asiaten offenbar Zugeständnisse gemacht, die in Europa nach Aussage Brüsseler Verhandler nie durchgehen würden.

Manche Bestimmungen in dem TPP-Vertrag lesen sich so, als seien sie direkt dafür gemacht worden, den Europäern Grenzen aufzuzeigen. „Die 12 Parteien stimmen überein, dass TPP-Unternehmen keine Datenzentren in einzelnen Märkten aufbauen müssen", heißt es in der schon veröffentlichten Zusammenfassung der wichtigsten Punkte des TPP-Vertrags aus amerikanischer Sicht.

Genau das aber fordern viele europäische Datenschützer, um dem spektakulären Urteil des Europäischen Gerichtshofs aus dieser Woche gegen Facebook gerecht zu werden (siehe Seite 75). Klar ist: Der Online-Streit könnte sich zu einem der Haupthindernisse für ein Handelsabkommen mit den Amerikanern entwickeln.

Auch beim Investorenschutz, bei der Lebensmittelsicherheit oder beim Umweltschutz werden sich die Europäer mit den Amerikanern nicht auf niedrigere Standards einlassen, selbst wenn die USA diese bei den Pazifikanrainern durchgesetzt haben. Hier hat die Anti-TTIP-Bewegung eine Reihe roter Linien gezogen, die von den Brüsseler Verhandlern kaum überschritten werden dürften.

Viele europäische Unternehmer dagegen stellen sich darauf ein, dass für sie die Geschäfte schwieriger werden. Rainer Hundsdörfer etwa, Chef der EBM-Papst-Gruppe, liefert unter anderem Ventilatoren für Kühlschränke oder Fotovoltaikanlagen in alle Welt. Nun fürchtet er große Nachteile, wenn das amerikanisch-pazifische Handelsabkommen vom US-Kongress abgesegnet wird. Ein Konkurrent aus Japan könnte dann schon bald ohne zusätzliche Zertifizierungskosten seine Ware in den USA verkaufen. Das bringt nicht nur finanzielle Vorteile, die Firma aus Tokio oder Osaka wäre auch „viel schneller mit ihren Erfindungen am Markt".

Schon macht unter Europas Konzernen eine Horrorvision die Runde: TTIP scheitert, TPP wird ein echter Erfolg. „Dann ist Europa nicht mehr im Konzert der Großen dabei", befürchtet der Direktor des Instituts der deutschen Wirtschaft, Michael Hüther. Insbesondere dann nicht, wenn immer mehr Länder dem pazifischen Abkommen beitreten. „Die USA haben es so geschickt gestrickt, dass genau das für neue Kandidaten sehr leicht möglich ist", sagt der Ökonom. Die Folgen würden sich zwar „nicht gleich morgen in den Konzernbilanzen wiederfinden", warnt Hüther, „aber übermorgen".

Nun möchte EU-Handelskommissarin Malmström mit einem radikalen Vorschlag zum Zollabbau den Verhandlungen mit den USA neues Leben einhauchen. 97 Prozent aller Zölle zwischen den USA und der EU sollen künftig wegfallen, das will die Schwedin den Amerikanern bei der nächsten TTIP-Verhandlungsrunde Mitte Oktober in Miami vorschlagen. Von der neuen Offerte wären auch einige Agrarprodukte betroffen, obwohl es in diesem besonders sensiblen Bereich nach dem Willen der EU-Kommission zunächst keine völlige Liberalisierung geben soll. Trotzdem fürchtet Martin Häusling, agrarpolitischer Sprecher der Grünen im EU-Parlament, einen Dammbruch: „Dann werden wir mit Massenware aus amerikanischen Fleischfabriken überrollt."

Zudem ist fraglich, wie stark das Brüsseler Angebot die US-Verhandler überhaupt interessiert. Als es in den Verhandlungen mit der EU um das Thema Zölle ging, waren die Amerikaner lediglich bereit, etwa 75 Prozent ihrer Zölle zu senken.

Immerhin rechnet die EU-Kommission damit, dass die USA endlich ein Angebot vorlegen, wie europäische Firmen in ihrem Land leichter an öffentliche Aufträge kommen. Dann könnten Baufirmen aus Spanien oder Frankreich Autobahnen auch jenseits des Atlantiks bauen.

Doch die Hürden liegen hoch. In Washington hat Europa derzeit keine Konjunktur, weshalb es dort nicht nur bei öffentlichen Bauvorhaben heißt: America first.

Christoph Pauly, Michael Sauga, Gerald Traufetter

„Anlass zur Selbstkritik“

Datenschutz EU-Kommissar Günther Oettinger, 61, erwartet wenig vom Digitalpakt mit den USA.

SPIEGEL: Herr Oettinger, seit den Enthüllungen Edward Snowdens weiß die ganze Welt, dass Internetfirmen wie Google und Facebook die US-Regierung mit Daten ihrer Nutzer aus Europa versorgen. Warum brauchte es ein Gerichtsurteil, um das offensichtlich wirkungslose Abkommen mit den USA zu kippen, das unter dem Namen Safe Harbor bekannt ist?

Oettinger: Sie haben recht, das Urteil bietet auch Anlass zur Selbstkritik. Wir haben die Praxis in den USA jahrelang nicht konsequent genug beobachtet.

SPIEGEL: Das Abkommen sollte sicherstellen, dass Firmen personenbezogene Daten nur dann in die USA übermitteln können, wenn sie einen angemessenen Schutz der Privatsphäre gewährleisten. Wie geht es jetzt weiter?

Oettinger: Die Kommission hat bereits seit längerer Zeit die Verhandlungen für die Modernisierung von Safe Harbor gestartet. Erste Entwürfe sind fertig. Jetzt wird es darauf ankommen, wie die Verpflichtungen aus dem Urteil in die weiteren Verhandlungen eingebracht werden können.



Netzpolitiker Oettinger: „Wir sind auf der Zielgeraden“

SPIEGEL: Mit Verlaub, das klingt nach „Weiter so“. Der Europäische Gerichtshof zerlegt Safe Harbor, und die Kommission tut so, als wäre nichts geschehen?

Oettinger: Dieses Abkommen ist ja nicht unser einziges Vorhaben. Wir sind derzeit auf der Zielgeraden bei der ersten umfassenden europäischen Datenschutzregelung. Ich würde mir wünschen, dass wir diese noch vor Weihnachten verabschieden. Diese Regelung ersetzt nicht nur den Flickenteppich nationaler Regelungen, sie setzt auch den Standard, der dann für alle Abkommen mit Drittstaaten verbindlich ist – von Israel bis zu den USA. All diese Abkommen müssen dann modernisiert werden.

SPIEGEL: Aber dann könnten die Daten doch immer noch von US-Geheimdiensten abgeschöpft werden; es ginge genau das weiter, was das Gericht kritisiert hat.

Oettinger: Wir müssen sehen, inwieweit sich unsere amerikanischen Partner auf unser Datenschutzniveau einlassen. Da treffen unterschiedliche Sichtweisen aufeinander. Ich warne davor, dass wir mit übertriebenen Erwartungen in die Verhandlungen gehen – und dann gar nichts erreichen.

SPIEGEL: Safe Harbor war ja nicht mehr als eine Selbstverpflichtung von Unternehmen, europäische Datenschutzstandards einzuhalten. Muss eine neue Regelung nicht verpflichtend sein?

Oettinger: Eine verpflichtende staatliche Übereinkunft wäre die beste Lösung, ohne Zweifel. Allerdings glaube ich nicht, dass es dazu kommt. Deshalb sollten wir eine Neuauflage von Safe Harbor anstreben. Gerade auch für viele mittelständische Unternehmen, die nun verunsichert sind und dringend Klarheit brauchen.

SPIEGEL: Facebook, das Unternehmen, das Ausgangspunkt des Verfahrens war, hat bereits gesagt, es sei vom Urteil gar nicht betroffen. Facebook-Nutzer haben der Weitergabe ihrer Daten mit einem Klick zugestimmt. Was ist ein Abkommen wert, wenn man es so einfach umgehen kann?

Oettinger: Mit dem Einverständnis der Nutzer sind abweichende Regelungen immer möglich, egal wie hoch der Datenschutz vereinbart wird. Mich wundert immer wieder, dass wir Deutschen sehr sensibel sind, was den Datenschutz im Allgemeinen angeht. Wenn es aber um Verträge für ein Smartphone geht oder man sich als Freund bei Facebook einklinkt, dann ist man sehr rasch bereit, seine persönlichen Daten in die Hände des Unternehmens zu geben.

SPIEGEL: Mit den Daten können Konzerne beispielsweise errechnen, wie kreditwürdig ihre Kunden sind. Muss man die Menschen vor sich selbst schützen?

Oettinger: Einige Geschäftsmodelle bauen darauf auf, dass man für digitale Dienste nicht mit Geld, sondern mit Daten bezahlt. Diese Möglichkeiten wollen wir mit der neuen Datenschutzgrundverordnung einhegen. Sie wird beispielsweise regeln, was mit Gesundheitsdaten passieren darf, die auf sogenannten Gesundheitsbändern gespeichert werden, die viele Menschen beim Joggen am Handgelenk tragen. Wie stark dürfen diese Daten für medizinische Forschung in der Pharmabranche bereitstehen?

SPIEGEL: Die USA wollten die Regelungen zum Datenschutz im angestrebten Freihandelsabkommen TTIP mitverhandeln. Finden Sie das richtig?

Oettinger: Die EU hat dazu klar Nein gesagt. Grundrechte verhandeln wir nicht. Zudem: Es wäre gut, dass wir bis zum Frühjahr kommenden Jahres ein Abkommen haben. Man muss ja an die bevorstehenden Wahlkämpfe in den USA, in Frankreich und in Deutschland denken. Auch deswegen ist es wichtig, das Verhandlungspaket nun nicht mehr aufzuschnüren.

Interview: Peter Müller

FOTO: ADAM BERRY / GETTY IMAGES



Angeklagte Mutter Khan

Die verlorene Ehre der Familie Khan

Strafjustiz Eine junge Frau widersetzt sich ihren streng religiösen Eltern, der Vater bringt sie um. Welche Rolle spielte die Mutter bei der Tat?

Die Mutter heult laut auf, als die Tochter an ihr vorbeihuscht, ihr einen kurzen, verstörenden Blick zuwirft. Es ist die erste Begegnung seit acht Monaten, damals wurde die Mutter verhaftet. Die Tochter nimmt Platz, schaut zum Vater, auch er wurde verhaftet, auch er weint, leise.

Will sie wirklich vor Gericht aussagen, erzählen, welches Leben ihre Familie geführt hat? Ja, sie will, sagt die Tochter. Sie ist 14 Jahre alt. Sie wird nicht nur erzählen, welches Leben ihre Familie geführt hat. Sie wird erzählen, wie es hinter der blitzeblanken Fassade aussah, sie wird gegen ihre Eltern aussagen, sie wird ihre Eltern schwer belasten. Ihre Eltern, die ihre ältere Schwester Lareeb töteten, weil sie Schande über die Familie gebracht haben soll.

Saal 3, Landgericht Darmstadt, Schwurgerichtskammer. Der Vater hat eingeräumt, Lareeb erwürgt zu haben, mehr will er vorerst nicht sagen. Anders die Mutter. Sie lässt ihren Verteidiger eine 23 Seiten lange Erklärung verlesen, in der sie ihr eigenes Leben, die Tage vor der Tat und die Nacht, in der ihre Erstgeborene sterben musste, schildert. Sie war dabei, als es geschah. Aber auch sie sei ein Opfer, sagt sie. Die Tochter wird ihr das nicht durchgehen lassen. Sie wird erzählen, wie sie es sah.

Die Geschichte der Familie Khan ist die Geschichte einer gelungenen Integration, betrachtet man die beiden Töchter, zweisprachig aufgewachsene, tüchtige Mädchen, gut in der Schule. Und es ist die Geschichte einer gescheiterten Integration, betrachtet man die Eltern. Sie kamen vor mehr als 20 Jahren aus Pakistan nach Deutschland, aber sie kamen hier nie an. Sie passten sich nicht dieser neuen Welt an, sie schufen sich ihre eigene. Ihre eigene Heimat als rettende Insel in der Fremde.

Die Eltern führten ein Parallelleben, eines nach außen und eines, in dem sie die Regeln bestimmten. Doch ihre Kinder, geboren in dieser Fremde, zerriss es irgendwann. Sie mussten sich entscheiden, wohin sie gehören, zu dem Mikrokosmos innerhalb der Familie oder zu der Welt draußen. Lareeb, 19, hatte sich entschieden, sich verliebt und den Entschluss gefasst, aus der Welt der Eltern auszubrechen.

Ihre jüngere Schwester starrt zur Richterbank, 11. Große Strafkammer. Das Wimmern der Mutter wird lauter, der Verteidiger zerrt am Ärmel ihres Mantels. Das Wimmern schlägt um in ein lautes Heulen. Die Tochter wirft einen flüchtigen Blick zum Vater, jetzt muss sie doch weinen. Es sei ein schwerer Moment, müht sich der Vorsitzende Richter Volker Wagner, eher Typ Alleinunterhalter, um Sensibilität.

Die Tochter hat den Vater in der Justizvollzugsanstalt besucht, nicht die Mutter. Warum, will Wagner wissen. „Ich wollte ihn einmal sehen." Der Kommissar, der die Tochter bei diesem Besuch begleitete, wird später vor Gericht sagen, sie habe den Vater fragen wollen, warum er Lareeb getötet habe. Mehr nicht. Sie hat ihn danach nie wieder besucht.



Opfer Lareeb
„Einfach sterben"

„Hast du den Papa lieb?", fragt der Vorsitzende. Die Tochter: „Ja." Der Richter: „Lieber als die Mama?" Die Tochter: „Ja." Dann rechnet sie mit ihren Eltern ab. Sie seien streng gewesen, sehr streng, hätten sie und Lareeb abgeschottet von Schulfreunden und jeglichem sozialen Leben. Immer und überall die Angst der Eltern, die Töchter könnten so werden wie die anderen Kinder: asozial. „Asozial?", fragt der Vorsitzende. „Ja, asozial, respektlos gegenüber den Eltern, keine Hausaufgaben machen und so." Oft seien sie angeschrien und geschlagen worden, mit der Hand, dem Stock. Wer schlug? Die Mutter, nie der Vater.

Die Tochter widerlegt die Version, die die wimmernde Mutter ihrem Verteidiger diktiert hat. Die Opferversion. Shazia, 41, stammt aus einer Bauernfamilie, Anhänger der Ahmadiyya-Gemeinde, einer islamischen Sondergemeinschaft, aus einem kleinen Dorf in Pakistan. Ihr starker Glaube bestimmte ihr Leben, ihre Eltern arrangierten die Hochzeit, wählten den Ehepartner aus: Asadullah Khan, zehn Jahre älter, in Pakistan geboren, wohnhaft in Deutschland. Shazia war 17, als sie ihn kennenlernte, am Tag ihrer Trauung. Sie musste ihm nach Darmstadt folgen, wo er als Reinigungskraft arbeitete.

Shazia sagt, Asadullah habe ihr verboten, Deutsch zu lernen, arbeiten zu gehen. Sie habe ihm gehorchen, sich sei-

FOTO: BORIS ROESSLER / DPA (O.)



Angeklagter Vater Khan
„Exzesse der Tochter“

nen traditionellen patriarchalischen Vorstellungen unterwerfen müssen. Er und seine Familie hätten Druck ausgeübt, als sie nicht sofort schwanger wurde, dann gebar sie ihm nur zwei Töchter, keinen Sohn. Hilflos habe sie sich gefühlt, isoliert und unterdrückt.

Beistand fand Shazia in der Ahmadiyya-Gemeinde, ihr Ehemann war Vorsitzender der Darmstädter Kommune, später Sekretär im Frankfurter Gemeindezentrum, ein angesehener Mann. Über Konferenzschaltung las Shazia anderen Mitgliedern am Telefon aus dem Koran vor. Die Gemeinde wurde zum Mittelpunkt im Leben der Khans, alles drehte sich um den Glauben, seine festen Rituale und Bräuche. Die Familie unterwarf sich der Gemeinde, die Halt gab in dieser fremden Welt, die fremd blieb, weil sich die Eltern den hiesigen Traditionen verweigerten.

Lareeb und ihre jüngere Schwester parierten, kleideten sich traditionell, trugen Kopftuch. Sie packten zu Hause an, spülten, staubsaugten, putzten, nie ein Wort der Widerrede. „Vorzeigekinder“, sagt eine Zeugin vor Gericht. Lareeb sei „bis dahin die perfekte Tochter“ gewesen.

Im Mai 2014 brach das künstliche Idyll der Familie Khan zusammen. Shazia erwischte Lareeb, wie sie einem Jungen eine SMS schickte. Sie rastete aus, schlug auf sie ein, der Vater war außer sich. Was, wenn die Gemeinde davon erfährt? Lareeb wurde noch strenger bewacht. Ihre Eltern brachten sie zur Schule, warteten davor bis Unterrichtsschluss, kontrollierten sie rund um die Uhr, bedrohten den Jungen, der längst ein junger Mann war, 25 Jahre alt, Student und Mitglied der Ahmadiyya-Gemeinde. Letzteres verbesserte die Situation keineswegs. Lareeb brach mit den Eltern, sprach nicht mehr, aß kaum. Das Versprechen, den Freund nie wiederzusehen, lehnte sie selbstbewusst ab. Ein Schock für die Eltern. Ihr Kind widersetzte sich dem Gehorsam. Was, wenn die Gemeinde davon erfährt?

Die Stimmung im Hause Khan: unerträglich. Vor Gericht erinnert sich die jüngere Tochter daran, wie Lareeb davon sprach, „einfach sterben“ zu wollen. Abdullah Uwe Wagishauser, der Vorsitzende der Ahmadiyya-Gemeinde in Deutschland, erfuhr von dem Familienkonflikt. Er beauftragte einen Imam mit der Schlichtung, doch die Vermittlung scheiterte. Der Kalif Mirza Masroor Ahmad in England, das weltweite Oberhaupt der Ahmadiyya-Gemeinde, wurde eingeschaltet. Er forderte die Eheschließung der beiden.

Lareebs Vater soll die auferlegte Vermählung akzeptiert haben, doch die Eltern des Geliebten zögerten. Eine Schmach für Lareebs Familie. Sie selbst weihte ihre Freundinnen, Arbeitskolleginnen und ihren Vorgesetzten ein, freute sich auf die Hochzeit. So erzählen sie es vor Gericht.

Ihr Misstrauen gegenüber den eigenen Eltern blieb. Einer Freundin vertraute sie an, ihre Eltern planten eine Reise nach Pakistan. Sie traue ihnen eine Zwangsheirat mit einem Fremden zu. Nie werde sie mitfliegen, nie. „Auch wenn es mich das Leben kostet.“ Längst führte Lareeb ihr eigenes Leben, wenn auch heimlich. Der Zahnarzt, bei dem sie zuletzt gearbeitet hatte, sagt vor Gericht, er habe Lareeb nie mit Kopftuch gesehen.

Ein Schock für die Eltern, als sie wenige Wochen vor ihrem Tod davon erfuhren: Lareeb trug in der Öffentlichkeit nicht nur kein Kopftuch mehr, sie zog sich unbemerkt um, wenn sie das Haus verlassen hatte. Was, wenn die Gemeinde davon erfährt?

Shazia behauptet über ihren Anwalt, ihr Ehemann habe ihr Vorwürfe gemacht, dass sie „die Exzesse der Tochter“ nicht verhindert habe, sie sei „keine gute Mutter“. Verzweifelt wandten sich die Khans am 24. Januar 2015 erneut an den Vorsitzenden der Ahmadiyya-Gemeinde. Als Lareeb einem Fest der Gemeinde ferngeblieben war und dadurch ihre Eltern nach deren Ansicht bloßgestellt hatte, war klar: Die Gemeinde hat längst erfahren, dass die Khans ihre Tochter nicht im Griff haben.

Am 26. Januar kam per Post ein Anhörungsbogen der Polizei: Lareeb hatte im Kaufhof gestohlen, eine Modeschmuckkette für 15,99 Euro, Kondome für 10,99

FOTO: BORIS ROESSLER / DPA

Ein Haus, das alle meine Ansprüche erfüllt? Für mich Lebensqualität pur!



Mein Haus. Meine Welt.



Werte schaffen. Wohn- und Lebenskonzepte verwirklichen. Mit hohen Qualitätsstandards und dem umfassenden Service eines Baupartners, der weiß, was Sie wollen.
weberhaus.de

55 JAHRE
nachhaltige Innovation.

WeberHaus
Die Zukunft leben

Euro. Ihre Eltern waren entsetzt. Ihre Vermutung, die Tochter habe vorehelichen Sex gehabt, hielten sie für bestätigt. Wenn das die Ahmadiyya-Gemeinde erfährt! Shazia sagt, ihr Ehemann sei explodiert, habe sie beschimpft, bedroht. Hat er bereits zu diesem Zeitpunkt den Plan gefasst, Lareeb zu töten? Musste sie sterben, um die Familienehre aufrechtzuerhalten? Die Staatsanwaltschaft geht davon aus, nur deshalb habe die Mutter die jüngere Tochter an jenem Abend zum Onkel geschickt. Um in Ruhe, ohne Zeugen, den Mord begehen zu können.

Vor Gericht lässt Shazia ihren Anwalt vorlesen, die Situation sei eskaliert, nachdem der Vater die Tochter mit dem Brief der Polizei konfrontiert habe. Lareeb habe ihren Vater geschlagen, Asadullah sei wütend gewesen, Stunden später habe er die Tochter getötet. Sie habe ihn gesehen: sitzend auf der schlafenden Tochter, er drückte minutenlang den Hals zu. Sie habe schreien, ihn wegreißen wollen, aber sie habe „fürchterliche Angst“ gehabt – um ihre Tochter, aber offensichtlich noch mehr um sich. Shazia schwieg, verharrte, schaute wohl zu, zog ihre tote Tochter um und entsorgte die Leiche gemeinsam mit ihrem Ehemann. Sie habe nur gehorcht, so wie sie ihm immer ergeben gehorche.

Ihre Mutter sei nie unterdrückt worden, sagt die jüngere Tochter vor Gericht. „Meine Mutter durfte machen, was sie wollte.“ Tagsüber habe sie den Haushalt gemacht, sei ins Fitnessstudio gegangen, abends spazieren mit Freunden. „Wer hat zu Hause bestimmt?“, fragt die Staatsanwältin. „Mama.“ Und: „Wer war Wortführer, wenn es Streit gab, wer war der Bestimmende?“ „Mama.“ Shazia Khan heult auf. Jetzt hakt auch noch einmal der Vorsitzende nach, ob zu Hause ein autoritäres Patriarchat geherrscht habe. „Nein, eher andersrum“, sagt die Tochter mit ruhiger Stimme.

Eine Nachbarin und enge Freundin Lareebs beschreibt Shazia Khan als „aggressiv, aufbrausend, schnell gereizt“. Dass in der Familie Khan das archaisch geprägte Rollenklischee aus Pakistan gelebt worden sei, könne sie sich nicht vorstellen. Die Mutter der Nachbarin sagt: „Frau Khan war der Mann im Haus.“ Befahl sie ihrem Ehemann, die Tochter zu töten? Entschied das Paar gemeinsam, dass nur ihr Tod die beschädigte Ehre der Familie retten könne?

Die Mutter sei „die treibende Kraft“ gewesen, vertraute die Tochter einer Kommissarin an, die als Zeugin befragt wird. Am nächsten Morgen sei Shazia „auffallend fröhlich“ gewesen, habe „viel gelacht“ und sie, die jüngere Tochter, „öfter als sonst umarmt und geküsst“. Der Beamte, der Shazia verhörte, erinnert sich vor Gericht an ihre Aussage: „Wir wollten Lareeb zur Rede stellen, wenn der Streit zu arg wird, kann sie dabei auch sterben.“

Lareebs Freund hatte die Katastrophe vorausgeahnt. Er betritt den Gerichtssaal durch die Hintertür, davor wartet Polizeischutz. „Die wollten ja nicht nur Lareeb töten“, sagt er, sondern auch ihn. Er trägt Anzug, Krawatte. „Du sollst sterben, du bist Schande für die Familie“, soll die Mutter Lareeb gedroht und deren rechte Hand auf die heiße Herdplatte gedrückt haben, damit sie keine Botschaften mehr versenden kann. Die Eltern hätten befürchtet, durch Lareebs Lebenswandel ihre Ehre zu verlieren. Der Vorsitzende stutzt: „Wieso verliert man denn dadurch die Ehre?“ Der Freund zuckt mit den Schultern.

Auf seinem Handy fand die Polizei 30 000 WhatsApp-Nachrichten, viele davon stammten von Lareeb. Einmal schrieb sie: „Bitte rette mich, hol mich hier raus, im Sterben ist es nicht so schlimm wie hier. Auf die Hochzeit kann ich ewig warten, aber nicht hier.“ In der Nacht auf den 28. Januar, in der sie starb, schrieb sie ihm um 1.07 Uhr: „Ich kann nicht mehr schlafen.“ Um 5.47 Uhr schrieb er: „Guten Morgen, mein Schatz.“ Da war sie bereits tot.

Überwachungskameras im Hochhaus, in dem die Familie Khan lebte, zeichneten auf, wie die Eltern um 4.11 Uhr Lareebs Leiche mithilfe eines Rollstuhls in die Tiefgarage manövrierten. Mit dem Auto fuhren Shazia und Asadullah Khan zum Steinbrücker Teich. Oft hatte die Familie dort Picknick gemacht. Dieses Mal warfen sie ihre tote Tochter die Böschung hinunter.

Die Überwachungsvideos zeigen auch, wie das Paar am Tag vor der Tat die Kamera im Fahrstuhl abklebten, wie sie einen Schirm aufspannten, so wie sie es zwölf Stunden später erneut taten, damit der Vater halbwegs unbeobachtet die Leiche im Rollstuhl transportieren konnte. Der zuständige Ermittler vor Gericht: „Hier wurde für die Tat geprobt.“

Shazia und Asadullah Khan sind wegen des Verdachts des gemeinschaftlichen Mordes angeklagt. Die 11. Große Strafkammer muss nun entscheiden, wer von ihnen bei Planung und Ausführung der Tat welche Rolle spielte. Erfüllt die Tat nur das Mordmerkmal Heimtücke oder auch das der niedrigen Beweggründe, weil die Tötung eines Menschen zur Wiederherstellung der Ehre besonders verachtenswert ist, wie der Bundesgerichtshof einmal festgestellt hat? Haben die Eltern die besondere Schwere der Schuld auf sich geladen?

Die Tochter, die als Nebenklägerin im Verfahren auftritt, huscht am Ende ihrer Befragung nicht mehr an ihren Eltern vorbei. Ihr Gang ist fest. Zum ersten Mal hat auch sie sich aufgelehnt. Als sie den Vater in der Haft besuchte, sagte er beim Abschied: „Die Gemeinde wird uns wieder aufnehmen. Alles wird gut.“

Julia Jüttner
Mail: julia_juettner@spiegel.de



GROSSE ASTRA PREMIERE

» 10. und 11. Oktober



Feiern Sie mit uns!

Der neue Opel Astra überzeugt mit unverschämt luxuriöser Ausstattung*:

- IntelliLux LED® Matrix Licht – blendende Sicht, ohne zu blenden
- Wellness-Ergonomie-Fahrersitz – mit integrierter Massagefunktion und Sitzventilation
- Opel OnStar – Ihr persönlicher Online- und Service-Assistent

Mehr auf Opel.de

Der neue Astra.

Ärgert die Oberklasse.

*Optional bzw. in höheren Ausstattungen verfügbar.
Abb. zeigt Sonderausstattung.

Kraftstoffverbrauch kombiniert 5,5–3,4 l/100 km; CO_2-Emission kombiniert 128–90 g/km (gemäß VO (EG) Nr. 715/2007). Effizienzklasse C–A+



Teilnehmer des Rüstungstreffens im Schlosshotel Diedersdorf am 12. Mai: Kontakte zwischen Kuhstall und Markthalle

Speeddating mit Diplomaten

Waffengeschäfte Ein als gemeinnützig geltender Verein hilft deutschen Rüstungsfirmen beim Export. Beamte des Verteidigungsministeriums sitzen im Präsidium.

Vor den Toren Berlins, im Schlosshotel Diedersdorf mit Marmorbädern und Seepavillon, kamen sich die Herren näher. Die einen vertraten die nationale Rüstungsindustrie, die anderen waren deutsche oder ausländische Militärattachés. Alle erfreuten sich an jenem Maitag an Sekt, Spargelbüfett und besten Kontakten. Die „terminierten B2B-Gespräche“ zwischen Firmenvertretern und Staatsdienern kamen schnell in Gang, Visitenkarte gegen Visitenkarte, 18 Minuten pro Gespräch. Speeddating mit Diplomaten.

Nach jeder Runde läutete ein Helfer eine Glocke, Wechsel, neues Glück: Saab, RUAG, Hansa Flex, Dynamit Nobel Defence, die Daimler AG. 42 Firmen aus der Rüstungsbranche oder deren Umfeld wollten dabei sein. Für die Dates waren zwei Gebäude des Hotels reserviert, „Kuhstall“ und „Markthalle“.

Die Kontaktbörse hatte die Deutsche Gesellschaft für Wehrtechnik (DWT) organisiert, ein eingetragener Verein, der zum April 869 Einzelmitglieder und 271 Fördermitglieder zählte. Darunter alle großen Namen der Rüstungsindustrie: Airbus Defence, Sig Sauer, Heckler & Koch, die Panzerschmiede Krauss-Maffei Wegmann. Für mindestens 500 Euro Beitrag pro Jahr lädt der Verein etwa zu „Industrie-Tagen“ oder einem „rüstigen Frühstück“. Das alles geschieht unter dem Mantel der Gemeinnützigkeit. Ein Gütesiegel, das sich Vereine erst verdienen müssen und das ein Versprechen beinhaltet: dem Gemeinwohl zu dienen und die Allgemeinheit selbstlos zu fördern. Auch die DWT darf Spendenquittungen ausstellen, sie genießt Steuerprivilegien. Doch wofür eigentlich?

Wer sich näher mit dem Verein beschäftigt, dem können leicht Fragen kommen – und auch Zweifel. Denn das Geschäftliche ist einfach zu erkennen, das Gemeinnützige hingegen schwerer. Und es bleibt das Erstaunen darüber, dass ein in der breiten Öffentlichkeit recht unbekannter Verein von offenbar großer Bedeutung für das deutsche Rüstungsgeschäft ist.

In der DWT treffen sich Manager und Politiker, Geld und Macht. „Zweck des Vereins ist die Förderung der Bildung in den Bereichen Wehrtechnik, Verteidigungswirtschaft, Bündnisfähigkeit, Sicherheitspolitik“, heißt es nüchtern in der Satzung. Der Verein diene „allen Interessierten“, mittels Vorträgen, Foren, Symposien. Zumindest die jährlichen Treffen wie im Mai in Diedersdorf wirken wie eine Verkaufsveranstaltung exklusiv für Mitglieder.

Zuvor nahm die DWT die Gesprächswünsche der Firmen entgegen. Der Attaché aus Saudi-Arabien hatte einen vollen Zeitplan: Steep, Dynamit Nobel, MTG Marinetechnik, FWW, Airbus DS Optronics, Theissen Training Systems, tms. Auch seine Kollegen aus Kasachstan, den Niederlanden, Brasilien und Polen eilten von Termin zu Termin. Mit dem Attaché aus dem klammen Griechenland oder dessen Kollegen aus Portugal wollte laut vorläufigem Zeitplan hingegen keiner sprechen.

Am Abend gesellten sich Gäste aus dem Verteidigungsministerium hinzu. „Um der Veranstaltung eine zusätzliche Exklusivität zu geben“, wie der Verein verkündete. Aktuell sitzen laut Vereinsangaben drei Abteilungsleiter aus dem Ministerium im Präsidium der DWT. Dazu kommen einige Führungskräfte der Bundeswehr sowie zahlreiche Wirtschaftsvertreter.

Auch Parlamentarier gehören dem Präsidium an, meist Mitglieder des Verteidigungsausschusses, eines Schlüsselgre-

FOTO: CHRISTIAN SCHWEPPE

miums für Rüstungsfirmen: Rainer Arnold (SPD), Florian Hahn (CSU), Bernd Siebert (CDU). Der verteidigungspolitische Sprecher der CDU/CSU-Fraktion, Henning Otte, ist Vizepräsident. Die DWT hält auch engen Kontakt zum Bundeswirtschaftsministerium. Von dort ergehen an DWT-Mitglieder schon mal Einladungen zu „Geschäftsanbahnungsreisen in die Golfstaaten".

Um neue Mitglieder wirbt der Verein mit „Information aus erster Hand". Zu einigen Veranstaltungen gibt es eine begleitende Ausstellung, auf der sich Firmen präsentieren können.

Ist das alles noch gemeinnützig? Grundsätzlich ja, sagt der emeritierte Professor Dieter Reuter, Experte für Stiftungsrecht. Aber: „Wenn sich die DWT als reiner Marketingverein der Rüstungsindustrie herausstellen sollte, erhebt sich die Frage, ob das überhaupt unter dem Titel eines nichtwirtschaftlichen Vereins geschehen dürfte."

Reuter nimmt auch die Tochtergesellschaft der DWT in den Blick, eine GmbH. Die Verflechtung von Vereinen und wirtschaftlichen Tochtergesellschaften stand zuletzt beim ADAC in der Kritik. Auch bei der DWT ist nicht immer sofort ersichtlich, ob eine Veranstaltung von der GmbH oder dem Verein organisiert wird. Die Grenzen verschwimmen, Mutter und Tochter teilen Geschäftsstelle und Internetpräsenz. Sie seien „zwei Seiten einer Medaille", heißt es in einer Publikation für DWT-Mitglieder. Auf Anfrage des SPIEGEL wollte sich die DWT schriftlich weder zur Vereinsarbeit noch zur Frage der Gemeinnützigkeit äußern.

Politiker aus Union und SPD rechtfertigen ihre DWT-Nebentätigkeit damit, sich Informationen über die Rüstungsbranche beschaffen zu müssen. Der Abgeordnete der Linkspartei Jan van Aken aber sieht insbesondere die Attachétreffen kritisch: „Das ist hochprofessionell organisiert. Da wird nicht einmal mehr verschleiert, worum es tatsächlich geht – da werden deutsche Diplomaten zu Verkaufsagenten."

Offiziell sollen die deutschen Wehrattachés, disziplinarrechtlich dem Verteidigungsministerium unterstellt, die Interessen der Bundesrepublik vertreten, Partner über politische Entwicklungen in Deutschland informieren, Kontakte pflegen. Sie berichten auch dem Auswärtigen Amt und dem Kanzleramt. „Privatwirtschaftliche Stellen gehören nicht zu den Adressaten dieser Berichte", schrieb die Bundesregierung in der Antwort auf eine Kleine Anfrage der Linkspartei 2013. Der Einsatz Wehrtechnischer Attachés ziele ausdrücklich „nicht auf die Ausweitung des Absatzes deutscher Rüstungsgüter im Ausland ab".

Die Wirklichkeit sieht anders aus. So forderte jüngst die deutsche Botschaft in Canberra für einen möglichen milliardenschweren Rüstungsdeal der ThyssenKrupp Marine Systems (TKMS) mit Australien eine „deutliche Verstärkung des Militärattaché-Stabs" – um das deutsche Angebot „zu promovieren" (SPIEGEL 32/2015).

In einer internen Dienstanweisung des Ministeriums vom Mai 2014 heißt es: Die Wehrtechnischen Attachés „beraten in Fragen des kommerziellen Rüstungsexports den dafür in der Auslandsvertretung zuständigen Wirtschaftsreferenten". Nach diesen Leitlinien vertreten sie „die deutschen rüstungspolitischen, rüstungswirtschaftlichen, rüstungsexportpolitischen und wehrtechnischen Belange".

Die deutschen Militärattaché-Stäbe wurden an mehreren Standorten im Ausland ausgeweitet, unter anderem, weil es ein „erhöhtes Arbeitsaufkommen im rüstungspolitischen Bereich" gegeben habe, schrieb die Bundesregierung kürzlich der Linkspartei. Ein Ministeriumssprecher erklärt die Arbeit der Attachés so: „Für deutsche Firmen sind die diplomatischen Vertreter an den Botschaften erste Ansprechstellen."



DWT-Vizepräsident Otte (l.)*
„Rüstiges Frühstück"



Dynamit-Nobel-Defence-Sprecher Meuter (M.)
„Habe mein Geschäft heute schon gemacht"

In Vereinspapieren werden die Attachés als „Türöffner" für deutsche Firmen bezeichnet. „Nutzen Sie die Gelegenheit, die Ihnen das Gespräch mit den Attachés bietet", sagte der stellvertretende DWT-Vorsitzende bei einem Event. „Wer nicht redet, wird nie Geschäfte machen!"

Die Industrie scheint begeistert. „Es ist toll, welche Möglichkeiten uns hier durch die richtigen Ansprechpartner eröffnet werden", lobte ein Siemens-Vertreter 2012. Thomas Meuter, Sprecher von Dynamit Nobel Defence und Mitglied, schrieb im DWT-Rundbrief 2011: „Bin sehr zufrieden – habe mein Geschäft heute schon gemacht."

Jetzt mit seiner Aussage konfrontiert, sagt Meuter: „Das war ein bisschen flapsig formuliert." Als Unternehmenssprecher sei sein „Geschäft" nun mal die Kommunikation, ein echtes Geschäft will er nicht gemeint haben. Das Treffen in Diedersdorf bezeichnet Meuter als „Alpha-Messe", da müsse man präsent sein. Dort gehe es um Kontaktanbahnung.

Das Verteidigungsministerium hilft mit detaillierten Verzeichnissen deutscher und ausländischer Militärattachés. Wer offiziell beim Ministerium danach fragt, wird abgewiesen: Persönlichkeitsschutz. Die DWT erhält die Angaben „Mit freundlicher Genehmigung".

Die Liste von 2012 enthält auf 103 Seiten die Daten zahlreicher ausländischer Militärattachés in Deutschland: Name, Handynummer, teilweise private E-Mail-Adresse, Foto, manchmal sogar der Ehefrau – Botschaftspersonal aus 86 Ländern. Umso erstaunlicher ist, dass die DWT die Liste zum freien Download ins Internet stellte. Nach Anfragen des SPIEGEL verschwand sie rasch von der Homepage.

In den Dokumenten taucht ein Name auf, den man bei der DWT gut kennt: Dulamjav Erdenebileg, Verteidigungsattaché der Mongolei. Dessen Chef, der mongolische Verteidigungsminister, war am 5. Juli 2011 zu Besuch in Berlin. Am Vorabend des Treffens mit seinem deutschen Amtskollegen empfing er inoffiziell eine Auswahl deutscher Wirtschaftsvertreter, unterstützt durch Mitarbeiter der DWT-Geschäftsstelle und Erdenebileg. Man hatte sich zuvor auf einem der DWT-Attachétreffen näher kennengelernt.

Im März 2012 reiste eine deutsche Wirtschaftsdelegation in die Mongolei, wieder hatten der Attaché und die Geschäftsstelle die Koordination. Die Firmen wollten „beispielhaft die Kompetenzen der deutschen wehrtechnischen Industrie vorstellen" – und praktischerweise gleich die „Bedarfsschwerpunkte" der Mongolen kennenlernen. Denen ging es unter anderem um die Verbesserung ihrer „Nachtsichtfähigkeit".

Heute sind die Teilnehmer dieser „Erkundungs- und Anbahnungsreise", wie die DWT den Trip nennt, weniger auskunftsfreudig. Auch der mongolische Attaché reagiert auf Nachfrage nicht. Schließlich antwortet ein Teilnehmer: „Wir konnten alle unsere Produkte und unser Portfolio vor allen Entscheidungsträgern präsentieren." Geschäfte aber will der Mann nicht gemacht haben. Ist ja alles gemeinnützig.

Christian Schweppe

* Mit DWT-Präsident Gerhard Schempp (r.) und dessen Vorgänger Werner Dornisch 2014.

FOTOS: DWT.DE





Journalist Löwisch, „taz“-Belegschaft am Redaktionsgebäude in Berlin: „Nicht permanent einschleimen“

„Es muss ja was los sein“

Presse Georg Löwisch, 41, neuer Chefredakteur der „taz“, über die Zukunft seiner Zeitung und die Frauenquote in seinem Haus

SPIEGEL: Herr Löwisch, für wie links halten Sie sich eigentlich?
Löwisch: Ich habe in den letzten Jahren gelernt, dass ich linker bin, als ich selbst gedacht hätte. Manchmal hilft ein Kontrastmittel.
SPIEGEL: Sie kommen von der „taz“, waren aber zuletzt drei Jahre beim politisch konservativen Magazin „Cicero“. Wie passt das zusammen?
Löwisch: Natürlich ist es gemütlicher, wenn alle am Redaktionstisch einer Meinung sind. Aber ich mag auch harte Debatten. Die haben wir bei „Cicero“ geführt, und wir führen sie heute bei der „taz“. Am Konferenztisch von „Cicero“ saß ich links, und das sehr gern. Jetzt freue ich mich, wieder zurück zu sein.
SPIEGEL: Mit Ihnen wird nach 16 Jahren erstmals wieder ein Mann alleiniger Chefredakteur der „taz“ – ausgerechnet in Zeiten, in denen andere Redaktionen versuchen, mehr Frauen in Führungspositionen zu bringen.
Löwisch: Ich bin nicht Chefredakteur geworden, weil ich ein Mann bin, sondern obwohl ich ein Mann bin. Aber es geht nicht nur um die Chefredaktion. Auch bei uns gibt es noch viel zu tun. Die Ressortleiterrunde besteht aus 14 Männern und 5 Frauen.
SPIEGEL: Was also wollen Sie tun?
Löwisch: Für mich ist völlig klar: Auch in der „taz“ müssen wir noch stärker als bisher auf Frauen setzen. Da können wir ehrgeiziger und systematischer vorgehen, und das werde ich tun. Ein Vorteil ist ja, dass die „taz“ immer schon attraktiv für hoch qualifizierte Frauen war.
SPIEGEL: Wie wollen Sie die „taz“ politisch aufstellen?
Löwisch: Gar nicht. Wir sind kein Linienblatt, und ich bin kein Linienlinker. Bei der „taz“ gibt es die Tendenz, intern sehr präzise und sehr kontrovers zu diskutieren. Das darf sich mehr im Blatt wiederfinden. Es muss ja was los sein in einer Zeitung, sonst ist sie uninteressant.
SPIEGEL: Ist die „taz“ in den vergangenen Jahren zu zahm geworden?
Löwisch: Zahm? Unser Justiziar ist gut beschäftigt. Und gerade habe ich einem Kollegen geraten, er solle in einem Kommentar ein bisschen seltener Worte wie „widerwärtig“ oder „widerlich“ benutzen. Hat er trotzdem gemacht, was völlig in Ordnung ist.
SPIEGEL: Manchen fehlt auch der frühere Wortwitz auf dem Titel.
Löwisch: Ich finde uns da ziemlich gut.
SPIEGEL: Im Februar hatte ein Mitarbeiter der „taz“ Redaktionskollegen mithilfe eines Keyloggers ausspioniert. Wie konnte das ausgerechnet bei der „taz“ passieren?
Löwisch: Über die Motive des daraufhin gekündigten Mitarbeiters kann ich nichts sagen. Ich kenne den Kollegen, aber sein Handeln kann sich niemand erklären. Wir achten jetzt genauer auf unsere Computer, die EDV hat einiges geändert. Was ich aber interessant finde: Der Kollege hat die Redaktion reingelegt, doch anstatt ausschließlich sauer zu sein, hat man sich bei der „taz“ auch Sorgen um ihn gemacht.
SPIEGEL: Hat sich „taz“-Mitanteilseigner Kai Diekmann, Chefredakteur der „Bild“-Zeitung, schon vorgestellt?
Löwisch: Nein. Ich bin da aber auch leidenschaftslos. Wir sind ja Nachbarn in der Rudi-Dutschke-Straße. Trotzdem muss man jetzt nicht ständig einen neckischen Umgang miteinander pflegen.
SPIEGEL: Obwohl er Anlass hätte, Ihnen zu gratulieren. Der „taz“ geht es wirtschaftlich nicht schlecht.
Löwisch: Wir können sogar in unsere Zukunft investieren und ein neues Haus in der Berliner Friedrichstraße für 22 Millionen Euro bauen, auch als Geldanlage. Vor allem das freiwillige Bezahlangebot „‚taz‘ zahl ich“ läuft gut. Mehr als 5000 Nutzer geben jeden Monat online Geld. Bei den Papier-Abos unter der Woche müssen wir kämpfen. Aber das Wochenend-Abo läuft gut, die Digital-Abos entwickeln sich ebenfalls.
SPIEGEL: Liegt die Zukunft der „taz“ im Digitalen?
Löwisch: Ja, aber nicht nur. Viele Mitglieder der „taz“-Genossenschaft sagen mir, dass sie das Rascheln lieben und auch weiterhin am Frühstückstisch Teile der Zeitung hin und her reichen wollen. Papier oder digital ist aber nur eine Frage. Wir wollen vor allem Journalismus machen, der nicht gefallsüchtig ist. Ich finde Start-ups wie Blendle, bei dem man einzelne Artikel kaufen kann, zwar gut. Man kauft nur das, was einem gefällt. Gefällt es nicht, muss man dort noch nicht mal bezahlen. Wir wollen aber nicht gefällig sein.
SPIEGEL: Die „taz“ passt also nicht in die Like-und-Share-Kultur?
Löwisch: Doch. Und zwar mit unserer solidarischen Methode. Like: Unabhängigkeit. Share: 15 000 Genossenschaftsanteile. Diese 15 000 Leute finden es gut, dass wir uns nicht permanent einschleimen wollen. Ich bin froh, dass wir weder einem Verleger noch einem Konzern gefallen müssen.

Interview: Martin U. Müller
Mail: martin_mueller@spiegel.de, Twitter: @MartinUMueller

FOTOS: ANJA WEBER (L.); JONAS MARON (R.)



Sie schlafen momentan schlecht?

Reden Sie mal mit unseren Anlage-Experten darüber.

Anspruchsvolle Fragen verdienen anspruchsvolle Antworten. Lassen Sie das Zinstief weder Ihr Vermögen noch Ihren Schlaf rauben. Mit unserem 5-Sterne-prämierten HVB FinanzKonzept* erstellen unsere Experten Ihre persönliche Anlage-Empfehlung so transparent, dass Sie schon im Beratungsgespräch am Monitor alles nachvollziehen können. So erhalten Sie nicht nur die bestmögliche Beratung, sondern auch Ihre Nachtruhe zurück. **Mehr unter: finanzkonzept.hvb.de**



Entdecken Sie das neue Online-Bezahlverfahren. Sicherer und direkter einkaufen mit Ihrem HypoVereinsbank Girokonto: paydirekt.hvb.de

paydirekt

Das Leben ist voller Höhen und Tiefen. Wir sind für Sie da.

Willkommen bei der HypoVereinsbank

*Institut für Vermögensaufbau, 5 von 5 Sterne, HVB FinanzKonzept, Stand 03/2015, http://www.institut-va.de/aktuelles-presse/

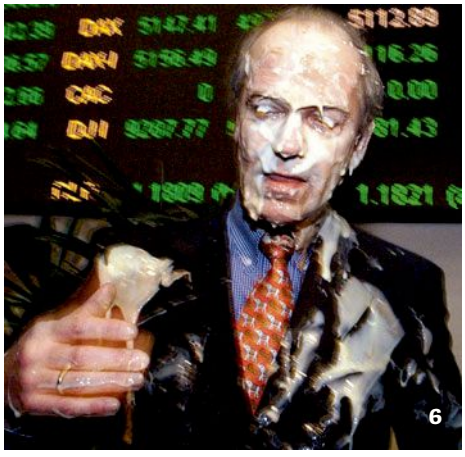












Sechserpack Die öffentliche Demütigung gehört zum gesellschaftlichen Kampfsport namens Demokratie. Zwei Air-France-Manager mussten das diese Woche wieder erleben, als ihnen wütende Angestellte das Hemd vom Leib rissen (2). Leidensgenossen gestern und heute: Grünen-Politiker Joschka Fischer nach Farbbeutelangriff 1999 (1), US-Außenministerin Condoleezza Rice (r.) mit Code-Pink-Aktivistin 2007 (3), Helmut Kohl nach Eierwurf in Halle 1991 (4), EZB-Chef Mario Draghi mit Frau auf dem Tisch (5) und der niederländische Politiker Gerrit Zalm nach einem von Eurogegnern erzielten Cremetorten-Volltreffer 1999 (6). Sie haben's alle überlebt.

Fremdheit

Hält man Sie für einen Flüchtling, Herr Asamoah?

Gerald Asamoah, 37, Exnationalspieler, über Vorurteile im Land der Willkommenskultur

SPIEGEL: Herr Asamoah, mancher Deutsche sieht neuerdings in jedem Menschen mit anderer Hautfarbe einen Flüchtling. Wurde Ihnen auch schon am Bahnhof applaudiert oder im Supermarkt Schokolade geschenkt?
Asamoah: Noch nicht, viele Leute kennen ja mein Gesicht. Aber meine Tochter ist gerade in die erste Klasse gekommen und wurde sofort für ein Flüchtlingsmädchen gehalten. Ein anderes Kind hat zu seiner Mutter gesagt: „Da ist ein schwarzes Mädchen, das braucht bestimmt Klamotten."
SPIEGEL: Ist es rassistisch, wenn Erwachsene genauso denken?
Asamoah: Ach. Warum? Ich finde es eher schön, dass so viele Deutsche sich um Menschen in Not kümmern wollen. Die meisten sehen dabei eben immer zuerst die Hautfarbe und ziehen manchmal voreilige Schlüsse.
SPIEGEL: Haben Sie sich auch schon dabei ertappt?
Asamoah: Man macht sich jetzt sicherlich häufiger Gedanken, ob jemand Hilfe braucht. Es gibt an solchen Vorurteilen aber auch eine schlechte Seite. Mein Sohn, der hier geboren ist, hatte neulich Ärger auf dem Schulhof. Da hieß es jetzt plötzlich „Du Flüchtling!" als Beleidigung.
SPIEGEL: Ihre Eltern sind vor mehr als 30 Jahren nach Deutschland geflüchtet, weil sie in Ghana politisch verfolgt wurden. Kämpfen sie jetzt von Neuem darum, einfach nur als normale Bürger gesehen zu werden?
Asamoah: Das will ich nicht hoffen. Wir müssen vielleicht weg von der Schiene, dass alle Leute, die schwarz sind, direkt aus Afrika kommen und unsere Hilfe brauchen. Viele von ihnen sprechen besseres Deutsch als manche Weiße, weil sie schon ewig hier leben. Um das zu bemerken, muss man einfach nur mal mit ihnen reden. rel



Asamoah 2006

FOTOS: VLADIMIR RYS / GETTY IMAGES (U.); O.V.L.N.R.: BERND THISSEN; SOLAL / SIPA; CHARLES DHARAPAK / AP; DPA; BORIS ROESSLER / DPA; DPA

Geile Alte, Alter

Eine Meldung und ihre Geschichte *Wie Marius Müller-Westernhagen vor dem Kaufhof am Alex den Traum einer Sängerin wahr machte*

Selbst ein Nichtort wie das Betonmeer am Berliner Alexanderplatz wird durch eine späte, kräftige Sonne verzaubert. Es wird dann noch einmal warm, eine leichte Brise weht von Friedrichshain nach Mitte herüber, die Leute setzen sich an den großen Brunnen vor dem Kaufhof und hören dem Wasser beim Fallen zu. Gutes Wetter für Straßenmusik. Gutes Wetter für Elen Wendt. Sie hat ihr Mikrofonstativ aufgestellt, den Verstärker an die Gitarre angeschlossen, den Gitarrenkoffer aufgeklappt und in Spendenposition gebracht.

„Skin“ von Boy macht den Anfang, eine fantastisch melancholische Nummer. Die ersten Passanten heben den Kopf; die ersten verlangsamen den Schritt, die ersten bleiben stehen. Elen Wendt singt. „All day long she's waiting for the night to ask her out / To be somebody's dancer.“ Die Sängerin ist Mitte zwanzig, dunkelblonde Haare, ein hübsches Muttermal an der Unterlippe. Beim Singen schließt sie die Augen, große Stimme, Singer-Songwriter-Haltung, schade, dass man kein Lagerfeuer auf dem Alex machen kann.

Acht Jahre macht Elen Wendt das jetzt: Straßenmusik. Mal auf dem Alexanderplatz, mal auf der Schönhauser in Prenzlauer Berg vor einem Einkaufszentrum. Davon kann man leben, sagt sie. Man sollte nicht allzu viel von diesem Leben erwarten, jedenfalls nichts, was viel Geld kostet, aber die Musik bezahlt ihre kleine Mietwohnung im Wedding und deckt die wenigen Ausgaben, die sie hat. Die Stimme, die Gitarre und der Glaube, dass das alles irgendwann zu etwas führt, mehr braucht es nicht, sagt Elen. Es klingt überzeugt und frei und mutig und naiv, in sich alles so perfekt, dass man geneigt ist, nach dem Aber zu suchen.

Je mehr man erfährt von ihr, der verträumten Straßenmusikerin aus dem Wedding, umso fester wird der Glaube, dass diese junge Frau ihr Leben wegwirft für die Musik, für ihre Träume. Schule geschmissen, Ausbildung zur Hutmacherin abgebrochen. Mehrmals die Woche auf der Straße, immer für mehrere Stunden, auch im Berliner Winter, in dem übellaunige Berufspendler nicht mal den Kopf heben, geschweige denn, dass sie etwas geben.

„Wonderwall“ von Oasis ist eine sichere Nummer. Ohrwurm mit Anspruch, die ersten Berliner stellen ihre Einkaufstüten vor die lang gezogenen U-Bahn-Stufen und setzen sich. Geld gab's noch nicht, aber Hinsetzen ist ein guter Anfang. Vielleicht kauft ja auch einer ihre CD, 15 Euro, „Rock-Pop mit folkigen Singer-Songwriter-Einflüssen“, so beschreibt Elen Wendt ihren eigenen Stil, nicht ohne anzufügen: „oder so ähnlich“. Sie hat noch nicht viele CDs verkauft. „Because maybe / You're gonna be the one that saves me?“, singt sie. Sie war schon mal im Fernsehen, in einer Talentshow, kam aber nicht in die nächste Runde. Berliner Lokalblätter haben über sie geschrieben, ohne großen Effekt.

Es folgt Tracy Chapman, dann ein eigenes Stück, mittlerweile hat sich eine stattliche Traube gebildet, und ein paar Mädchen mit Kopftuch machen Handyfotos und rufen leise: „Bravo!“ Jugendliche in Baggy-Jeans bleiben stehen und sagen: „Geile Alte, Alter.“ Kurz darauf, wie bestellt, tauchen zwei Männer vom Ordnungsamt auf. Wandelnde Berliner Beamtenklischees. Unfreundlich bis ins Mark. Sie verlangen Elen Wendts Ausweis, notieren Name und Anschrift, durchstöbern ihre Sachen, jagen sie vom Platz. Elen ist nett zu den Männern. „Sie machen ihre Arbeit. Ich stehe bei denen schon auf der Liste. Das wird teuer diesmal. 600 Euro, hat der eine gesagt.“ Sie lächelt, während sie das sagt. 600 Euro, dafür braucht sie Wochen.

Es ist der Moment, in dem man Elen Wendt am Arm packen und rütteln will. Acht Jahre auf der Straße, keine Ausbildung, wo soll das denn hinführen? Richtig gut Gitarre spielt sie auch nicht. Wer nimmt denn jemanden, der sagt, dass er früher Musiker war? „Ich kenne niemanden, der Musiker war“, sagt Elen Wendt. „Das gibt es nicht. Man ist Musiker.“

Elen Wendts Optimismus kann einen fertigmachen. Sie ist davon überzeugt, dass alles gut wird. Manchmal dauere es eben. „Manchmal“, sagt sie, „passieren ja auch überraschende Dinge.“ Und dieses eine, große Manchmal ereignete sich tatsächlich. Ein Wunder.

Elen Wendt stand an genau der Stelle, an der sie die Ordnungsbeamten eben vom Alex gescheucht haben. Sie spielte „Hallelujah“ in der Version von Jeff Buckely. Das Lied singt sie grundsätzlich mit geschlossenen Augen. Und da geschah es, das Manchmal: In die Menschentraube am Alexanderplatz mischte sich einer der ganz großen deutschen Musikstars: Marius Müller-Westernhagen. Er kam zufällig vorbei. Er hörte eine Weile zu. Anschließend legte er 15 Euro in den Gitarrenkoffer und nahm die CD mit. Elen Wendt bekam davon gar nichts mit.

Aber ein paar Tage später klingelte ihr Handy. Westernhagen war dran. Sie sprachen fünf Minuten, dann musste sich Elen Wendt erst mal setzen. Sie hatte gerade erfahren, dass sie am 24. Oktober, am übernächsten Samstag, in der Berliner Mercedes-Benz-Arena singen wird. Singen darf. Die Halle kann an diesem Abend 12 500 Leute aufnehmen, und vermutlich werden auch genauso viele da sein, denn es ist der Abend, an dem Westernhagen das Abschlusskonzert seiner aktuellen Tour geben wird. Vor ihm wird Elen Wendt singen. Sie muss sich ein paar Musiker besorgen. Sie ist Westernhagens Vorband in Berlin. Eine junge Frau Mitte zwanzig, dunkelblond, mit einem Muttermal an der Unterlippe, die im Leben alles richtig gemacht hat. Juan Moreno



Straßenmusikerin Wendt



Wenn Westernhagen anruft

Rockstar entdeckt auf dem Alex Straßenmusikerin Elen

Aus der „Berliner Zeitung“

FOTO: THOMAS GRABKA / DER SPIEGEL

Der Einbruch der Wirklichkeit

Flüchtlinge Eine Reise von Budapest nach Assos in der Türkei. *Von Navid Kermani*


Kermani

Kermani, 47, ist Schriftsteller und lebt in Köln. Am Sonntag, dem 18. Oktober, wird ihm in der Frankfurter Paulskirche der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels überreicht. In der Begründung der Jury heißt es, dass Kermanis Romane und Essays, insbesondere aber auch seine Reportagen aus Krisengebieten, zeigten, „wie sehr er sich der Würde des einzelnen Menschen und dem Respekt für die verschiedenen Kulturen und Religionen verpflichtet weiß und wie sehr er sich für eine offene europäische Gesellschaft einsetzt, die Flüchtlingen Schutz bietet und der Menschlichkeit Raum gibt". Auf seiner Reise entlang der Flüchtlingsroute wurde Kermani begleitet von dem Fotoreporter **Moises Saman,** 41, der Mitglied der Fotoagentur Magnum ist.


Saman

Es war ein seltsam weich gewordenes Deutschland, das ich verließ. In den Bahnhöfen der großen Städte lagen Fremde auf grünen Schaumstoffmatten zwischen Reisenden, die zu ihren Zügen eilten. Niemand verscheuchte sie oder regte sich auf über die Ordnungswidrigkeit, nein: Einheimische in signalgelben Westen knieten neben den Fremden, um sie mit Tee und belegten Brötchen zu versorgen. Als andere Länder die Fremden so heftig drangsalierten, dass sie zu Fuß über die Autobahn entkommen wollten, holte Deutschland sie mit Sonderzügen ab, und wo immer sie eintrafen, standen Bürger und sogar die Bürgermeister am Bahngleis, um zu applaudieren. Selbst die fremdenfeindlichste Zeitung erzählte die Lebensgeschichten der Fremden, erzählte so eindrücklich von Krieg, von Unterdrückung, von den Strapazen und Gefahren ihrer Flucht, dass man ihre Rettung nicht einmal an den Stammtischen ganz schlecht finden konnte. In den Städten und den Dörfern bildeten sich Bürgerinitiativen – nicht etwa gegen, sondern für die neuen Nachbarn. Die Bundesliga nähte Sticker auf ihre Trikots mit dem Slogan, dass Flüchtlinge willkommen seien, und die populärsten Schauspieler und Sänger wetterten gegen jeden Deutschen, der sich nicht solidarisch gab.

Ja, es gab auch Hass gegen die Fremden, es gab Anschläge, aber diesmal standen den Bedrohten sofort die Politiker zur Seite und besuchten ihre Heime. Selbst die Bundeskanzlerin, die so nüchterne deutsche Bundeskanzlerin, die wenige Wochen zuvor noch hilflos auf ein heulendes Mädchen aus Palästina reagiert hatte, verblüffte durch einen Gefühlsausbruch, als sie das Recht auf politisches Asyl verteidigte. Überhaupt, die Regierung: War das noch dieselbe, die ein paar Monate zuvor am lautesten das Programm „Mare Nostrum" kritisiert hatte, mit dem Italien Bootsflüchtlinge vorm Ertrinken rettete? Und dann der Staat, der deutsche Staat: Innerhalb weniger Wochen Hunderttausende neue Flüchtlinge zu versorgen, das sprengte jeden vorgesehenen Rahmen und gelang doch erstaunlich gut. Allenfalls leise wurde über die Turnhallen gemurrt, die den Schulen nicht mehr zur Verfügung standen, nur verstohlen wurden die Kosten veranschlagt, die womöglich neue Schulden erforderlich machen würden. Und was, wenn nächstes Jahr erneut eine Million Flüchtlinge kämen und übernächstes noch mehr? Es war ein seltsam weich gewordenes Deutschland, das ich verließ, auch das Graue, sonst so Starre, Abweisende wie mit Puderzucker bedeckt. Gerade als ich es verließ, musste ich daran denken, wie leicht sich Puderzucker auch wegblasen ließe.

◆

Von der Veranda meines Hotels blicke ich auf die türkische Küste, die ein paar Kilometer entfernt auf der anderen Seite des Mittelmeers liegt. Es ist halb neun Uhr morgens, und jetzt, da ich diesen Satz schreibe, kommen unten auf der Gasse die ersten Flüchtlinge um die Ecke, dem Augenschein und den Gesprächsfetzen nach sämtlich Afghanen, alles Männer, deren Schlauchboot offenbar ohne größere Schwierigkeiten auf Lesbos gelandet ist. Sie wirken weder durchnässt noch durchgefroren wie viele andere Flüchtlinge, die aus Furcht vor der Polizei an Felsen oder steil abfallendem Gebüsch anlegen oder deren Boot heillos überfüllt ist. Da der gefährlichste Teil ihrer langen Reise überstanden ist, sind sie fröhlich, geradezu aufgekratzt, plaudern und scherzen, sehen aus wie eine Gruppe junger Ausflügler. Allerdings wissen sie nicht, dass sie die 55 Kilometer zum Hafen von Mytilini laufen müssen, in der noch immer grellen Sonne und den kühl gewordenen Nächten, ohne Essen, ohne Schlafsack, ohne warme Kleidung. Die Vereinten Nationen haben zu wenig Busse gechartert, um die Flüchtlinge zu fahren.

Während ich das schreibe, läuft schon die nächste Gruppe am Hotel vorbei, wieder Afghanen, nur dass diesmal eine junge, unverschleierte Frau in Jeans unter ihnen ist, ganz sicher eine Städterin. Das ist


Flüchtling auf Lesbos: An der Nordostküste der

FOTOS: HANNELORE FOERSTER / GETTY IMAGES (L.); JEHAD NGA (R.)



Insel landen täglich bis zu 4000 Menschen

FOTO: MOISES SAMAN / MAGNUM / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

ungewöhnlich. Fast alle Afghanen, die mir auf meiner Reise auf dem Flüchtlingstreck von Budapest über den Balkan bis nach Lesbos entgegengekommen sind, stammen aus ländlichen Gebieten, sprechen keine andere Sprache als Dari und sind erkennbar nicht die Facharbeiter und Ingenieure, auf die Deutschlands Wirtschaft hofft.

„Warum kommt ihr denn alle?“, fragte ich, als ich gestern wenigstens die Alten, Frauen und Kinder im kleinen Jeep mitnahm, jedes Mal neun, zehn Menschen aufs Dichteste gedrängt. „Was glaubt ihr denn, was ihr in Deutschland findet?“

„Arbeit“, antworteten sie, „Schule, ein bisschen Sicherheit: Es gibt keine Zukunft in Afghanistan.“

„Und warum alle jetzt?“, fragte ich weiter. „Zukunft gab es für Afghanistan letztes Jahr doch ebenso wenig.“

„Im Fernsehen hieß es, dass Deutschland Flüchtlinge aufnimmt“, erklärten sie ein ums andere Mal, warum sie sich Anfang September auf den Weg gemacht hatten. Die meisten verkauften ihren Besitz und schlugen sich über Iran und zu Fuß über die Berge bis in die Türkei durch, ohne sich eine Herberge oder warmes Essen zu leisten, heuerten in Izmir einen Schlepper an, der ihnen oft mehr als die vereinbarten 1400 Euro abnahm, stellten auf dem Boot oft fest, dass sie viel zu viele waren, sodass sie ihr Gepäck ins Meer warfen, und fragten sich, auf Lesbos angekommen, wie sie mit leeren Händen und häufig ohne Geld bloß weiter nach Deutschland kommen. Scheiße, dachte ich, so war das mit der Willkommenskultur nicht gemeint.

65 Euro benötigten sie für die Fähre nach Piräus, sagte ich ihnen, 40 Euro für den Bus an die mazedonische Grenze, der Zug durch Mazedonien sei kostenlos, 35 Euro für den Bus durch Serbien, dann wieder kostenlos mit Zügen und Bussen über Kroatien, Ungarn, Österreich nach Deutschland. Nachts würden sie hoffentlich zurechtkommen, an den Grenzen hätten Hilfsorganisationen Zelte aufgebaut, in denen allerdings nicht immer alle Platz fänden; immerhin sei ab Mazedonien auch

für ein bisschen Essen und Windeln gesorgt. Und ja, die Grenzen seien gerade offen, niemand wisse, wie lange.

◆

Als ich in Budapest eintraf, der Hauptstadt des europäischen Staates, der für seine Fremdenfeindlichkeit bekannt ist, wunderte ich mich, außer den üblichen Städtetouristen überhaupt keine Fremden zu sehen. Auch als ich aus dem Zentrum herausfuhr, blieben die Gesichter in den U-Bahnen weiß und war keine andere Sprache zu hören als Ungarisch. Nicht einmal im Johannes-Paul-II.-Park, wo im August jene Tausende festsaßen, die mit ihrer Flucht über die Autobahn Richtung Deutschland den Impuls der Bundeskanzlerin auslösten, die Grenze zu öffnen, war kein einziger Flüchtling zu sehen.

Ich war mit Júlia, Eva und Stefan verabredet, die mit vielen anderen Helfern die Flüchtlinge im Park versorgt hatten. Noch im Juli hätten sie nicht geahnt, dass sie einmal Aktivisten würden, führten ein gewöhnliches Leben als Übersetzerin, als Psychologin und als Finanzberater, waren nicht einmal sonderlich politisiert. Aber dann waren sie Anfang August mit dem Elend vor der eigenen Haustür konfrontiert, sprachen mit den Flüchtlingen, die keine Schmarotzer oder Terroristen waren, wie es das Staatsfernsehen weismachen wollte, sondern Menschen wie sie selbst, sogar Übersetzerinnen, Psychologinnen und Finanzberater unter ihnen. Sieht man von den sehr sporadischen Lieferungen des Roten Kreuzes und anderer Organisationen ab, beruhte die Versorgung von Tausenden Flüchtlingen über mehrere Wochen allein auf der Arbeit und den Spenden Budapester Bürger.

Der Staat machte die Helfer auch noch verächtlich, behauptete, sie würden von George Soros bezahlt, und bediente so das alte antisemitische Ressentiment, während er gleichzeitig Stimmung gegen Muslime machte. An den Straßen waren Plakatwände der Regierung zu sehen, auf denen eine hübsche Ungarin verkündet, dass sie etwas gegen Illegale habe – nachdem die Regierung alle Flüchtlinge, die nicht legal einreisen, zu Kriminellen erklärt hatte. Andere Plakate erklärten den Fremden, dass sie die ungarische Kultur respektieren müssten oder in Ungarn Ungarisch gesprochen wird – erklärten es den Fremden aber auf Ungarisch, sodass wohl kaum sie gemeint waren, sondern die eigenen Wähler.

Die Helfer schweißte die Propaganda nur mehr zusammen, sodass sie sich auch jetzt, da es überhaupt keine Flüchtlinge mehr in Budapest gab, noch trafen. Statt des ungarischen Fernsehens schaue sie nun CNN und al-Dschasira, sagte Eva, die Psychologin, eine blonde Vierzigerin im eleganten roten Kleid. Was immer sie getan habe, hätten ihr die Flüchtlinge mit ihrer Dankbarkeit zurückgegeben und durch die Einsichten in fremde Welten. Sie sei inzwischen eine richtige Nahostexpertin, sagte Eva und lachte. Sie wisse, dass sie in Ungarn einer Minderheit angehöre; zumal auf dem Land dächte kaum jemand wie sie. Schließlich habe die Regierung die Flüchtlinge auch deshalb unversorgt in den Parks und Bahnhöfen gelassen, damit sie verwahrlosten, ja, damit sie stänken und die Leute Angst vor ihnen hätten, vor allem nachts vor den jungen Männern. Selbst ihr eigener 16-jähriger Sohn murrte, als sie eine syrische Familie bei sich aufnahm, die drei Tage lang zu Fuß gelaufen war, und sah nach, ob sie nichts geklaut hätten.

Der Schriftsteller György Dragomán, der mit Anfang vierzig zu den renommiertesten des Landes gehört, setzte sich zu uns ins Café. Ja, sagte er, er lebe ebenfalls in einer Blase. Die Umfragen behaupteten, 70 Prozent der Ungarn unterstützten Orbáns Flüchtlingspolitik, allein, er kenne von den 70 Prozent niemanden. Alle seine Bekannten und die Schriftsteller verachteten diese Regierung. Es sei nicht gut, immer nur Gleichgesinnte zu treffen, aber die ungarische Gesellschaft sei nun einmal total gespalten. Nicht einmal auf öffentlichen Podien treffe man sich, um sich wenigstens noch zu streiten. Worüber auch? Das Gerede vom christlichen Abendland sei doch eine Farce, bis vor Kurzem habe die Regierung mit dem Christentum überhaupt nichts zu schaffen gehabt, sich auf pagane Traditionen eines Groß-Ungarns bezogen und die Öffnung nach Osten propagiert, um die Beziehung zur EU zu lockern. Nun seien Viktor Orbán plötzlich Frauenrechte wichtig, dabei habe er selbst keine Ministerin in seiner Regierung. Die Flüchtlingskrise nutze er, um die Furcht vor dem Fremden in ganz Europa zu propagieren und so seine Vorstellung von homogenen Kulturen durchzusetzen. Letztlich sei die Frage: Wollen wir Europa, oder wollen wir es nicht? Vordergründig gehe es in Ungarn um Muslime, tatsächlich jedoch um jede Form von Abweichung, um Fremdheit überhaupt, Homosexualität, Juden, Roma, kritische Medien, Opposition.

Ob er schon darüber nachgedacht habe, anderswo politisches Asyl zu beantragen, fragte ich scherzhaft. „Wenn sie anfangen, meine Bücher zu zensieren, werde ich Ungarn verlassen“, antwortete György Dragomán.

◆

Schon kommt die nächste Gruppe, die dritte innerhalb einer halben Stunde, wieder 40, 50 Flüchtlinge, diesmal ganze Familien unter ihnen, Babys sogar. Manche tragen über den Schultern die gold-silbernen Isolierdecken, die im Wind knistern, sind also wohl durchnässt, durchgefroren gewesen und wurden von den freiwilligen Helfern versorgt, die, verteilt auf die Nordküste von Lesbos, auf die Schlauchboote warten. Es ist ein seltsamer, manchmal fast makabrer Anblick, wenn die Flüchtlinge bei ihrer Ankunft ungefragt geherzt werden von langhaarigen Männern oder knapp bekleideten Frauen, die signalgelbe Westen tragen und welcome, welcome schreien. Wenn ich ein Afghane wäre, würde ich vielleicht lieber umkehren wollen.

Ach, das ist ungerecht. Bei vollständiger Teilnahmslosigkeit des griechischen Staates – hat Griechenland nicht eigentlich eine linke Regierung? – leisten die Helfer Großartiges auf Lesbos, halten warme Kleidung und Decken bereit, verteilen Sandwiches und Wasser. Ärzte, die ihren Urlaub abgebrochen haben, betreuen die Versehrten und beruhigen die Traumatisierten. Es ist auch rührend zu beobachten, wie sich unter den Helfern die Kulturen mischen, selbst israelische und islamische NGO-Leu-





Afghanische Flüchtlinge in einem kroatischen Gefängnistransporter: Kein lautes Wort

te sitzen abends in der Taverne beisammen. Und doch legen einzelne Aktivisten eine Selbstgerechtigkeit an den Tag, einen Paternalismus gegenüber den Flüchtlingen und eine aggressive Besserwisserei, dass man sich manchmal den guten alten Samariterbund herbeiwünschte oder die Heilsarmee. Wie gut es tut, gut zu sein, auch das lässt sich beobachten an der Nordküste von Lesbos. Die Frage aber kommt den Tätowierten und Leichtbekleideten nicht in den Sinn, ob ihr Freiheitsbegriff ein anderer sein könnte als jener der Afghanen und Syrer, die sie, gleich welchen Geschlechts, welcome, welcome an die Brust drücken.

Gut, andererseits ist der Kulturschock, den viele Flüchtlinge bei ihrer Landung erleben, vielleicht eine gute Vorbereitung für den manchmal auch sehr kurios freien Westen. Und die Berichterstatter, erst recht die Fotografen, die an der Nordküste auf die Flüchtlinge warten, sind auch nicht durchweg das Feingefühl in Person. Manche rennen mit ihren Kameras ins Wasser, um zuerst bei den Booten zu sein, und schreien die Helfer an, damit sie gefälligst aus dem Bild gehen. Nicht selten kommt es zu Rangeleien, und einmal habe ich eine Prügelei zwischen Helfern und Fotografen erlebt. Ich selbst wurde von einem Kamerateam zur Schnecke gemacht, weil ich drei Minuten lang die Piste versperrte, als ich anhielt, um durchnässte Frauen und Kinder in den Jeep steigen zu lassen.

◆

Weil Ungarn die Grenze zu Serbien für Flüchtlinge abgesperrt hatte, fuhren wir von Budapest nach Šid an der serbischen Grenze zu Kroatien. Gerade als wir an dem kleinen Übergang eintrafen, hatte Kroatien Flüchtlinge, die tagelang auf einem Friedhof zwischen beiden Grenzposten festsaßen, doch noch passieren lassen. Zwischen den Grabsteinen sahen wir ihre Hinterlassenschaften, gewöhnliche Campingzelte, Windeln, Wasserflaschen, christliche Missionsbroschüren in mehreren Sprachen, geöffnete Essensdosen, Decken. Einige Kilometer weiter begann das europäische Grenzregime: Die Flüchtlinge wurden in Gefängniswagen eingesammelt und zu einem Camp beim kroatischen Ort Opatovac gefahren. Sie wirkten nicht verärgert, als sie endlich aussteigen durften, schienen eher erleichtert zu sein, dass es überhaupt weiterging. Auch während sie anstanden, stundenlang, um sich registrieren zu lassen, beschwerten sie sich nicht: kein lautes Wort, hin und wieder sogar ein Lächeln.

Zufällig interviewte ich den kroatischen Innenminister Ranko Ostojić, der in Trekkinghose aus dem Dienstwagen gestiegen war, als wollte er ebenfalls nach Deutschland marschieren; drei, vier kroatische Journalisten waren von dem Besuch informiert worden, aber leider nicht die Weltpresse, sodass ich ungefragt zum Minister geführt wurde. Der Minister versicherte, dass Kroatien die Flüchtlinge anständig behandele, gern könne ich mir von allen Abläufen selbst ein Urteil bilden, Feldbetten gebe es, ausreichend Nahrung, Ärzte und sogar Duschen. Besonders stolz war er, dass kein Flüchtling länger als 24 Stunden in Kroatien bleibt.

Wenn die Kapazitäten es erlauben, werden die Flüchtlinge sofort nach der Registrierung zum nächstgelegenen Bahnhof gebracht, von wo aus sie in Sonderzügen nach Ungarn fahren. Nach Ungarn? Ja, nach Ungarn, das ist auch wieder so eine Seltsamkeit in diesen europäischen Zeiten: Ungarn brüstet sich, die Grenze nach Ser-

FOTO: MOISES SAMAN / MAGNUM / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

bien mit Zäunen und Stacheldraht gegen den Ansturm der Flüchtlinge zu verteidigen, und lässt dieselben Flüchtlinge stillschweigend über Kroatien einreisen, sofern sie nur in kostenlosen Bussen direkt weiter nach Österreich fahren. Natürlich führt das Europa als eine Solidargemeinschaft ad absurdum; wer über andere Länder klagt, die sich die Flüchtlinge mittels weit geöffneter Ausgänge vom Hals schaffen, sollte allerdings daran erinnert werden, dass Deutschland selbst sich gegen eine gerechte Verteilung sperrte, solange Griechen oder Italiener die Hauptlast trugen. Die Flüchtlingskrise hat nicht erst begonnen, als Deutschland sie bemerkte.

Was passieren würde, wenn die Deutschen ihre Grenzen schlössen, fragte ich den kroatischen Innenminister. „Das geht nicht“, antwortete der Minister. „Wie, das geht nicht?“

„Menschen, die so verzweifelt sind, können Sie nicht aufhalten. Wenn sie an der einen Stelle nicht durchkommen, suchen sie sich eine andere. Und wenn Sie Mauern errichten, bleiben sie vor den Mauern sitzen, bis wir den Anblick nicht mehr aushalten. Letztlich ist die einzige Möglichkeit, Flüchtlinge aufzuhalten, auf sie zu schießen. Niemand will das.“

Natürlich fordert es Deutschland, innerhalb eines Jahres mehr als eine Million Flüchtlinge aufzunehmen, überfordert es Deutschland an vielen Stellen auch. In den wohlhabenden Vierteln und Kommunen mag die Hilfe leichter fallen, aber wo man jetzt schon unter Arbeitslosigkeit und sozialen Konflikten ächzt, darf man ruhig auch stöhnen, wenn noch mehr Mittellose zu versorgen, noch mehr Fremde zu integrieren sind. Aber was würde geschehen, wenn man sich zu Härte und Abschottung entschlösse? Das eigene Herz würde verhärten und die Offenheit verkümmern, die Europa als Projekt und Folge der Aufklärung ausmacht. Man würde nicht mehr nur vor den Grenzen Europas, sondern unmittelbar an den Grenzen Deutschlands ein gewaltiges Elend sehen, ohne die Hand auszustrecken. Dafür aber muss man den Fremden dämonisieren, muss ihm sein Schicksal selbst zuschreiben – seiner Kultur, Rasse oder Religion –, ihn in Büchern, Medien und schließlich sogar auf Plakatwänden herabsetzen, immer nur das Schlechte an ihm hervorheben und ihn so zum Barbaren machen, um dessen Leid nicht an sich heranzulassen. Wollen wir Europa, oder wollen wir es nicht?

Es ist kein Zufall, dass es das Bild eines ertrunkenen Kindes war, das eine Welle der Solidarität auslöste. Kinder entziehen sich den Mechanismen öffentlicher Verachtung, weil sie für ihr Schicksal nicht selbst verantwortlich gemacht werden können. Man muss sein Herz gewaltig zugeschnürt haben, um sich eines Kindes nicht zu erbarmen. Es geht, aber es geht nicht, ohne die eigene Persönlichkeit zu verstümmeln. Jeder konnte beobachten, wie unwohl sich die Bundeskanzlerin fühlte – sichtbar körperlich unwohl: Man erinnere nur die ungelenke Geste des Streichelns –, als sie dem weinenden palästinensischen Mädchen keine andere als die korrekte Antwort gab. So viel besser tut es, gut zu sein, nicht nur den Tätowierten und Leichtbekleideten, auch mir, wenn ich Bericht erstatte: auch das eine Erleichterung, wenn ich weiter mein Wohlstandsleben führe.

Bei Opatovac wurden die Flüchtlinge erst aus den Gefängniswagen gelassen, als die Schlange vor der Registrierungsstelle wieder etwas kürzer geworden war. Oft warteten sie eine halbe oder eine ganze Stunde hinter Gittern und hatten es doch besser, als wenn sie in der kühlen Abendluft auf freiem Feld stehen müssten. Nur den Kindern fiel das Warten auf engstem Raum schwer. Der Polizist, der für die Gefängniswagen zugeteilt war, ein gescheiterter Kroate von schätzungsweise 50 Jahren, öffnete stumm die Türen, reichte den Alten zwar die Hand oder hob die Kinder aus dem Wagen, lächelte jedoch nie. Nur einmal strich ein syrisches Mädchen von vielleicht fünf Jahren mit schwarzen, schulterlangen Haaren und hellem, freundlichem Blick, während es aus dem Wagen gehoben wurde, dem Polizisten so zärtlich über die blaue Uniform, mit der flachen Hand von der Schulter bis fast hinunter zum Bauch, als wäre er eine Kostbarkeit, dass dem Polizisten die Tränen kamen.

Das Ganze dauerte nicht einmal eine, allenfalls zwei Sekunden, doch stand ich nur einen Meter entfernt und sah es genau, sah die Geste des Mädchens, die für mich genauso überraschend war, und auch die Feuchtigkeit in den Augen des Polizisten. Einen Moment länger als üblich hielt er das Mädchen im Arm. Dann setzte er es ab, das Mädchen hüpfte der Mutter nach, um sich in die Schlange einzureihen. Während er sich die Träne aus dem Auge wischte, bemerkte der Polizist, dass ich die Szene beobachtet hatte; sofort schaute er weg, als hätte ich ihn bei einer Ungehörigkeit erwischt.

◆

An gewöhnlichen Tagen sind es bis zu 3000 oder sogar 4000 Flüchtlinge, die an der Nordküste anlegen, meist innerhalb weniger Stunden bis zu hundert Schlauchboote auf einem Küstenabschnitt von wenigen Kilometern. An manchen Stellen ist kein einziger Kiesel zu sehen, weil der Strand vollständig von Schwimmwesten, Schwimmreifen und den Überbleibseln der Schlauchboote bedeckt ist. Blickt man von einer Anhöhe, leuchtet Lesbos kilometerlang rot und orange auf. Anders ist es mit den Booten. Wo immer sie anlegen, fährt bald ein Pick-up vor, um den Motor und die Kunststoffböden aufzuladen. Zurück bleibt lediglich der schwarze, meist zerfetzte Schlauch des Bootes. Die Flüchtlinge, die sich zum Aufbruch versammeln, nimmt der Pick-up nicht mit. Das wirkt oft ebenso erbarmungslos wie der Ehrgeiz von uns Berichterstattern, das beste Bild zu bekommen, und wird doch von Tag zu Tag verständlicher, wenn man auf der Insel selbst versucht, seiner Arbeit nachzukommen. Die Einheimischen sind schließlich nicht auf begrenztem Einsatz hier, sondern dauerhaft: Das stumpft ab. Ich kann auch nicht den ganzen Tag Flüchtlinge hin und her fahren oder für sie dolmetschen, wenn ich noch zum Schreiben kommen soll, und fahre inzwischen oft achtlos an ihnen vorbei.

Jetzt gerade laufen Syrer oder Iraker an der Veranda vorbei, viele junge Leute, Männer und durchweg unverschleierte Frauen, die äußerlich nicht von den Helfern zu unterscheiden wären, wenn sie sich eine signalgelbe Weste überzögen. Die Frisuren, Markenjeans und Markenturnschuhe, die Sonnenbrillen und Ohrstöpsel zum Musikhören weisen sie als Angehörige der globalen Mittelschicht aus; selbst die Rucksäcke sind die



Flüchtlinge an der mazedonisch-serbischen



Grenze: Marsch durchs Niemandsland

FOTO: MOISES SAMAN / MAGNUM / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

gleichen, mit denen man im Westen zum Trekken geht. Sie gehören nicht zu den Habenichtsen, die die Mehrheit der Flüchtlinge bilden, werden sich in Mytilini wahrscheinlich ein Hostel leisten, statt am Hafen zu übernachten, und kommen in Europa schneller durch, schon weil sie Englisch sprechen und Smartphones besitzen. Und doch hätten auch sie eine Geschichte zu erzählen, die an Dramatik, an Not, an Gewalt kein westeuropäisches Leben mehr bereithält, Fassbomben, die auf ihre Städte niedergingen, Extremisten, die den Nachbarn köpften, weil er keinen Bart trug, Folter wegen eines kritischen Theaterstücks. Es herrscht Krieg vor den südlichen und östlichen Grenzen unseres Wohlstandsgettos, und jeder einzelne Flüchtling ist dessen Bote: Sie sind der Einbruch der Wirklichkeit in unser Bewusstsein.

Sofern sie den Marsch zum Hafen unbeschadet überstehen, werden sie in fünf, sechs Tagen an einem deutschen Bahnhof aussteigen. Sie ahnen selbst nicht, wie zügig es ab Piräus geht, fahren mit Bussen direkt an die mazedonische Grenze, marschieren zwei, drei Kilometer durchs Niemandsland, werden registriert, steigen in Züge, die direkt an die serbische Grenze fahren, marschieren wieder durchs Niemandsland und steigen nach der Registrierung in Busse. Das Gleiche an der kroatischen, der ungarischen, der österreichischen Grenze, nur dass sie von dort nicht mehr über die Grenzen laufen müssen, sondern gefahren werden, alles zusammen eine Autobahn nach Deutschland, die das europäische Grenzregime den Flüchtlingen gebaut hat. Und wirklich, nach Deutschland wollten alle, mit denen ich sprach, einige von ihnen auch weiter nach Skandinavien oder in andere Länder, in denen sie Familie haben. Die einzelnen Haltepunkte sind für die Flüchtlinge kaum voneinander zu unterscheiden: Die Uniformen und Sprachen der Beamten wechseln, aber die Feldlager und Campingzelte bleiben sich gleich, die blauen Regencapes, die die Vereinten Nationen verteilen, die freiwilligen Helfer in ihren signalgelben Westen, die Ärzte ohne Grenzen und die christlichen Missionare.

An allen Grenzübergängen hat sich auch eine kleine multikulturelle Wirtschaft herausgebildet, plötzlich wird im hintersten serbischen Dorf afghanischer Pilaw angeboten, im mazedonischen Café Tee getrunken oder der Preis für einen Haarschnitt oder eine Herberge auf Arabisch annonciert. Taxifahrer ziehen ihre Preise kräftig an, und wenn die Busfahrt durch Serbien offiziell 30 Euro kostet, verlangt der Fahrer beim Einsteigen 5 Euro mehr. Das ist nichts gegen den Wucher, den die Schlepper betreiben: Deutlich mehr als 50 000 Euro nehmen sie für jedes Schlauchboot ein, das vielleicht 2000 oder 3000 Euro gekostet hat, und oft genug betrügen sie die Flüchtlinge, verkaufen mehr Plätze, als es gibt. Dass das gesamte europäische Asylsystem ein Wahnsinn ist, bestreitet kein Offizieller, den ich getroffen habe, nur muss man sich auch klarmachen, was der Grund für diesen Wahnsinn ist: Um in Europa Asyl zu beantragen, müssen die Flüchtlinge illegal einreisen.

Solange es weder eine geregelte Einwanderung noch sichere Fluchtwege gibt, werden sich Flüchtlinge und Einwanderer in Schlauchboote setzen; und wenn Europa sie wie früher mit Militärschiffen aufzuhalten versucht, werden die Boote wieder die längeren, noch gefährlicheren Routen nehmen, mehrere Hundert Kilometer quer durchs Mittelmeer oder über den Atlantik auf die Kanarischen Inseln. Dann werden uns alsbald wieder die Nachrichten von den Ertrunkenen aufschrecken, mal 200, mal 600, jedes Jahr mehrere Tausend Tote an unseren Grenzen, Kinder natürlich dabei, deren Bilder wir aushalten müssen. Diese Wirklichkeit kriegen wir nicht mehr aus unserem Bewusstsein heraus. Die Deutschen sollten froh sein über eine Bundeskanzlerin, die sich noch rühren lässt. Wenn spätere Zeiten etwas an ihr rühmen werden, dann ihren Impuls zu helfen, als die Not überhandnahm.

Was wäre geschehen mit den Tausenden Verzweifelten auf der ungarischen Autobahn? Wo hätten sie geschlafen, wer hätte sie versorgt, mit welchen Gewaltmitteln hätte man sie an der Grenze aufgehalten – wenn die Bundeskanzlerin die Grenzen nicht für sie geöffnet hätte? Wo immer Politiker Größe bewiesen, mussten sie sich der Einwände ihrer Umgebung erwehren und sank ihre Popularität. Statt ausgerechnet jetzt an Angela Merkel herumzumäkeln, sollten wir für Europa eintreten, das diese Krise nur solidarisch bewältigen kann. Nur ein starkes, einiges und freiheitliches Europa könnte die Welt befrieden helfen, aus der so viele Menschen zu uns fliehen.

◆

Genau gegenüber der Nordküste von Lesbos, in der Türkei, liegt das antike Assos, das heute ein malerisches Fischerdorf mit hübschen Hotels und Restaurants ist. In dem kaum besiedelten Küstenstreifen um Assos herum stiegen fast alle Flüchtlinge, die an meiner Veranda vorbeiliefen, ins Schlauchboot. Ein paar Hundert Meter hin-



Flüchtlinge in Serbien: Kinder entziehen sich den Mechanismen öffentlicher Verachtung

ter dem Amphitheater sitzt ein junger Mann am Straßenrand, der sich als syrischer Kurde entpuppt. Er heißt Mohammed.

„Das Boot war so voll“, sagt er in gutem Englisch, „da habe ich Panik bekommen und bin in der letzten Sekunde zurückgeschreckt.“

Zum Glück sind die 1400 Euro nicht verloren; die Flüchtlinge deponieren das Geld gewöhnlich bei einer Agentur und teilen dem Schmuggler den Code für die Freigabe erst mit, wenn sie übergesetzt haben. Mohammed studierte Betriebswirtschaft in Hasaka, bis die Stadt vom IS erobert wurde. Er selbst sah am 20. März aus nächster Nähe eine Autobombe explodieren, die 60 Menschen in den Tod riss, sah die Körperteile herumfliegen, hörte die Schreie so laut wie bei einer Geburt und roch das verbrannte Fleisch, träumt immer noch davon. Schon vor sechs Monaten hatte er einen Antrag gestellt, in Deutschland zu studieren, seine Noten seien mit die besten im Jahrgang gewesen. Weil er keine Antwort erhielt, brach er vor einer Woche auf, mit dem Flugzeug nach Beirut, von dort weiter nach Istanbul, mit dem Bus nach Izmir, wo er einen Schmuggler fand.

„Niemand will Frieden für Syrien“, sagt Mohammed. „Der IS wird bleiben, Assad wird bleiben, niemand in der Welt lehnt sich dagegen auf.“

Gestern Abend um elf wurde er im Auto zu einem Waldstück nahe Assos gefahren, wo schon andere Syrer versammelt waren. Vor Aufregung und Kälte schlief kaum jemand; alle saßen angelehnt an Bäume, ohne etwas zu sagen. Vom Morgengrauen an beobachteten sie die Schiffe der türkischen Küstenwache und erschraken, weil viele Boote abgefangen wurden – mindestens jedes zweite, erinnert sich Mohammed. Als sie endlich eine Lücke ausmachten, ging es rasend schnell. Alle sprangen aufs Boot, und er stand ebenfalls schon im Wasser, da spielten ihm die Nerven einen Streich.

„Ist nicht so schlimm“, sagt Mohammed, „ich werd’s wieder versuchen.“

Ein paar Monate wird er schwarz in einer Textilfabrik arbeiten, um die 800 Dollar zu verdienen, die er für den Platz auf einem besseren Boot zusätzlich benötigt, einem Holzkahn. Seine Freunde aus Izmir sind schon unterwegs, um ihn aus Assos abzuholen.

„Nicht so schlimm“, versichert Mohammed noch einmal und zeigt auf einen Feldweg, der in den Wald hineinführt. „Geht dort entlang, wenn ihr die treffen wollt, denen’s wirklich schlimm geht. Aber passt auf die Schmuggler auf.“

Wo der Feldweg auf die Straße trifft, sitzen drei der Männer auf einem Felsen, die Mohammed gemeint haben muss. Anfang, Mitte zwanzig sind sie und keine Dörfler wie die meisten, sie träumten in Kabul oder in Kunduz vom freien Westen. Vier Monate lang haben sie in Istanbul auf dem Bau gearbeitet, 12, 16 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, um das Geld für den Schlepper zu verdienen, fuhren nach Izmir und kauften die Bootsfahrt. Vorgestern wurden sie endlich in den Wald bei Assos gebracht, aber da war überhaupt kein Boot für sie, dafür Türken, die sie mit vorgehaltener Pistole zwangen, den Code zu verraten.

„Das heißt, das Geld …?“

„… futsch.“

Seit gestern haben sie nichts gegessen, haben elenden Durst und wissen nun buchstäblich weder vor noch zurück. Irgendwie müssen sie es nach Istanbul oder in eine andere Großstadt schaffen, irgendwie eine Arbeit finden, aber wie soll das für einen Afghanen gehen, ohne eine Lira in der Tasche zu haben, ohne Gepäck, ohne warme Kleidung? Wenn wenigstens die Polizei sie aufgriffe.

„Es war ein Fehler, Afghanistan zu verlassen“, sagt einer der Männer, „dort hatten wir zwar Krieg, aber wenigstens ein Dach über dem Kopf: Wir hätten das nicht tun sollen.“

FOTO: MOISES SAMAN / MAGNUM / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

„Ja, wir hatten völlig falsche Vorstellungen“, gibt ihm der andere recht.

Mit dem Geld, wenn sie es denn verdienen, wollen sie kein weiteres Boot bezahlen, sondern nach Afghanistan zurückkehren oder es in Iran versuchen, wo man wenigstens ihre Sprache spricht.

„Aber in Iran verachten sie uns doch auch“, wendet der dritte Afghane ein.

Ich frage, wohin der Feldweg führt.

„Dort triffst du die, die seit fünf Tagen nichts gegessen haben.“

Wir gehen den Feldweg entlang und treffen fünf Afghanen, die sagen, dass sie nichts sagen dürfen, und doch so viel verraten, dass auch ihr Boot nicht gekommen ist. Den Code mussten auch sie preisgeben. Als ich weiterfrage, rennen sie fort. Dann fährt ein alter, weißer Kombi an uns vorbei, aus dem drei Männer uns überrascht anschauen. Immerhin drohen sie uns nicht. Da die Piste befahrbar zu sein scheint, gehen wir zurück und holen unser Auto. Auf der Fahrt kommt uns der weiße Kombi wieder entgegen. Ein paar Minuten später ist die Piste von einem anderen Auto versperrt, dessen Fahrer mit weit geöffnetem Mund schläft. Wir steigen aus und stehen direkt oberhalb des Waldstücks, das inmitten der paradiesischen Natur ein Bild wie eine Höllenlandschaft abgibt: müllübersät, mit Dutzenden, Hunderten Menschen, die unter den Bäumen liegen oder sich von hier nach da schleppen. Auf dem Meer sehen wir, wie alle paar Minuten die Boote vom Waldstück ablegen, obwohl die Militärschiffe vor der Küste kreuzen. Vielleicht ist es Torschlusspanik oder der Versuch, die Küstenwache durch eine rasche Folge von Booten zu überfordern. Ein Boot wird von vier Kriegsschiffen eingekreist, die übrigen scheinen durchzukommen.

In einem Gebüsch entdecken wir die fünf Afghanen wieder, die vor einer Stunde vor uns weggerannt sind. Sie haben drei Wasserflaschen, die fast schon leer getrunken sind, und auf dem Boden liegen zwei geöffnete Dosen mit weißen Bohnen in Tomatensoße. Offenbar haben die Leute im weißen Kombi ihnen etwas Proviant gebracht, die erste Mahlzeit seit Tagen. Die Frage, wer die Männer im Kombi waren, beantworten sie nicht. Sie wollen rasch wieder verschwinden, einen steilen Weg hinabgehen, der in das Waldstück zu führen scheint. Nein, wir sollten nicht mitkommen, die Aufpasser hätten Messer und Pistolen. Einer der Afghanen will noch rasch einen Schluck trinken und macht dann, sicher unbewusst, aus einem immer noch nicht verkümmerten Instinkt, eine Geste, die mindestens so wahnsinnig ist wie das europäische Grenzregime: Er, der mit dem bisschen Wasser wer weiß wie viele Tage auskommen muss, bietet zuerst mir die Flasche an. ■

Nur für Studenten!

12 x den SPIEGEL + UNI SPIEGEL testen und 62% sparen.

Prämie zur Wahl





Abus-Fahrradschloss
Mit spezialgehärteter 6-mm-Vierkantkette, Stahlschloss und Textilschlauch gegen Kratzer. Länge: ca. 75 cm. Zuzahlung: € 1,–

€ 10,– Tankgutschein
Der universelle DriversChoice Gutschein ist deutschlandweit bei über 8 000 Tankstellen einlösbar.

Rosenzweig & Schwarz, Hamburg

Ja, ich möchte 12 x den SPIEGEL für nur € 19,90 testen, **über 62 % sparen** und eine Prämie!

Meine Wunschprämie: ☐ Abus-Fahrradschloss, Zzlg. € 1,– (4246) ☐ € 10,–DriversChoice (5034)

☐ Frau ☐ Herr Name/Vorname

Straße/Hausnr. Geburtsdatum 19

PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Gleich mitbestellen! ☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen statt für ~~€ 3,99~~ im Einzelkauf. SD15-036

Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 2,95 pro Ausgabe statt € 4,60 im Einzelkauf. Der Bezug ist jederzeit zum Monatsende kündbar.

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

Ich nutze die bequemste Zahlungsart: per SEPA-Lastschrift*

DE IBAN Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

Datum X Unterschrift SP15-861

Gläubiger-Identifikationsnummer DE50ZZZ00000030206

Coupon ausfüllen und senden an: DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg 040 3007-2700 abo.spiegel.de/stma

Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Der Vorzugspreis von € 0,50 für den digitalen SPIEGEL gilt nur in Verbindung mit einem laufenden Bezug der Printausgabe, enthalten sind € 0,48 für das E-Paper. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu den AGB und Ihrem Widerrufsrecht finden Sie unter www.spiegel.de/agb. SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: aboservice@spiegel.de * **SEPA-Lastschriftmandat:** Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Krabbelgruppe

Homestory *Wie meine Frau und ich eine neue Plage nach Berlin einschleppten*

Ich habe meine Frau in New York kennengelernt und mit ihr meinen Respekt vor Bettwanzen. Wir kannten uns noch nicht lange und saßen in einer Weinbar in Chelsea, da raunte sie mir ein apokalyptisches Szenario zu. Ob ich gelesen hätte, dass Victoria's Secret, die berühmte Unterwäschemarke, eine Filiale hatte schließen müssen, weil sie von Wanzen befallen war? Mehrere Kinos und Hotels seien verseucht, selbst das Waldorf-Astoria, wo Obama immer absteigt, wenn er nach New York kommt. Elisabeth erzählte und hörte gar nicht mehr auf, und ich lernte, dass Bettwanzen die Kakerlaken und Ratten New Yorks auf der Rangliste der Ekeltiere überholt hatten.

Eigentlich habe ich keine Angst vor kleinen Tieren. Spinnen machen mir wenig aus, Ameisen finde ich lustig. Wenn sich eine Mücke im Schlafzimmer befindet, bin ich viel zu faul, sie zu jagen: Lieber lasse ich mich stechen. Meine Frau ist da anders. Sie kann Nächte damit verbringen, einer Stechmücke hinterherzujagen. Sie ist ziemlich gut darin.



Um des lieben Frieden willens passte ich mich an. Als wir zusammenzogen, stellten wir Bettwanzenfallen im Schlafzimmer auf und guckten regelmäßig unter der Matratze nach, ob man schwarze Pünktchen sah, den Kot der Eindringlinge. Wir riefen im Internet die „Bed-Bug-Registry" ab. Das East Village, in dem wir wohnten, war immer rote Zone. Trotzdem entdeckten wir in vier Jahren keine einzige Wanze, kein Pünktchen unterm Bett, nur einmal eine Kakerlake auf der Dachterrasse. Mit der Zeit wurde sogar meine Frau nachlässig.

Im April sind wir nach Berlin gezogen. Die Möbel kamen mit dem Schiff. Die Hälfte des Geschirrs war zerbrochen, aber sonst war alles da. Im Mai waren wir endlich eingerichtet, im Juni spürten wir nachts erstmals Krabbeln auf der Haut. Tage später juckte sie. Wir schoben es auf unsere Einbildung, auf unser New Yorker Trauma, auf allergische Reaktionen, wir wechselten das Waschmittel. Als Elisabeths Schwester bei uns übernachtete und am nächsten Tagen mit riesigen Quaddeln übersät war, wussten wir: Ein Albtraum wird wahr. Wir hatten die neue Pest nach Berlin eingeschleppt.

Bettwanzen tun meistens nichts, sie stechen nur. Wenn Tauben die Ratten der Lüfte sind, dann sind Bettwanzen das Prekariat der Mücken. Von nun an bestimmten sie unsere Tage und Nächte. Tagsüber suchten wir nach weiteren Anzeichen der Plage, nachts träumten wir vom Ende der Menschheit, von Schwärmen kleiner Sauger, die alles vernichteten, was ihnen in den Weg kam. Menschen, Tiere, Gebäude, ganze Städte, ganz Berlin.

Da wir nicht sicher waren, ob es wirklich Wanzen waren, bestellten wir Nelly. Sie ist eine vierjährige Belgische Schäferhündin und kann Bettwanzen riechen. In New York gibt es viele dieser Hunde, in Berlin zwei. Sie gehören Frau Schlamp. Als Frau Schlamp an unserem Küchentisch saß, sagte sie, viele ihrer Einsätze seien Fehlalarme. Es gebe ja noch eine Menge anderes Ungeziefer. Wir zahlten 250 Euro, dann legte Nelly los. Sie sprang eine halbe Stunde lang durch unsere Wohnung, steckte die Schnauze tief in die Sofaritzen und rannte um das Babybett unserer Tochter. Als sie auf der Schlafcouch für Gäste herumtapste, wurde sie plötzlich ruhig und legte sich hin. Frau Schlamp wurde blass und sagte: „Oh, das tut mir leid."

Als Nächstes kam Herr Zompro zu uns, ein promovierter Biologe. Er hat mehrere Terrarien zu Hause und bietet Vorträge an mit dem Titel „Interessante Quälgeister". Als er im fünften Stock angekommen war, drückte er uns schnaufend ein Reagenzglas in die Hand, in dem es krabbelte. „Aus Ihrem Treppenhaus." Der Speckkäfer sei in fast jedem Berliner Altbau zu finden, erfuhren wir. Die meisten Arten seien harmlos.

Der Schädlingsbekämpfer, der Herrn Zompro beauftragt hat, ist eines von 60 Unternehmen in Berlin und hat jeden Tag ein bis zwei Einsätze wegen Bettwanzen. Die Zahl ist in den vergangenen Jahren rasant angestiegen. Die vielen Touristen sind schuld. Bettwanzen sind, wenn man so will, die blinden Passagiere der Globalisierung. Aber auch die Berliner sind schuld, weil sie so gern gebrauchte Möbel kaufen. Und die Bettwanzen sind schuld, weil sie nicht mehr auf jedes Gift reagieren.

Berlin brauche eine Meldepflicht für Bettwanzen, sagte Herr Zompro humorvoll, am besten auch für anderes Ungeziefer, beispielsweise die Taubenzecken. Nisten sie sich im Dachstuhl ein, können sie sich von dort aus im Extremfall im ganzen Gebäude verbreiten. Herr Zompro leuchtete mit seiner Taschenlampe in alle Ecken und empfahl: „Entwesen." Er sehe zwar keine Spuren, aber der Hund täusche sich selten.

Eine Woche später sah unsere Wohnung aus wie nach einem Rohrbruch. Überall standen Heizgeräte an schweren Kabeln. Drei Tage lang wurden alle Räume auf 60 Grad erhitzt, wir zogen zu Freunden. Wegen unserer Tochter hatten wir uns für die Methode ohne Gift entschieden, die sicherste und die teuerste, die in etwa so viel kostet wie zwei Hin- und Rückflüge nach New York zur Hochsaison. Dafür, versicherte uns Herr Zompro, überlebe keine Wanze, kein Käfer, kein Silberfisch. Wir waren ungezieferfrei.

Neulich waren wir in Nordspanien im Urlaub. Als wir in einem unserer Hotels morgens aufwachten, entdeckten wir Blutflecken auf dem Laken. Im Schlafsack unserer Tochter krabbelte noch eine Bettwanze. Die Frau an der Rezeption blickte entsetzt, als wir ihr davon erzählten.

Nun sieht es bei uns zu Hause aus wie in einer Kleiderkammer für Flüchtlinge. Überall stehen Tüten voller Pullover und Hosen. Wir frieren sie nach und nach ein, das tötet mögliche Eier ab. Den Rest haben wir bei 60 Grad gewaschen und in den Trockner gesteckt. Unsere Koffer haben wir heiß geföhnt. Es lief schnell und unaufgeregt ab. Wir haben Routine. Die Bettwanzen und wir, wir sind ein eingespieltes Team.

Martin Knobbe

THILO ROTHACKER FÜR DEN SPIEGEL



© 2015 SAP SE oder ein SAP-Konzernunternehmen.
Alle Rechte vorbehalten.



Air-Berlin-Jet

Luftfahrt

Berlin verliert, Düsseldorf profitiert

Der arabische Großaktionär Etihad will seinen deutschen Ableger zurechtstutzen.

Bei der zweitgrößten deutschen Fluglinie Air Berlin zeichnen sich erste Details des seit Längerem geplanten, aber noch immer nicht verabschiedeten Sparprogramms ab. Demnach soll Berlin als Umsteigedrehscheibe für den Lufthansa-Wettbewerber an Bedeutung verlieren – unter anderem auch deshalb, weil der Eröffnungstermin für den neuen Großflughafen BER nach wie vor offen ist. Für die Eigner wäre das ein weiterer schwerer Schlag. Sie hatten bei ihrem Projekt unterstellt, dass Air Berlin vom Hauptstadtairport aus ein weltweites Fernstreckennetz betreibt. Auch Verbindungen von und nach Skandinavien sowie Routen zwischen den Balearen und dem spanischen Festland soll die Airline auf Wunsch der arabischen Fluglinie Etihad ausdünnen. Sie hält knapp ein Drittel der Anteile an Air Berlin. Zusätzliche Langstrecken könnte es dagegen ab 2016 von Düsseldorf nach Boston oder San Francisco geben. Ein Air-Berlin-Sprecher wollte die Darstellung nicht bestätigen und betont, es gebe noch keine Beschlüsse. Ähnlich äußerte sich eine Etihad-Sprecherin. did, mum

Gewerkschaften

Ideologische Früherziehung

Die Gewerkschaften kritisieren gern, dass Wirtschaftsverbände bereits bei Schülern Lobbyarbeit betreiben. Doch nun verschärfen ausgerechnet sie selbst den Kampf um die ideologische Früherziehung. Beim Gewerkschaftstag der IG Metall Mitte Oktober will der Bezirk Küste ein Pixi-Buch mit dem Titel „Carla, Fabio und Mama streiken“ vorstellen. Pixi-Bücher richten sich in der Regel an kleine Kinder. Die IG Metall hat nicht nur für die Geschichte gesorgt, sie sponsert auch eine Erstauflage von 30 000 Exemplaren – und zahlt nach eigenen Angaben rund 80 Cent pro Stück. „Das Pixi-Buch ist kein Gewerkschaftslobbyismus, sondern es erklärt, wie man seine Interessen durchsetzt“, heißt es bei der IG Metall Küste. Die Handlung ist ganz im Sinne des Erfinders: Mama muss immer um sechs Uhr zur Arbeit; Papa, der sonst Frühstück für Carla und Fabio macht, muss für ein paar Wochen auf eine Baustelle außerhalb der Stadt. Eine Freundin von Mama schlägt deshalb vor, für bessere Arbeitszeiten zu streiken. Die Kinder lassen sich davon anstecken und protestieren bei ihrem Erzieher mit Rasseln und Flöten dagegen, dass sie ständig basteln sollen. Die Streikwelle hat Erfolg: Mama kann später anfangen zu arbeiten, und die Kinder dürfen mehr toben. böl



Pixi-Buch der IG Metall

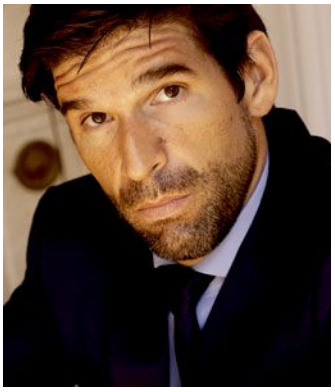
FOTOS: CHRISTOPH SCHMIDT / DPA (O.); [illegible]

Zukunft

„Wachsende Ungerechtigkeit“

Der Franzose **Felix Marquardt,** 40, Mitgründer des Thinktanks Youthonomics, über die Chancen junger Menschen

SPIEGEL: Sie haben einen Index entwickelt, der Länder danach bewertet, welche Chancen sie jungen Leuten zwischen 15 und 29 Jahren bieten. Was genau haben Sie untersucht?
Marquardt: Wir haben 59 Indikatoren ausgewertet, die zeigen, welche Bedingungen junge Menschen in ihren Ländern vorfinden: Wie hoch ist die Jugendarbeitslosigkeit? Wie sind sie politisch vertreten? Wie sind die Ausbildungsmöglichkeiten, wie ist der Zugang zum Arbeitsmarkt? Alles objektive Kriterien. Wir nehmen nur Daten von internationalen Organisationen und haben die Konstruktion des Index von Spezialisten der OECD, des IWF und der Weltbank prüfen lassen.
SPIEGEL: Was ist das Ergebnis?
Marquardt: Der Jugend geht es fast nirgendwo gut. Überall auf der Welt gibt es die Tendenz, ihre Probleme, ihre Interessen und Meinungen nicht ernst zu nehmen. Insgesamt schneiden die Industrieländer zwar ganz gut ab, aber auch hier gibt es Handlungsbedarf. Bei der Zukunftsfähigkeit liegt Deutschland bei den 64 untersuchten Ländern nur auf dem 37. Platz – vor allem wegen der Rentenverpflichtungen, der niedrigen Wachstumserwartungen und der geringen Investitionen.
SPIEGEL: Was sollen denn Jugendliche aus einem Land tun, das in Ihrer Rangliste unten steht?
Marquardt: Erst mal sollen sie erkennen, dass es Länder gibt, die sich mehr um die Jugend und damit um ihre Zukunft kümmern als ihr Heimatland. Dann könnten sie ihre Heimat verlassen, um anderswo zu studieren und zu arbeiten. Das setzt die Regierung unter Druck.
SPIEGEL: Aber nicht jeder kann in das Land seiner Wahl gehen und dort leben …
Marquardt: Zunächst hoffen wir, dass Länder, die in dem Ranking schlecht abschneiden, ihre Politik ändern und die Bedingungen für ihre junge Generation verbessern. Für die Zukunft schlagen wir ein globales Zweijahresvisum für junge Menschen vor. Wir lassen die Voraussetzungen gerade von Juristen prüfen. Wenn es so ein Visum gäbe, müssten alle Länder weltweit in einen Wettbewerb um die besten jungen Menschen aus der ganzen Welt treten. nck



Marquardt

Mehr zum Youthonomics Global Index finden Sie auf SPIEGEL ONLINE.

Steuern

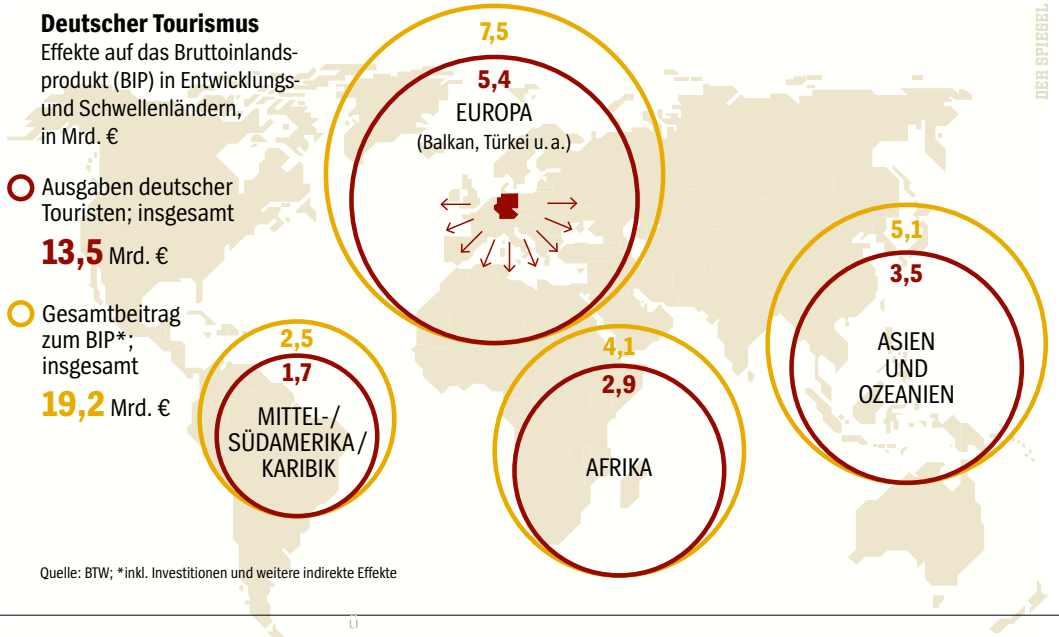
Firmen fürchten Begehrlichkeiten

Führende deutsche Unternehmen wehren sich dagegen, künftig mehr steuerlich relevante Firmendaten veröffentlichen zu müssen. Besonders kritisieren sie die länderbezogenen Offenlegungspflichten, wie sie die Finanzminister der G-20-Staaten am vergangenen Donnerstag in Lima im Rahmen der Beps-Initiative beschlossen haben. Danach sollen Unternehmen detailliert Auskunft darüber geben, wo sie produzieren, verkaufen und Steuern zahlen. „Einem Bestreben, multinationale Unternehmen zu noch weiter gehenden Veröffentlichungen zu verpflichten, stehen wir zurückhaltend gegenüber“, schreiben die Leiter von Steuer- und Rechtsabteilung der Volkswagen AG im Rahmen einer Umfrage an die Bundestagsabgeordneten der Grünen, Kerstin Andreae und Thomas Gambke. Volkswagen verkaufe in Deutschland rund zwölf Prozent seiner Autos, zahle hier aber deutlich über 50 Prozent seiner Ertragsteuern. Bei erhöhter Transparenz bestehe die Gefahr, dass Länder, in denen Volkswagen im Verhältnis mehr Autos verkauft, höhere Steuerzahlungen beanspruchen, heißt es in der Antwort. Ähnlich sieht das der Energieversorger E.on. Erträge und Steuerzahlungen auf der Basis von Konzerndaten abzugrenzen könnte zu „Fehlschlüssen“ verleiten und „Begehrlichkeiten ausländischer Staaten wecken“. Das schade deutschen Haushaltsinteressen. rei

Deutscher Tourismus
Effekte auf das Bruttoinlandsprodukt (BIP) in Entwicklungs- und Schwellenländern, in Mrd. €

Ausgaben deutscher Touristen; insgesamt
13,5 Mrd. €

Gesamtbeitrag zum BIP*; insgesamt
19,2 Mrd. €



Quelle: BTW; *inkl. Investitionen und weitere indirekte Effekte

FOTO: MAGALI DELPORTE / INTERTOPICS

DER SPIEGEL

Tourismus

Reisen hilft

Deutsche Touristen leisten einen großen Beitrag zur Wirtschaftsleistung in Entwicklungs- und Schwellenländern, so eine Studie des Instituts der deutschen Wirtschaft im Auftrag des Bundesverbands der Deutschen Tourismuswirtschaft. Elf Millionen Reisende sorgten für einen Beschäftigungseffekt von 1,8 Millionen Arbeitsplätzen in Ländern wie der Türkei oder Vietnam. Verbandschef Michael Frenzel appelliert an die Regierung, das Potenzial des Tourismus für die Entwicklungszusammenarbeit besser zu nutzen. gt



Atommüllbehälter im Zwischenlager Jülich

Mahnmale des Versagens

Energie Der Atomausstieg legt den jahrzehntelangen Irrsinn im Umgang mit der gefährlichen Technologie offen. Auch die Bürger werden für den giftigen Müll bezahlen müssen.

Drei Stunden nachdem 15 Meter hohe Wellen das japanische Atomkraftwerk Fukushima getroffen hatten, klingelte das Handy von Jürgen Großmann. Es war der 11. März 2011, der damalige Vorstandschef des Energiekonzerns RWE machte gerade Urlaub im Schweizer Skiparadies Arosa. Konzentriert lauschte er dem Lagebericht, telefonierte anschließend stundenlang. Und beschloss: kein Grund, den Urlaub abzubrechen.

Der Konzernboss ahnte nicht, dass die Kernschmelze am anderen Ende der Welt seine mächtige RWE binnen vier Jahren an den Rand des Ruins bringen würde.

Bundeskanzlerin Angela Merkel verfolgte in Berlin die Fernsehbilder aus Fukushima. Und dachte: Nach diesem Super-GAU in einem Industrieland ist Atomkraft für deutsche Wähler nicht mehr akzeptabel. Zwar hatte ihre Regierung gerade die Laufzeitverlängerung für die deutschen Atommeiler beschlossen. Aber jetzt, eineinhalb Jahre vor der nächsten Wahl, musste eine Kehrtwende her, radikaler, als es je eine Regierung vor ihr gewagt hatte. Merkel erklärte den Ausstieg Deutschlands aus der Atomkraft bis 2022.

Damals ahnte die Kanzlerin nicht, dass die Kosten für die Abwicklung der Atomära wohl nicht wie geplant allein von den Stromversorgern getragen werden können, sondern dass sie in Teilen am Steuerzahler hängen bleiben werden – und zwar über viele Generationen.

Es ist eine Jahrhundertaufgabe, vor der Deutschland steht. Als erstes und einziges Land der Welt will die Bundesrepublik ihre gesamte Kernkraftbranche abwickeln. Eine Industrie, mit der große Hoffnungen und noch größere Ängste verbunden waren, mit der jahrzehntelang Milliarden verdient wurden und die es dennoch nie geschafft hat, gesellschaftlich akzeptiert zu werden.

Jetzt ist der große Traum von der billigen Energie vorbei. Übrig bleiben Reste, die derart gefährlich sind, dass sie noch jahrhundertelang das Leben von Mensch, Tier und Natur bedrohen werden.

Niemand hat eine Blaupause, wie man mit den gefährlichen Überbleibseln der strahlenden Vergangenheit umgeht. Niemand weiß, wie viele Milliarden das Ende des Atomzeitalters letztlich kosten wird. Es existiert kein bewährter Plan, nirgendwo auf der Erde gibt es auch nur ein einziges funktionierendes Endlager für hochradioaktive Abfälle. Der ganze Irrsinn des Abenteuers Atomenergie wird spätestens zurzeit, beim Ausstieg, offenbar.

Es brauchte eine kollektive Kraftanstrengung von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, um diese Herkulesaufgabe zu bewältigen – einen Schulterschluss historischen Ausmaßes mit einer entschlossenen Politik, einer verantwortungsbewussten Wirtschaft und einer opferbereiten Gesellschaft.

Stattdessen offenbaren sich

- eine Politik, die das Entsorgungsproblem jahrzehntelang auf die lange Bank schob und zu wenig dafür sorgte, dass die Konzerne genügend Geld für den Anlagenrückbau und die Mülllagerung zurückstellten;
- eine Gesellschaft, deren Bürger billigen Strom seit Jahrzehnten als Grundrecht betrachten, die radioaktiven Abfallprodukte aber auf keinen Fall in ihrer Umgebung dulden wollen; und
- Energieversorger, die viel zu lange und stur an einem überholten Geschäftsmodell festhielten, die sich aus der Verantwortung stehlen wollen und denen jetzt sogar mehr als 30 Milliarden Euro fehlen könnten, um die gewaltige Aufgabe zu bewerkstelligen.



Zweifel an der Höhe und an der Sicherheit der Rückstellungen, die von den Atomkonzernen für den Rückbau der Kraftwerke und die Endlagerung des Atommülls gebildet werden mussten, gab es schon lange.

Es waren ausgerechnet E.on-Manager, die die bohrenden Nachfragen vor einigen Monaten satthatten. Das Bundeswirtschaftsministerium solle doch eine externe Überprüfung der von den Energieversorgern in ihren Bilanzen zurückgestellten 39 Milliarden Euro in Auftrag geben. Dann sei die Sache ein für alle Mal geklärt.

Das ließen sich Sigmar Gabriel (SPD) und sein grüner Staatssekretär Rainer Baake nicht zweimal sagen. Sie beauftragten die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Warth & Klein Grant Thornton, deren Experten sich monatelang in End- und Zwischenlagerfragen, in Bilanzen und Risiken einarbeiteten. Dann stand ihr Ergebnis fest – zum Entsetzen der Konzerne: Die Versorger, bescheinigten die Gutachter, hätten die gegenwärtigen Werte zwar richtig erfasst. Trotzdem reichten die zurückgestellten 39 Milliarden Euro für den Abriss der Kernkraftwerke und die Lagerung des Mülls nicht aus. Die Kosten in diesen Bereichen würden in Zukunft überproportional ansteigen. Es fehle die gewaltige Summe von 30 Milliarden Euro.

Hektisch versuchten die Stromversorger, die Seriosität der Prüfer infrage zu stellen. Als das misslang, mühten sie sich, die Ergebnisse erst einmal unter Verschluss zu halten und in Absprache mit dem Bundeswirtschaftsministerium wohlwollendere Szenarien zu berechnen. Vergebens. Am 14. September, wenige Stunden nach einem Gespräch mit Beamten des Ministeriums, sickerte die Zahl in die Öffentlichkeit – mit fatalen Folgen.

Panikartig verkauften private Anleger und große Fonds ihre E.on- und RWE-Aktien. Bis zu 13 Prozent brach der Kurs in der Spitze weg. Die beiden Unternehmen verloren innerhalb weniger Stunden mehr als drei Milliarden Euro an Wert. Da half es auch nichts, dass Gabriel in Berlin standhaft beteuerte, die Summe von 30 Milliarden Euro nicht zu kennen, und dass das Gutachten nur eines von mehreren Szenarien beschreibe.

Inzwischen haben die Versorger die Berechnungen des Wirtschaftsprüfers in diversen Schreiben sogar grundlegend infrage gestellt. Die verwendeten Zinssätze und Berechnungsmethoden, monieren sie, seien nicht nachvollziehbar. Im Vergleich mit anderen Ländern reichten die von ihnen gebildeten Rückstellungen aus.

Und so wurde der Stresstest in Abstimmung mit dem Wirtschaftsministerium um weitere Berechnungen ergänzt. Nun reichen die Szenarien von angemessenen und

FOTO: WAZ FOTOPOOL / ACTION PRESS



RWE-Chef Terium: Die alten Geschäftsfelder brechen weg, neue sind kaum in Sicht

sogar zu hohen Rückstellungen der Versorger bis hin zu der ursprünglich beschriebenen Lücke im zweistelligen Milliardenbereich.

Damit bleiben die Zweifel bestehen. Das grundlegende Vertrauen in die Zukunftsfähigkeit der Unternehmen ist erschüttert. Banken und große Fonds zogen sich als Anleger zurück, Ratingagenturen drohen mit weiteren Herabstufungen. RWE und E.on wurden zu Konzernen, in die nun Spekulanten investieren.

Dieser Zustand der völligen Unsicherheit, klagt der Finanzvorstand eines Stromversorgers, sei für die Konzerne existenzbedrohend.

Und er setzt Merkel und Gabriel unter enormen Handlungsdruck. Denn bei allen Versäumnissen der Konzerne ist klar: Sie werden erst wieder vernünftig wirtschaften können, wenn Klarheit darüber herrscht, ob und in welcher Größenordnung sie für die atomaren Altlasten haften müssen. Das muss die Bundesregierung entscheiden – mit Rücksicht auf die Konzerne, aber auch im Sinne der Bürger. Denn würden die Energieversorger pleitegehen, bliebe ein Großteil der Kosten für den Atomausstieg am Steuerzahler hängen.

Doch seit mehr als einem Jahr schieben Merkel und ihre Minister die notwendigen Entscheidungen vor sich her. Und so versuchten sich die Konzerne in den vergangenen Monaten mit allerlei fragwürdigen Tricks selbst von der Bürde zu befreien und sich still und heimlich aus der Verantwortung zu stehlen.

Allen voran E.on-Chef Johannes Teyssen: Er tingelte im vergangenen Dezember mit einem spektakulären Umbauplan durch Berlin. Sein Konzern sollte in zwei Unternehmen aufgeteilt werden. Eines sollte sich unter dem Namen E.on um regenerative Energien und attraktive Zukunftsgeschäftsfelder kümmern. Das andere sollte Uniper heißen und die Kohle-, Gas- und Atomkraftwerke behalten. Beide Unternehmensteile hätten dadurch mehr Handlungsfreiheit, warb Teyssen. Was er nicht sagte: Durch den Schachzug wäre die neu formierte E.on nach nur fünf Jahren nicht mehr für ihre alten Atomanlagen haftbar gewesen. Das gesamte Risiko hätte bei Uniper gelegen.

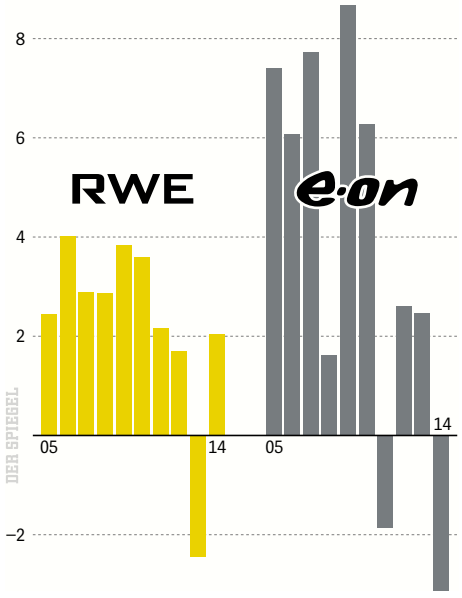
Ähnlich trickreich handelte auch der schwedische Staatskonzern Vattenfall. Dessen deutsche Tochter war in der Vergangenheit vor allem als unzuverlässiger AKW-Betreiber aufgefallen. Seine beiden Meiler Krümmel und Brunsbüttel zeichneten sich durch eine schier unglaubliche Serie von Störfällen aus. Kaum war jedoch der Atomausstieg in Deutschland beschlossen, wandelte das Unternehmen die bisherige Aktiengesellschaft Vattenfall Europe in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung um. Auch das gilt als Versuch, die Haftung des schwedischen Mutterkonzerns zu begrenzen. Beide Konzerne bestreiten natürlich diesen Vorwurf.

Um solche Versuche zu unterbinden, brachte Wirtschaftsminister Gabriel vor vier Wochen ein Gesetz auf den Weg, wonach die Betreiber von Atomanlagen quasi endlos in der Haftung bleiben sollen. „Eltern haften für ihre Kinder“, nannte Gabriel das dem Gesetz zugrunde liegende Prinzip.

Die wenigen Paragrafen zwangen den E.on-Chef zu einer abrupten Strategiewende. Die Atomsparte des Konzerns bleibe nun doch bei E.on, verkündete Teyssen vor wenigen Wochen. Damit ergibt die geplante Aufspaltung des Konzerns kaum noch Sinn. Das Verhältnis zwischen Politik und Stromkonzernen ist nach diesem offensichtlichen Täuschungsversuch auf einem neuen Tiefpunkt angelangt.

Kernschmelze

Gewinn / Verlust nach Steuern
2005 bis 2014, in Mrd. €



Die goldene Ära der Atomkraft

Am Anfang der Atomära zogen beide noch an einem Strang. „In der Geschichte der Bundesrepublik ist kein einziges Atomkraftwerk gebaut worden, das nicht vom Staat bestellt wurde“, grollt Teyssen.

Der Mann hat recht. Tatsächlich war es die Politik, die in den Sechziger- und Siebzigerjahren den Traum von unendlich viel Energie zu geringen Kosten wahr machen wollte. Damals galt die Kernenergie als die technologische Zukunft, bei der Deutschland mitmischen sollte, um wirtschaftlich nicht ins Abseits zu geraten.

Die Energieversorger waren anfangs eher skeptisch. Doch die Firmen befanden sich damals zum überwiegenden Teil in Staatsbesitz, die Politik, gleich welcher Couleur, ließ ihnen keine Wahl. Sie sollten möglichst schnell kommerzielle Reaktoren in Betrieb nehmen.

1967 speiste das Atomkraftwerk Gundremmingen erstmals kommerziell nutzbaren Atomstrom in das westdeutsche Netz. Zwei Jahre später folgte der Reaktor in Obrigheim und Anfang der Siebzigerjahre Stade. RWE brachte 1975 im hessischen Biblis den damals weltweit größten Block mit 1200 Megawatt ans Netz.

Die hoch subventionierten Atomanlagen entpuppten sich als Gelddruckmaschinen. Kernkraftwerke wie der Reaktor in Biblis fuhren bis zu eine Million Euro Gewinn ein – täglich. Seit Ende der Achtzigerjahre verabschiedeten sich die Energiekonzerne dann auch aus der staatlichen Obhut, um als eigenständige Konzerne zu agieren.

Es war das goldene Zeitalter der Atomenergie – bis die Explosion in Block 4 des

FOTO: GÖTZ SCHLESER / WIRTSCHAFTSWOCHE

sowjetischen Kernkraftwerks Tschernobyl den Höhenflug am 26. April 1986 stoppte.

Bis zu 800 000 Menschen wurden bei dem bis dato schwersten Reaktorunfall verstrahlt, rund 350 000 Anwohner mussten umgesiedelt werden. Der radioaktive Niederschlag erreichte viele Länder Europas – und brachte die realen Gefahren der Atomkraft ins Bewusstsein der breiten Öffentlichkeit. Die von den Grünen unterstützte Anti-Atom-Bewegung erhielt gewaltigen Zulauf, jetzt auch aus dem bürgerlichen Lager. Die Technik sei nicht mehr zeitgemäß und nicht vermittelbar, wetterte Jürgen Trittin damals. Viele Jahre später wurde er 1998 erster grüner Umweltminister einer Bundesregierung.

Nur zwei Jahre später verhandelte er in der rot-grünen Koalition den Ausstieg aus der Atomkraft. Die Energieversorger mussten nach zähen Gesprächen einwilligen, sämtliche Kernkraftwerke bis etwa 2021 vom Netz zu nehmen.

Die Konzernbosse ließen in den folgenden Jahren nichts unversucht, damit die Entscheidung revidiert werde. Ihre Chance kam, als die frisch wiedergewählte Angela Merkel ihre Liebe zum Klimaschutz entdeckte. Die Kanzlerin wollte die regenerativen Energien massiv ausbauen und die Energiewende vorantreiben.

Mit einer Verlängerung der Laufzeit ihrer Atomreaktoren, so argumentierten die Atombetreiber, sei das leicht zu schaffen. So könne man hohe CO_2-Belastungen vermeiden. Die Meiler könnten als „Brückentechnologie“ ins Zeitalter der regenerativen Energien dienen und gleichzeitig über eine Umlage die notwendigen Milliarden für den Umbau des Stromsystems erwirtschaften.

Merkel willigte ein. Die Stromkonzerne erhielten die Erlaubnis, ihre Kraftwerke durchschnittlich zwölf Jahre länger zu betreiben. Doch die Katastrophe von Fukushima änderte alles. Die Kanzlerin, die man auf seiner Seite zu haben glaubte, schwenkte um. Sie ließ acht alte und anfällige Meiler stilllegen. Die übrigen neun sollen spätestens im Jahr 2023 keinen Strom mehr in die deutschen Netze einspeisen.

Die Konsequenz, mit der Merkel und später auch Gabriel die Energiewende vorantrieben, erwischte die Versorger kalt. Ihr Abstieg begann.

Der Niedergang

In der 13. Etage des gläsernen RWE-Turms in Essen hat sich Peter Terium seine eigene kleine Traumwelt gebastelt. Der RWE-Chef ließ alle Wände herausreißen. Statt Bürostühlen gibt es treppenförmig angeordnete Sitzflächen mit roten, blauen und gelben Kissen. In den Nischen liegen Sitzsäcke. Gearbeitet wird gemeinsam an langen Tischen, umgeben von einer Art Barhockern. Wer Ruhe braucht, kann sich in verglaste, schallgedämmte Einzelkabinen zurückziehen.

Terium ist stolz auf seine bunte Etage. Viele Besucher werden hierher geführt. Seht her, will der RWE-Chef damit sagen, so sieht die neue RWE aus. Ein modernes Unternehmen, cool wie Google oder Apple, in dem in Zukunft Milliarden verdient werden sollen.

So stellt sich der RWE-Chef das vor. Erleben wird er es kaum. Die Realität sieht anders aus: bedrohlich, düster und existenzgefährdend.

Die Umsätze und Margen des einstigen Börsenstars sinken seit 2012. Sämtliche Spar- und Sanierungsprogramme greifen zu kurz. Allein in den vergangenen drei Jahren musste RWE-Chef Peter Terium rund elf Milliarden Euro auf Anlagen und Kraftwerke abschreiben. Seit Anfang des Jahres verlor RWE fast 60 Prozent seines Börsenwertes. Selbst ein Abstieg aus dem Dax scheint nicht mehr ausgeschlossen.

Den drei anderen großen Stromversorgern, E.on, EnBW und Vattenfall, geht es kaum besser. Aus den einstigen Schwergewichten der deutschen Wirtschaft sind Problemfälle geworden. Ihre Gas-, Kohle- und noch aktiven Atomkraftwerke werden zur Stromproduktion zunehmend weniger gebraucht. Sie verursachen Kosten, die durch die Einnahmen teilweise nicht mehr gedeckt werden, weil der Strompreis durch das Überangebot an Ökostrom drastisch gefallen ist. Trotzdem dürfen die Konzerne viele Kraftwerke nicht endgültig abwickeln, denn sie werden als Notreserve gebraucht, wenn der Wind nicht genügend bläst oder die Sonne nicht scheint.

Damit sitzen die Energieversorger in der Klemme: Die alten Geschäftsfelder brechen in atemberaubender Geschwindigkeit weg. Neue sind kaum in Sicht. Und all das geschieht ausgerechnet in einer Phase, in der die größten Herausforderungen noch vor den Konzernen liegen: der Abriss der Atommeiler und die Lagerung der nuklearen Abfälle.

In Stade hat der Rückbau schon 2005 begonnen, das Kraftwerk wurde 2003 aus wirtschaftlichen Gründen stillgelegt. Nur noch 52 E.on-Mitarbeiter sind in der Industrieruine beschäftigt.

Seit knapp zwei Jahren überwacht der Kerntechnikingenieur Michael Klein die Demontage des einstigen Druckwasserreaktors. In der Leitwarte, von wo aus der Reaktor einst gesteuert wurde, stehen alle Zeiger auf null. Über der Leistungsanzeige hängt ein Trauerflor. Mitarbeiter haben ihn aufgehängt, als die Anlage stillgelegt wurde.

Die Brennelemente sind längst weggeschafft, sämtliche technischen Anlagen aus dem Reaktor entfernt. 320 000 Tonnen



Beton müssen nun bewegt werden, circa 5000 Tonnen davon sind kontaminiert.

In dem riesigen Ei aus Stahlbeton stehen nur noch meterhohe, meterdicke Betonmauern, voll eingerüstet, weil jeder Quadratmeter gekennzeichnet und gemessen werden muss. Sie sehen aus wie Nachkriegstrümmer, durchlöchert wie ein Sieb. 200 000 Dübel haben hier einst die Verkleidungen der Anlagen gehalten. Jeder einzelne von ihnen musste herausgebohrt, jedes Loch auf Radioaktivität getestet werden.

Gewaltige Diamantseilsägen schneiden die Mauern Stück für Stück in Scheiben. Dann wird der Beton in zwei Zentimeter kleine Stücke geschreddert und, je nachdem, ob er strahlt oder nicht, in Spezialbehälter verpackt.

Immer wieder stoßen Klein und seine Kollegen auf unvorhergesehene Probleme. Das schlimmste bisher war die Entdeckung, dass der Betonsockel, auf dem alles steht, durch Lecks im Primärwasserkreislauf leicht kontaminiert wurde. Allein das verzögert den Rückbau um drei bis vier Jahre. „Beim Bau hat keiner an den Abbau gedacht“, sagt Klein.

Über all dem aber schwebt noch eine ganz andere, viel elementarere Frage: wohin mit den Resten? Wohin mit dem Abfall, den keiner haben will?

Geplant war, die schwach- und mittelstark strahlenden Reste im Endlager Schacht Konrad nahe Salzgitter zu beerdigen. Das einstige Eisenerzbergwerk sollte 2013 in Betrieb gehen, doch die Eröffnung wurde wegen Einsprüchen, Klagen, Protesten, mangelnden politischen Willens und genereller Zweifel an der Eignung immer wieder verschoben, zuletzt ins Jahr 2023. So lange muss Klein seinen Müll in einer weißen Leichtbauhalle außerhalb der Anlage aufbewahren.

Er ist nicht der Einzige. Fast jedes Kernkraftwerk hat mittlerweile ein eigenes Zwischenlager. Sie sind Mahnmale des Versagens: 60 Jahre nach Beginn der friedlichen Nutzung der Kernenergie gibt es in Deutschland kein genehmigtes, funktionierendes Endlager für radioaktive Abfälle.

Die Entsorgungs-Sorge

Der Streit um das mögliche Endlager enthält all die Komponenten, die das Drama um Aufstieg und Fall der Atomkraft so absurd machen, die einen zweifeln lassen – am Verantwortungsbewusstsein der Konzerne und der verschiedenen Bundesregierungen. Zu offensichtlich ist der Entscheidungsunwille aller Beteiligten, aber auch ihr sorgloser Umgang mit hochgefährlichen Materialien.

Begleitet von massiven Protesten der Bevölkerung, begann 1979 die Erkundung des Gorleben-Salzstocks. Gutachten wurden geschrieben und offenbar manipuliert, Untersuchungen in Auftrag gegeben und



Rückbau des Kernkraftwerks Stade: „Beim Bau hat keiner an den Abbau gedacht“

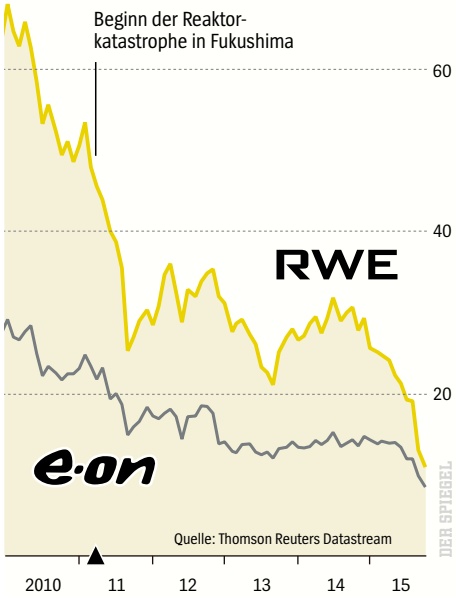
nie fertiggestellt. Im Jahr 2000 stoppte die rot-grüne Regierung die Erkundung für zehn Jahre, zur Klärung „konzeptioneller und sicherheitstechnischer Fragen“. 2010 wurde bekannt, dass die Vorauswahl für Gorleben als Endlagerstätte wissenschaftlich nie abgesichert, sondern eine Basta-Entscheidung des damaligen niedersächsischen Ministerpräsidenten Ernst Albrecht gewesen war. Im gleichen Jahr wurden Gaseinschlüsse entdeckt.

Im Juli 2013 wurde die Erkundung vorerst ganz beendet. Sämtliche Transporte der bis zu 400 Grad heißen Brennelemente in das ebenfalls dort bestehende Zwischenlager sind seitdem verboten.

36 Jahre nach Beginn der Gorleben-Erkundung steht die Endlagersuche wieder

Kurze Halbwertszeit

Aktienkurs, in Euro



am Anfang. Für die AKW-Betreiber ist das ein Horror. Laut Gesetz müssen sie den Großteil der Kosten für ein Endlager bezahlen – bislang hat allein die Erkundung von Gorleben mehr als 1,6 Milliarden Euro gekostet. Die Verantwortung für Suche, Bau und Errichtung aber liegt beim Bund. „Wir werden vielleicht noch Jahre oder Jahrzehnte suchen, viele weitere Millionen ausgeben und schließlich doch keine Entscheidung treffen, weil sich niemand traut, die politische Entscheidung in der betroffenen Region durchzusetzen“, fürchtet ein hochrangiger Atommanager.

Die Betreiber fühlen sich durch die Zwischenlager schon heute stark belastet. Seit rund zehn Jahren müssen sie ihre ausgebrannten Brennelemente auf ihren Geländen lagern, da sie nicht mehr nach Gorleben transportiert werden dürfen.

Nun kommen auch noch 26 Castoren aus dem Ausland dazu. Die entsprechenden Brennelemente wurden bereits vor Jahren zur Wiederaufarbeitung nach Frankreich und England gebracht. Der dabei angefallene radioaktive Müll muss laut Vertrag zurückgenommen werden. Nach derzeitiger Planung könnten die Castoren in das Kernkraftwerk Isar bei München, nach Brokdorf oder Philippsburg und nach Biblis transportiert werden.

Das bedeutet: Die Zwischenlager müssen teilweise aufgerüstet und umgebaut werden. In Biblis lässt der Betreiber RWE derzeit aus Sicherheitsgründen um das bestehende Zwischenlager herum meterdicke Betonmauern errichten. Sicherheitsschleusen mit Stahltüren, von denen jeder Flügel 17 Tonnen wiegt, sollen die hier gelagerten hoch radioaktiven Brennelemente vor terroristischen Angriffen, ferngelenkten Drohnen oder Flugzeugeinschlägen schützen.

Ein Wahnsinn: Es wird nicht der Rückbau hin zur grünen Wiese vorangetrieben,

FOTO: CARMEN JASPERSEN / DPA

stattdessen entstehen neue Monsterbauten und neue Kosten.

Wer am Ende zahlt

Wer wie viel wovon bezahlt, ob die Haftung endlos währt oder ob der Steuerzahler letztlich für die atomaren Altlasten zahlen muss, darum wird schon seit geraumer Zeit hinter verschlossenen Türen heftig gerungen.

Bereits vor einem Jahr trat der ehemalige Wirtschaftsminister und spätere Chef des Kohlekonzerns RAG, Werner Müller, als eine Art Emissär der Konzerne mit einem Vorschlag an Gabriel und Kanzleramtsminister Peter Altmaier heran. Sein Angebot: Die vier Atomkonzerne übergeben ihre gesamten Rückstellungen von knapp 40 Milliarden Euro, all ihre Atomanlagen und als Zugabe noch andere werthaltige Unternehmensteile an eine Stiftung unter Aufsicht des Bundes – und wären damit aus der Haftung entlassen. Im Gegenzug würden die Unternehmen ihre Klagen gegen die Bundesrepublik Deutschland zurückziehen.

Dabei geht es um Forderungen in Höhe von knapp 20 Milliarden Euro. Diese Summe hatten die Unternehmen in mehr als einem Dutzend Klagen als Schadensersatz für den aus ihrer Sicht atom- und eigentumsrechtlich fragwürdigen Atomausstieg geltend gemacht.

Die Reaktion auf den von Müller, RWE-Managern und Gewerkschaftern gemeinsam ausgeklügelten Vorschlag fiel zunächst verhalten aus. Altmaier signalisierte „Interesse“, Sigmar Gabriel erklärte, dass man eine gemeinsame Lösung mit den Energieversorgern anstrebe.

Konkreten Gesprächen oder gar Verhandlungen wichen die Politiker allerdings aus. Briefe Müllers an das Wirtschaftsministerium blieben unbeantwortet.

Als der geheime Plan dann im Mai vergangenen Jahres im SPIEGEL veröffentlicht wurde, war die öffentliche Empörung groß. Die Atomkonzerne wollten sich aus der Verantwortung stehlen, so der Tenor. In Berlin fielen zunächst alle Türen für die Stromversorger zu. Gemeinsam arbeiten das Wirtschafts- und das Umweltministerium seitdem an einer eigenen Lösung.

Die aber dürfte den Energiekonzernen nicht gefallen. Denn die beiden Staatssekretäre Rainer Baake (Wirtschaft) und Jochen Flasbarth (Umwelt) wollen die AKW-Betreiber auf gar keinen Fall aus der Haftung entlassen. Sie wollen sie im Gegenteil zwingen, einen großen Anteil ihrer 39-Milliarden-Euro-Rückstellungen in einen Fonds einzuzahlen, um die „langfristigen Verpflichtungen der Entsorgung“ abzudecken. Eine Mithaftung des Staates wäre gesellschaftlich gar nicht zu vermitteln angesichts von Unternehmen, die seit den Fünfzigerjahren geschätzt über 165 Milliarden Euro Subventionen vom Staat erhalten und in den letzten 15 Jahren über 90 Milliarden Euro an Gewinnen eingefahren haben.

Für Werner Müller ist das keine annehmbare Lösung. Er wirbt weiter für seine Stiftungsidee. „Die Politik kann warten, bis die Atomkraftwerksbetreiber in die Insolvenz gehen. Oder aber sie ist vorausschauend zu einer Mithaftung bereit, solange die Betreiber noch nicht insolvent sind“, sagt er. Sein Modell, findet er, hätte Vorteile für beide Parteien: Den Unternehmen böte es die Chance eines Neuanfangs ohne die Last einer ewigen Haftung und die Furcht, von der Politik über weitere Jahrzehnte in immer neue, milliardenschwere Endlagererkundungen getrieben zu werden. Für die Politik läge der Vorteil darin, das Atomzeitalter kontrolliert und ohne das Risiko teurer Klagen beenden zu können. Welchen Vorteil eine Stiftung für die Bürger, die Steuerzahler, hätte, bleibt vorerst offen.

Als Erfolgsmodell führt Müller die von ihm geführte RAG-Stiftung in Essen an. Mit deren Geld sollen die durch den Bergbau entstandenen Ewigkeitslasten – soziale Verpflichtungen und Umweltschäden – bezahlt werden. Werte von sieben Milliarden Euro hat die Ruhrkohle AG vor acht Jahren dort eingebracht, zwischenzeitlich war das Vermögen der Stiftung auf bis zu 16 Milliarden Euro angewachsen. Wenn das mal kein Vorbild ist?

Da lacht Jürgen Trittin. „Ja, ja, mein Freund Werner Müller“, sagt er und klingt,



als redete er über ein besonders ausgebuffte Schlitzohr. Dessen Modell funktioniere doch nur, weil die RAG eine äußerst lukrative Firma mit ins Stiftungsvermögen eingebracht habe, das Chemieunternehmen Evonik. Die Atomkonzerne aber hätten wegen ihrer Misswirtschaft keine vergleichbare Cashcow im Portfolio.

Trittins Mitleid mit den wankenden Riesen hält sich in Grenzen. Vor 15 Jahren, als er den ersten Atomausstieg verhandelte, bot er ihnen schon einmal einen Fonds für die Rückstellungen an. Die Unternehmen, damals noch reich und fett, lehnten ab. Sie wollten das Geld lieber in ihrer eigenen Bilanz verbuchen.

Es ist Trittin, der nach Informationen der „Wirtschaftswoche“ die von der Regierung geplante Atomkommission leiten soll. Sie soll Vorschläge erarbeiten, wie die Atomrückstellungen der Konzerne gesichert werden können. Er selbst will sich an Spekulationen zur Kommission nicht beteiligen, weder zu seiner Mitarbeit noch zu anderen Mitgliedern. Auch zu der von ihm präferierten Lösung dieser Aufgabe schweigt er sich aus.

Angesichts der maroden Lage der Energieunternehmen wird es wohl oder übel auf einen Kompromiss hinauslaufen. Immerhin hat Kanzlerin Merkel mit Trittins Berufung sichergestellt, dass es den Unternehmen nicht leicht gemacht wird.

Damit ist aber auch klar: Allen gegenteiligen Beteuerungen und auch allen bisherigen gesetzlichen Verpflichtungen zum Trotz wird es am Ende die Allgemeinheit sein, die einen Teil der Kosten für den Atomausstieg tragen muss.

Doch auf die Bürger wird noch mehr zukommen. Es geht nicht nur ums Geld. Es geht jetzt darum, wo der strahlende Abfall des Atomirrsinns am Ende versenkt wird.



Vielleicht wieder in Gorleben? Ende August sind acht Lehrer zur Fortbildung ins Gorleben-Archiv in Lüchow gekommen. Sie sitzen inmitten von Akten, Agitationsplakaten und Demonstrationsdevotionalien: eine Kohl-Maske aus Plastik, ein Megafon, Funkgeräte, ein Mobiltelefon der ersten Generation, so groß wie eine Schuhschachtel. Daneben liegt die „Gorleben Rundschau“, Auflage: 5000 Exemplare.

Es sind Erinnerungen an alte Zeiten. Als der Feind noch klar war und das Ziel auch. Als das große, gelbe X, das bis heute an vielen Hauswänden und Autos in der Region prangt, den Kampf gegen die Nutzung der Atomkraft symbolisierte, für den man mühelos Unterstützer und Mitstreiter gewinnen konnte.

Jetzt ist es schwieriger geworden, jetzt geht es um die Details des Atomausstiegs. Darum, dass Gorleben nicht wieder zum Favoriten für ein Endlager wird, bloß weil Zeit und Geld knapp werden.

Die Lehrer diskutieren mit Wolfgang Ehmke, dem Sprecher der Bürgerinitiative Lüchow-Dannenberg, wie man Schüler weiter für das Thema begeistern kann. Sie beschließen, die Arbeit der Endlagersuchkommission zum Unterrichtsthema zu machen, Gorleben-Veteranen einzuladen, an den traditionellen Sonntagsspaziergängen rund um den Erkundungssalzstock teilzunehmen.

Früher, als die Castor-Transporte noch rollten, besetzten Schüler ihre Turnhallen, damit die Bereitschaftspolizisten nicht untergebracht werden konnten. „Jetzt, wo die Transporte gestoppt sind, müssen wir dagegen anarbeiten, dass die Menschen eingelullt werden“, sagt Ehmke.

Gorleben ist überall.

Auch, wenn es um die Verweigerung der Bevölkerung geht, das tödliche Erbe der Atomenergie zu beherbergen.

Egal, wie sicher ein Bergwerk irgendwann einmal sein mag: Die Anrainer werden auf die Barrikaden gehen. Keiner will den Preis für den billigen Strom zahlen. Irgendwann aber wird sich die Regierung entscheiden müssen, früher oder später wird es einen Ort erwischen.

„Ohne Zustimmung der Bevölkerung ist ein Endlager nicht durchsetzbar“, sagte die Grünen-Abgeordnete Sylvia Kotting-Uhl vorletzte Woche während der Sitzung der Endlagersuchkommission. „Mit Polizeiknüppeln ist das nicht zu machen.“

Deshalb müssen sich am Ende nicht nur die Energieriesen und die Politiker bewegen. Auch die Bürger müssen umdenken, um dem Albtraum der Atomära ein Ende zu setzen. Frank Dohmen, Michaela Schießl

Animation: Wohin mit dem Atommüll?

spiegel.de/sp422015atom
oder in der App DER SPIEGEL

Kommentar

Geht nicht gibt's nicht

Die Internetkonzerne müssen Standards entwickeln, die europäischem Recht entsprechen.

Wer immer sich für dieses Abkommen einst den Namen „sicherer Hafen" ausdachte, war ein Meister des politischen Marketing. Safe Harbor, das klingt nach einem Schutzraum, nach einem vertrauenserweckenden Ort, an dem man gern Zuflucht sucht.

Die Europäische Kommission hatte mit dem US-Handelsministerium im Jahr 2000 unter diesem hübschen Label ein paar Spielregeln für den Datenschutz vereinbart, auf die sich neben Google, Apple, Amazon und Facebook Tausende weitere Unternehmen gern einließen. Die Vorschriften waren so lax, dass man sie in den USA als „Goldstandard im Datenschutz" feierte.

Und Gold wert waren sie, jedenfalls für die beteiligten Unternehmen. Safe Harbor bot ihnen letztlich den Freibrief, 15 Jahre lang weithin unbehelligt die persönlichen Daten europäischer Bürger in ihre Datenzentren zu transferieren und höchst erfolgreich zu Geld zu machen. Eine Kontrolle durch EU-Behörden war nicht vorgesehen. Stattdessen räumte die Kommission der US-Seite sogar ausdrücklich das Recht ein, auf die Daten europäischer Bürger zuzugreifen, sollten „nationale Sicherheit" oder „öffentliches Interesse" dies erfordern.

Am Dienstag fand der Europäische Gerichtshof dafür erfreulich klare Worte: Dieser Deal sei „ungültig" und rechtswidrig, urteilte er.

Dass sich hinter dem Versprechen eines „sicheren Datenhafens" ein Etikettenschwindel verbirgt, war seit Jahren jedem bekannt, der es wissen wollte. Bereits 2008 hatten Experten nachgewiesen, dass viele der damals teilnehmenden Unternehmen nicht einmal die Mindestanforderungen von Safe Harbor erfüllten und das System „signifikante Risiken für die Verbraucher" mit sich bringe. Und spätestens als Edward Snowden vom Juni 2013 an die Datengier der NSA enthüllte, hätte allen in Brüssel klar werden müssen, dass sich Apple-Kunden und Facebook-Nutzer statt im sicheren Hafen ungeschützt auf hoher See befänden – und schnelle Abhilfe vonnöten wäre.

Das Urteil des EuGH ist eine scharfe Rüge für alle politisch Verantwortlichen, es weist auf eine massive fortgesetzte Pflichtverletzung hin.

Die Kommission fand nicht die Kraft, ihren Fehler zu korrigieren, selbst dann nicht, als das Europäische Parlament sie 2014 dazu aufforderte, Safe Harbor auszusetzen. Sie begann mit Nachverhandlungen, geheim und halbherzig, wie immer, wenn es um eines der vielen Datenabkommen mit den USA geht. Es ist deshalb heuchlerisch, wenn Kommissionsmitglieder nun das Urteil loben, als hätten sie die Klage selbst eingereicht. Dasselbe gilt für Bundesminister, die nun ebenfalls eilig applaudieren. Niemand von ihnen hatte bislang den Mumm, aus den NSA-Enthüllungen ernsthafte Konsequenzen zu ziehen.

Tatsächlich ist das Urteil eine scharfe Rüge für alle politisch Verantwortlichen, es weist auf eine massive fortgesetzte Pflichtverletzung hin. Die EU-Kommission muss sich vorwerfen lassen, die wirtschaftlichen Interessen amerikanischer Konzerne höher bewertet zu haben als die Grundrechte europäischer Bürger. Das war ein Versagen, ein Sündenfall.



Facebook-Rechenzentrum in Schweden

Wie es dazu kommen konnte? Niemand musste mit ernsthafter Gegenwehr rechnen. Bei den Wählern stößt das Thema eher auf Desinteresse, selbst auf dem Höhepunkt des NSA-Skandals blieb die öffentliche Empörung überschaubar. Entsprechend schwach ist die Datenschutzlobby, so etwas wie eine digitale Bürgerrechtsbewegung gibt es allenfalls in Ansätzen. Umgekehrt sitzen die EU-Vertreter bei Verhandlungen mit den USA einer Allianz aus Wirtschaftslobbyisten und Abgesandten der Regierung gegenüber. Warum sich also anlegen mit dieser gefühlten Übermacht?

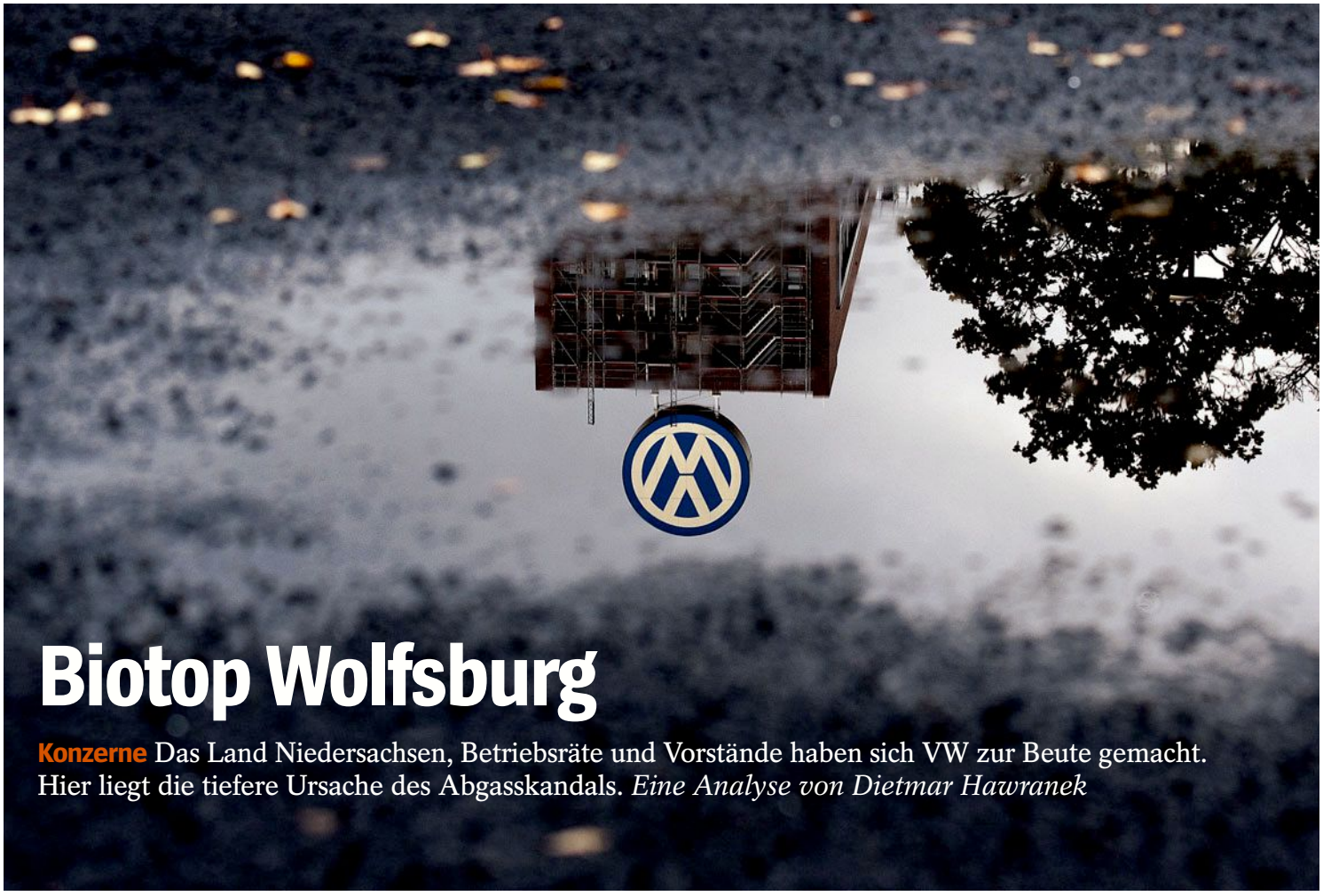
Der EuGH hat die Leerstelle in Sachen digitaler Bürgerrechte erkannt. Voriges Jahr hatten die Richter bereits die Vorratsdatenspeicherung verworfen und entschieden, Nutzern von Suchmaschinen ein Recht auf Vergessenwerden einzuräumen. Das Urteil allein aber wird die Daten nicht sicherer machen. Es kommt nun darauf an, wie die politisch Verantwortlichen, die europäischen Datenschützer und die US-Unternehmen seinen Geist umsetzen. Weiter so ist keine Option, die Richter haben dankenswerterweise deutliche Vorgaben gemacht und angekündigt, die Ergebnisse der neuen Verhandlungen genau im Auge zu behalten.

Der Richterspruch sorgt nun natürlich für Aufregung, auch in den USA. Die Handelsministerin klagt über „Unsicherheit für Firmen und Verbraucher" und sieht die transatlantische Digitalwirtschaft in Gefahr. Was für ein Unsinn. Geht nicht gibt's nicht ist das Mantra des Silicon Valley. Wer an selbstfahrenden Autos und anderen zukunftsweisenden Techniken arbeitet, wird in der Lage sein, Standards zu entwickeln, die europäischem Recht entsprechen. Schwieriger wird es werden, den Zugriff auf die Daten durch die US-Regierung und deren Geheimdienste zuverlässig einzuschränken.

Genau das verlangen die Richter, und eigentlich ist das eine Selbstverständlichkeit: Jeder hat das Recht auf den Schutz seiner Daten und Achtung des Privatlebens, heißt es in der EU-Grundrechtecharta. Sie wurde im Jahr 2000 proklamiert – dem Jahr, in welchem auch das Safe-Harbor-Abkommen vereinbart wurde.

Marcel Rosenbach

FOTO: JONATHAN NACKSTRAND / AFP



Biotop Wolfsburg

Konzerne Das Land Niedersachsen, Betriebsräte und Vorstände haben sich VW zur Beute gemacht. Hier liegt die tiefere Ursache des Abgasskandals. *Eine Analyse von Dietmar Hawranek*

Im Jahr 2025, so ungefähr, wird der VW-Konzern von einem großen Skandal erschüttert werden. Davon sollte man ausgehen. Denn es gibt in Wolfsburg so etwas wie ein Naturgesetz der Affären. Alle zehn Jahre, grob gerechnet, ist es so weit.

1993 war es der Fall López. Der von General Motors abgeworbene Manager José Ignacio López hatte geheime Unterlagen seines früheren Arbeitgebers nach Wolfsburg mitgenommen. 2005 gab es die Rotlichtaffäre. Volkswagen hatte seine Betriebsräte mit Luxusreisen und Prostituierten verwöhnt. Und 2015 nun der Abgasbetrug. Der Automobilhersteller hat jahrelang gegen Gesetze in den USA und Europa verstoßen.

Die Fälle sind unterschiedlich. Es geht um Industriespionage, käufliche Betriebsräte und Umweltsauereien. Aber es geht immer um Volkswagen. Diese drei Skandale sind mit VW verbunden wie Wolfsburg, der Käfer und der Golf. Ähnliche Vorkommnisse sind, in dieser Häufung, in anderen Unternehmen unvorstellbar. Es ist etwas grundlegend faul im Volkswagen-Konzern.

Üblicherweise prallen in Unternehmen unterschiedliche Interessen aufeinander: Aktionäre fordern eine hohe Dividende, Betriebsräte kämpfen um die Arbeitsplätze, und Manager wollen, dass das Unternehmen viel investiert und wächst. In der Regel kann keine Seite ihre Interessen auf Kosten der anderen durchsetzen. Im Volkswagen-Konzern aber ist diese Machtbalance verschoben.

Ein wichtiger Aktionär, das Land Niedersachsen, vertritt die gleichen Interessen wie die Betriebsräte. Es will möglichst viele Arbeitsplätze. Ein Vorstand, der Kosten senken und Jobs streichen will, hat keine Chancen. Niedersachsen und die Arbeitnehmervertreter besetzen 12 der 20 Plätze im Aufsichtsrat. Also ist das Management gefordert, trotz dieser Beschränkungen nach Wegen zu suchen, um mit der Konkurrenz mitzuhalten.

Niemand zwingt die Führungsmannschaft von Volkswagen, dabei illegale Mittel einzusetzen: bei Dieselmotoren mit Hilfe verbotener Software die Abgasreinigung zu sparen, im Fall López Firmengeheimnisse der Konkurrenz auszuspionieren oder die Betriebsräte mit Bordellbesuchen zu bestechen. Aber die Verlockung, auf die speziellen Wolfsburger Verhältnisse so zu reagieren, ist offenbar groß. Es ist deshalb kein Zufall, dass diese drei Skandale im Biotop Volkswagen zu ihrer vollen Größe heranwachsen konnten.

Wie dieses Zusammenspiel zwischen Politik, Betriebsräten und VW-Management läuft, lässt sich seit vielen Jahren beobachten. Die Ministerpräsidenten des Landes Niedersachsen, gleich, ob von der SPD oder der CDU, fordern vom Volkswagen-Konzern, er solle nach Möglichkeit in strukturschwachen Regionen investieren. Als beispielsweise der Karosseriebauer Karmann in die Insolvenz ging, drängte der damalige Ministerpräsident Christian Wulff (CDU) den VW-Vorstand, Teile der Produktion und Entwicklung in Osnabrück zu übernehmen. Volkswagen brauchte zu dieser Zeit vieles, aber keine zusätzliche Fabrik in Deutschland. Doch der Ministerpräsident saß im Präsidium des VW-Aufsichtsrats und bestimmte über die Vertragsverlängerung und das Gehalt der Vorstände mit. Der damalige VW-Chef Martin Winterkorn erfüllte ihm den Wunsch.

Solche Entscheidungen sind nicht das Ergebnis einer Erpressung, Vorstandsvertrag gegen Arbeitsplätze. Das ist nicht nötig. Man kennt sich, man weiß um die Interessen des anderen. Da muss das Offensichtliche nicht ausgesprochen werden.

Ähnlich läuft es zwischen Betriebsräten und Vorständen. Arbeitnehmervertreter sorgen dafür, dass Volkswagen in Deutschland mehr Menschen beschäftigt, als bei effizienter Produktion nötig wären, und dass der Haustarif ihnen höhere Einkommen garantiert, als die Beschäftigten bei Wettbewerbern erhalten. Das ist die Aufgabe von Gewerkschaftern. Aber sie müssen sich fragen lassen, welchen Preis sie dafür zahlen.

Natürlich verspricht kein Betriebsrat dem Vorstand, er könne ein paar Milliarden mit der Entwicklung eines Bugatti und

eines VW Phaeton versenken, sofern er die Arbeitsplätze unangetastet lasse. Im Ergebnis aber läuft es darauf hinaus. Und so lange an anderer Stelle, bei den Töchtern Audi und Porsche und im Chinageschäft hohe Gewinne anfallen, kann die Beute Volkswagen den Aderlass verkraften.

So sind sie, die Wolfsburger Verhältnisse. Politik, Management und Betriebsräte haken sich unter. Da segnen SPD-Ministerpräsident Stephan Weil und VW-Betriebsratsboss Bernd Osterloh ein 16-Millionen-Euro-Gehalt für VW-Chef Martin Winterkorn ab. Viele Genossen und Gewerkschafter sind entsetzt. Aber sie kennen sich offenbar nicht aus mit den Gepflogenheiten bei Volkswagen, mit diesem in der deutschen Industrie einzigartigen Interessengeflecht, das mitverantwortlich für die großen Skandale ist.

Beginnen wir 1993, als der VW-Konzern in einer Krise steckte. Er hatte 30 000 Mitarbeiter zu viel an Bord. VW-Chef Ferdinand Piëch konnte Massenentlassungen durch die Einführung der Viertagewoche verhindern. Die Kosten senken sollte vor allem José Ignacio López, den Piëch von General Motors abgeworben hatte. López stand im Ruf, die Preise der Lieferanten gnadenlos zu drücken und den Autohersteller davor zu bewahren, in den eigenen Werken Einschnitte vorzunehmen. Ein Prinzip, das dem Land Niedersachsen und den VW-Betriebsräten entgegenkam.

Doch López brachte geheime Unterlagen seines einstigen Arbeitgebers mit nach Wolfsburg, wie der SPIEGEL (21/1993) enthüllt hatte. In Deutschland und in den USA wurde gegen den VW-Vorstand ermittelt, die US-Justiz erhob später Anklage. Volkswagen musste 100 Millionen Dollar an GM zahlen, um den Konflikt beizulegen, der zeitweise die deutsch-amerikanischen Beziehungen belastet hatte.

In Wolfsburg ging es anschließend weiter wie gehabt, mit einem Unterschied: Das Management pflegte die Beziehungen zum Betriebsrat noch intensiver. Der Konzern bezahlte Arbeitnehmervertretern Luxusreisen und Prostituierte. Vier Betriebsräte, die im Aufsichtsrat den Vorstand kontrollieren sollten, waren gekauft. Sie konnten keine kritischen Fragen stellen. Sie mussten befürchten, dass ein Vorstand sie sonst fragt, wie es ihnen denn neulich in Lissabon im „Elefante Branco“ gefallen habe. Der „Weiße Elefant“ war ein in Betriebsratskreisen bekanntes Luxusbordell.



VW-Aufsichtsrat Wolfgang Porsche, Partnerin
Man bleibt gern unter sich

Klaus Volkert, der Vorsitzende des VW-Betriebsrats, musste später ins Gefängnis. Personalvorstand Peter Hartz wurde zu zwei Jahren auf Bewährung verurteilt. Man sollte denken, dass bei VW Vergleichbares nie wieder passieren würde. Doch ein Jahr nachdem die Rotlichtaffäre aufgeflogen war, reichte der Zweite Bevollmächtigte der IG Metall Wolfsburg, Frank Patta, eine Spesenabrechnung ein. Er hatte im mexikanischen Puebla eine Table-Dance-Bar besucht und wollte sich die Ausgaben erstatten lassen. Seine Karriere bremste das nicht. Patta wurde später Generalsekretär des VW-Konzernbetriebsrats.

Manager, die sich nicht an die ungeschriebenen Regeln halten, werden dagegen aussortiert, Wolfgang Bernhard beispielsweise. Der Produktionsexperte drohte damit, den Golf nicht mehr in Wolfsburg bauen zu lassen, wenn die Arbeitskosten nicht gesenkt würden. Bernhard konnte durchsetzen, dass Volkswagen-Beschäftigte wieder fünf statt vier Tage in der Woche arbeiten, aber wenig später musste er den Konzern verlassen.

Man bleibt gern unter sich in Wolfsburg. Und das soll auch jetzt nicht geändert werden, nachdem der Abgasbetrug den Konzern in eine existenzbedrohende Krise gestürzt hat.

An diesem Mittwoch wählte der Aufsichtsrat Hans Dieter Pötsch zum neuen Chef des Kontrollgremiums. Doch wie soll Pötsch aufklären, wenn es auch um seine eigene Rolle in dem Skandal geht? Er war bislang Finanzvorstand und muss sich fragen lassen, warum er die Kapitalmärkte nicht informierte, als der VW-Konzern am 3. September den US-Behörden den Betrug eingestand. Ein solcher Mann kann nicht den Vorsitz des VW-Aufsichtsrats übernehmen, sollte man meinen.

Doch das Offensichtliche interessiert wichtige Mitspieler bei VW nicht. Die Familien Porsche und Piëch besitzen 52 Prozent der Stammaktien von VW und haben die Personalie Pötsch durchgedrückt. Sie beschäftigen auch Martin Winterkorn nach dessen Rücktritt als VW-Chef weiter als Vorstandsvorsitzenden der Porsche Automobil Holding. Diese hält die Anteile der Familien am VW-Konzern. Winterkorn ist damit indirekt Chef des neuen VW-Vorsitzenden Matthias Müller.

Das alles geht überhaupt nicht. Der VW-Konzern benötigt im Aufsichtsrat Menschen, die über Erfahrung in anderen Konzernen verfügen und nicht in Wolfsburg sozialisiert wurden. Die Familien Porsche und Piëch aber besetzen Positionen beim Weltkonzern VW, als sei er ein mittelständischer Schraubenhersteller.

Doch es gibt Hoffnung: Dieser Fall ist so groß, dass er den VW-Komplex sprengen könnte. Am Donnerstag stellte die Staatsanwaltschaft Braunschweig bei Razzien in Wolfsburg und anderen VW-Standorten Unterlagen sicher. Schadensersatz für Autokäufer, Aktionäre und VW-Händler plus Strafzahlungen in den USA und anderen Ländern könnten sich auf 30 oder 40 Milliarden Euro addieren. VW-Chef Müller kann keine Rücksichten nehmen.



Ehepaar Piëch, Betriebsrat Osterloh (M.)*
Pflege der Beziehungen

Die Marke Volkswagen wird in diesem Jahr tief in die Verlustzone rutschen. Das geplante Nachfolgemodell für den Phaeton, das Ende 2016 auf den Markt kommen sollte, wird gestrichen, nur eine Version mit Elektroantrieb ist noch in der Diskussion. Einsparungen soll es beim Motorsport und beim Fußball-Sponsoring geben, für die der Konzern insgesamt mehrere Hundert Millionen Euro ausgibt.

All dies aber hat eher Symbolcharakter. Mittelfristig muss der Zwölf-Marken-Konzern wohl zerschlagen werden. Nur mit einem Börsengang der Lastwagenfirmen MAN und Scania und vielleicht auch anderer Marken wie Audi oder Porsche können zweistellige Milliardenbeträge eingenommen werden, die in den nächsten Jahren wahrscheinlich fällig werden.

Der nächste VW-Skandal dürfte dann zumindest eine Nummer kleiner ausfallen. ■



Ministerpräsident Weil
16 Millionen für den VW-Chef

* Bei der Meisterfeier des VfL Wolfsburg am 23. Mai 2009 mit Spieler Grafite (2. v. r.).

FOTOS: JULIAN STRATENSCHULTE / DPA (L.); JOHANNES SIMON/GETTY IMAGES (O. R.); JOCHEN LÜBKE / DPA (M. R.); OLE SPATA / DPA (U. R.)

SPIEGEL TV

SPIEGEL TV MAGAZIN

SONNTAG, 11. 10., 24.00 – 0.45 UHR | RTL

„Dann ist er ihm mit beiden Beinen in den Rücken gesprungen“ – Fußballkrieg in der Kreisliga;



Illegales Autorennen in Hamburg

Mit Vollgas durch die Nacht – Die Raserszene in Hamburg; **Patienten zwangsweise** – Flüchtlinge in TBC-Klinik.

SPIEGEL GESCHICHTE

MITTWOCH, 14. 10., 20.15 – 21.05 UHR | SKY

Ideen, die die Welt veränderten – Geld regiert die Welt

Die Suche nach dem Rezept für Gold schlug bisher immer fehl, führte aber zu unerwarteten Erfolgen: Im 17. Jahrhundert experimentierte ein Mann in Istanbul mit verschiedenen Bronzelegierungen. Dabei schuf er ein Material, das bei der Herstellung von Schlagzeugbecken eingesetzt wird. Die Formel ist ein gut gehütetes Geheimnis. Weitere Themen: die Entwicklung des modernen Filialwesens, die Geschichte des Brettspiels „Monopoly“ und des Revolvers Colt.

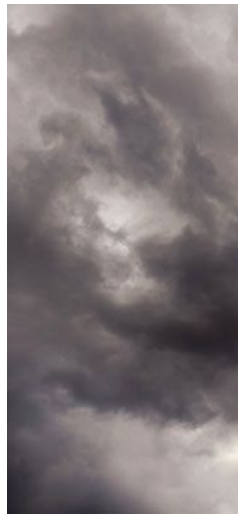
SPIEGEL TV WISSEN

FREITAG, 16. 10., 19.25 – 20.15 UHR | PAY TV
BEI ALLEN FÜHRENDEN KABELNETZBETREIBERN

Essen der Zukunft

Wissenschaftler des Fraunhofer-Instituts beschäftigen sich mit Ernährungsfragen, züchten neue Pflanzen und versuchen, Lebensmittel haltbarer zu machen. SPIEGEL TV hat sich von den Lebensmitteltechnikern zeigen lassen, wie unser Essen möglicherweise zukünftig aussehen wird.





Kultur des Wegtauchens

Deutsche Bank Der neue Chef John Cryan räumt auf. Sein radikales Programm für die Sanierung des Konzerns stellt den Vorgängern ein blamables Zeugnis aus.

Paul Achleitner ist ein höflicher Mensch. Und so erwies er trotz aller Turbulenzen, in denen er als Aufsichtsratschef der Deutschen Bank steckt, am Mittwochabend einem langjährigen Weggefährten aus Allianz-Zeiten bei dessen Abschiedssause die Ehre. Vielleicht verspürte Achleitner ein bisschen Sehnsucht nach den guten alten Zeiten, als er noch Finanzvorstand des erfolgsverwöhnten Versicherungskonzerns war.

Denn am selben Abend, die Party in München war noch nicht zu Ende, verbreitete die Deutsche Bank in Frankfurt eine Schreckensnachricht: Sie werde für das dritte Quartal 6,2 Milliarden Euro Verlust nach Steuern melden – mehr als je zuvor in einem Vierteljahr. Und das in einer Zeit, da fast alle Konkurrenten der Deutschen Bank schon wieder hohe Gewinne feiern.

Zwar fällt der Verlust auch deshalb so hoch aus, weil John Cryan, der neue Chef der Bank, reinen Tisch machen und sich auf diese Weise eine gute Ausgangsbasis schaffen will. Doch er korrigiert damit auch die Erfolgsbilanz von Anshu Jain und Jürgen Fitschen, sogar jene von Josef Ackermann und Rolf-Ernst Breuer. Unter diesen Managern hatte die Deutsche Bank das Investmentbanking und das US-Geschäft seit den Neunzigerjahren massiv ausgebaut. Cryan deckt nun auf, dass diese Strategie längst nicht so viel wert war wie suggeriert.

Ein entscheidender Schritt auf dem Weg zur Investmentbank war 1999 die Übernahme der amerikanischen Bankers Trust für 10 Milliarden Dollar. Jetzt schreibt Cryan insgesamt Firmenwerte um 5,8 Milliarden Euro ab, ein erheblicher Teil davon geht zurück auf Bankers Trust. Ackermann und vor allem Jain hatten den Stellenwert selbst in der Finanzkrise 2008 und danach nicht korrigiert.

In der kurzen Ära Jain ab 2012 häuften sich rund zehn Milliarden Euro an Rechtskosten an, die fast ausschließlich auf die wilden Zeiten des Investmentbanking zurückgingen und die Erfolgsbilanz weiter schmälerten. Cryan legt nun noch einmal 1,2 Milliarden Euro für Rechtsstreitigkeiten beiseite – auch das ein Hinweis darauf, dass er die Vergangenheit konsequenter aufarbeiten will als seine Vorgänger.

„Die Aufstockung dieser Rückstellungen bestätigt unsere Auffassung, dass die Bank bisher nicht ausreichend für Rechtsrisiken vorgesorgt hat“, sagt Klaus Nieding von der Aktionärsvertretung DSW. Die DSW will per Gerichtsbeschluss eine Sonderprüfung zu den Rechtsrisiken der Deutschen Bank durchsetzen.

Cryans Korrekturen stellen seinen Vorgängern kein gutes Zeugnis aus. Auch Achleitner jedoch muss sich die sechs Milliarden Euro Verlust zuschreiben lassen.

Der Chefkontrolleur habe von Anfang an nicht genug Distanz zu Jain aufgebaut und deshalb dessen Kurs nicht rechtzeitig korrigiert, kritisiert ein Deutsch-Banker. Erst als der Druck durch Aufsichtsbehörden und Aktionäre im Juni zu groß wurde, trennte sich Achleitner von Jain und holte Cryan aus dem Aufsichtsrat an die Vorstandsspitze.

Jetzt ist Cryan gegenüber Achleitner in einer starken Position, doch er braucht dessen Zustimmung für seinen Kurs.

Mit der Milliardenabschreibung hat er bei Investoren die Erwartung geweckt, dass ähnlich drastische Konsequenzen in Strategie- und Personalfragen folgen. „Um den Kapitalmarkt zu überzeugen, muss Cryan Ende Oktober einschneidendere Maßnahmen vorlegen als das, was die Bank im April angekündigt hat“, sagt Ingo Speich, Fondsmanager bei Union Invest-

FOTOS: CHRISTIAN HARTMANN / REUTERS (L.); ARNE DEDERT / PICTURE ALLIANCE / DPA (R.)



Sanierer Cryan, Konzernzentrale in Frankfurt am Main
„Organisierte Verantwortungslosigkeit“

ment. Das fängt beim Spitzenpersonal an, setzt sich in der Organisationsstruktur fort und endet bei den Kosten.

Cryan, so heißt es im Umfeld der Bank, wolle rund ein halbes Dutzend Mitglieder des Vorstands und des erweiterten Vorstands (Group Executive Committee, GEC) austauschen – teils, weil sie in der Entstehung und Aufarbeitung der Skandale eine ungute Rolle spielten; teils, weil sie die Bank geschäftlich nicht voranbrachten.

Die Frage ist, ob Achleitner ihn machen lässt. Entschieden wird wohl erst kurz vor der Strategiepräsentation am 29. Oktober.

Die Erwartung der Investoren ist klar: „Die Bank kommt um weitere personelle Veränderungen im Vorstand und im GEC nicht herum“, sagt Speich. „Da ist der Aufsichtsrat in der Pflicht.“ Wer in die Fehltritte der Vergangenheit oder ihre mangelhafte Aufarbeitung involviert war, für den werde es eng. Wen das betreffe, könne man im Bericht der Aufsichtsbehörde BaFin zur Libor-Affäre nachlesen.

In diesem – noch vorläufigen – Bericht werden unter anderem die Vorstände Stephan Leithner, Stefan Krause, Henry Ritchotte und Stuart Lewis kritisiert sowie der Chef der Vermögensverwaltung Michele Faissola. Sie alle haben die Vorwürfe zurückgewiesen. Als gefährdet gilt auch Colin Fan, der Jain-Vertraute ist Kochef des Investmentbanking.

Außerdem dürfte Cryan die Bank von oben nach unten neu organisieren, auch damit würde er den Wünschen der Aufsicht entgegenkommen. „Es darf keine organisierte Verantwortungslosigkeit, keine Kultur des Wegtauchens und Wegredens geben“, sagte kürzlich Frauke Menke, bei der BaFin zuständig für die Deutsche Bank. Fast wortgleich äußerte sich auch Cryan.

Er hält das Komiteewesen in der Deutschen Bank für ein Übel. Es gilt deshalb als wahrscheinlich, dass er das Group Executive Committee abschafft. Der gewichtigste Geschäftsbereich des Konzerns, das Investmentbanking, wurde lange Zeit aus dem GEC heraus geführt, das von der BaFin nicht direkt beaufsichtigt wird. Künftig dürften die Chefs aller Geschäftsbereiche im Vorstand sitzen.

Zur Diskussion steht auch das sogenannte Regional Management. Damit fiele weltweit eine ganze Managementebene weg, die für die Steuerung der Geschäfte in über 70 Ländern zuständig ist und neben den geschäftsverantwortlichen Bankern existiert.

Große Veränderungen soll es im Privatkundengeschäft geben. Die Postbank wird verkauft, deren Firmenwert schrieb Cryan ebenfalls ab, um nicht später beim Verkauf einen Verlust buchen zu müssen. Außerdem will sich die Bank aus China und anderen Märkten verabschieden.

Auch der Rest des Privatkundengeschäfts dürfte in einigen Jahren kaum wiederzuerkennen sein. Mindestens 200 von 750 Filialen wird die Deutsche Bank schließen. Außerdem will sich der Konzern stärker auf wohlhabende Kunden und deren Beratung konzentrieren.

Insofern ist die Berufung von Asoka Wöhrmann zum Kochef des deutschen Privatkundengeschäfts ein Signal. Wöhrmann war bisher Chefanlagestratege der Vermögensverwaltung, es gilt als wahrscheinlich, dass er einen Teil seiner bisherigen Kunden mitbringt. Von der Vermögensverwaltung sollen künftig wohl nur noch die Superreichen betreut werden. Die Bank kommentiert alle diskutierten personellen und strategischen Veränderungen nicht und verweist auf den 29. Oktober.

Welche strategischen Visionen Cryan hat, hält er gut verborgen. In der Öffentlichkeit taucht er bislang nicht auf, intern macht er vor allem eines klar: Mit dem Kostensenken meint er es sehr ernst.

Rund 10 000 Stellen sollen über den Postbank-Verkauf hinaus wegfallen. Auch die Bonustöpfe der Investmentbanker greift der Neue an. „John Cryan signalisiert, dass die Boni der Investmentbanker anders als in der Vergangenheit keine heilige Kuh mehr sind“, sagt Speich. Das sei nur recht und billig, da auch die Aktionäre leiden, Cryan will für dieses Jahr die Dividende kürzen oder gar ganz streichen.

Das alte Management um Jain hat vor allem die Investmentbanker bis zuletzt geschont, der Aufsichtsrat ließ ihn lange gewähren. Die Bezüge der Kontrolleure selbst sind im vergangenen Jahr übrigens gestiegen. Achleitner dürfte nach Berechnungen der Unternehmensberatung Towers Watson mit einer Vergütung von 808 000 Euro zum bestbezahlten Aufsichtsratschef Deutschlands aufsteigen.

Martin Hesse

Ihr Weg ins Auslandsgeschäft beginnt bei Germany Trade & Invest.de

Sie wollen gut informiert ins Auslandsgeschäft? Profitieren Sie von unseren umfassenden Markt- und Branchenberichten aus 125 Ländern – von unseren Wirtschaftsanalysten weltweit vor Ort für Sie recherchiert. Informieren Sie sich über die Märkte der Welt auf **www.gtai.de**

Gefördert durch das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages.

GERMANY
TRADE & INVEST
Globale Märkte. Lokales Wissen.



Steine werfende Palästinenserinnen in Hebron

Kommentar

Handelt! Jetzt!

Der israelische Premier kann die Gewalt stoppen – dazu braucht er Mut.

Kein Tag vergeht ohne einen palästinensischen Angriff auf Israelis. Kein Tag vergeht, ohne dass israelisches Militär gegen Palästinenser vorgeht, oft brutal; mehrere Jugendliche wurden erschossen. Es sind Bilder und Nachrichten, die man kennt. Auch der Rest folgt einem bekannten Muster: Premier Benjamin Netanyahu kündigt drastische Maßnahmen an, lässt die Häuser von Attentätern zerstören, ermöglicht, mehr Verdächtige ohne Anklage im Gefängnis zu halten, schickt mehr Sicherheitskräfte los. Doch etwas ist anders als zuvor: Vielen seiner rechtsnationalen Anhänger und Abgeordneten genügt das nicht. Vor Netanyahus Residenz in Jerusalem haben die Siedler ein Protestlager aufgeschlagen und fordern: mehr Siedlungen und mehr Soldaten. Sogar Minister seiner eigenen Regierung, ja seiner eigenen Partei, bekunden hier ihre Unzufriedenheit – mit ihrem Premier. Die Gefahr ist groß, dass Netanyahu sich von seiner ultrarechten Koalition in die falsche Richtung drängen lässt. Auf palästinensischer Seite bemüht sich Präsident Mahmoud Abbas zwar, mithilfe seiner Sicherheitskräfte die Gewalt einzudämmen, verbal allerdings zündelt auch er. So ist niemand da, der die Gewalt stoppen kann. Und die Palästinenser, verarmt und enttäuscht, haben den Glauben an Friedensverhandlungen verloren, genau wie das Vertrauen in ihren Präsidenten. In den Flüchtlingslagern haben die Hamas und andere Militante die Kontrolle übernom-

FOTO: HAZEM BADER / AFP



men. Netanyahus Festhalten am Status quo führt so zwangsläufig zu einer weiteren Eskalation. Es genügt nicht, dass er den Wünschen der Ultrarechten standhält, bisher zumindest. Er muss jetzt mutige Schritte unternehmen: ernst gemeinte Friedensgespräche und bilaterale Treffen mit Abbas. Netanyahu würde dann womöglich die nächsten Wahlen verlieren. Für sein Land hätte er aber mehr erreicht als je zuvor in seinen insgesamt neun Regierungsjahren. Nicola Abé

FOTOS: BILL SMITH / PICTURE ALLIANCE / DPA (O.); PAULINE BERNARD/ MYOP DIFFUSION

China

„Ein großes Gefängnis“

Der Menschenrechtler **Hu Jia,** 42, hat mehrere Jahre in Haft und unter Hausarrest verbracht; das EU-Parlament zeichnete ihn für sein Engagement 2008 mit dem Sacharow-Preis aus.

SPIEGEL: Die Polizei hat verkündet, Peking sei nun vollständig von Videokameras erfasst und werde „bis in den letzten Winkel“ überwacht. Was bedeutet das?
Hu: Vor zwei Jahren hatte man als Aktivist etwa zehn Minuten Zeit, auf der Straße ein Transparent zu enthüllen und eine Rede zu halten. Jetzt hat man vielleicht drei Minuten. Es ist eine Warnung: Der Große Bruder schaut zu. Auch unsere Unterhaltung wird abgehört.
SPIEGEL: Wie betrifft Sie die totale Überwachung?
Hu: Ich kam unter Mao Zedong zur Welt und habe seither alle chinesischen Führer erlebt. Ich wurde noch nie so vollständig überwacht wie in den vergangenen Jahren. Nach meiner Entlassung aus der Haft 2011 habe ich im Grunde ein kleines gegen ein großes Gefängnis getauscht.
SPIEGEL: Hat das Ihre politische Haltung verändert?



Hu

Hu: Nein. Ich sage weiterhin meine Meinung und setze mich für freie und faire Wahlen ein. Ich fürchte, ich werde dafür wieder verhaftet. Aber ich hoffe, wenn ich herauskomme, lebe ich nicht mehr in diesem großen Gefängnis, sondern in einer demokratischen Gesellschaft.
SPIEGEL: Warum will die Regierung unbedingt alles über ihre Bürger wissen?
Hu: China war, von wenigen Jahren abgesehen, immer ein autokratischer Staat. Und Autokraten fürchten sich vor einem imaginären Feind. Also trichtern sie dem Volk Dinge ein. Früher den Marxismus, heute einen „chinesischen Traum“. Gleichzeitig versuchen sie herauszukriegen, was die Menschen wirklich denken. Es verunsichert sie, dass sie das nicht können – zumindest nicht mit den Mitteln der heutigen Technik. bza

Frankreich

Die Elitestudenten des Front National

Das Lob kam von der Chefin höchstpersönlich, und es verbreitete sich in Windeseile: „Ein Bravo den Studenten“, schrieb Marine Le Pen auf Twitter. Die Vorsitzende des Front National (FN) bedankte sich damit bei fünf jungen Männern. Denn diese haben dafür gesorgt, dass der FN wieder eine eigene „Association“ stellt, eine Art Studentenklub – und zwar ausgerechnet am Elite-Institut für Politische Studien, kurz Sciences Po. Noch vor wenigen Jahren wäre dort solch ein Frontisten-Verein undenkbar gewesen. Zu groß waren die Berührungsängste des bürgerlichen Establishments, dessen Nachwuchs hier Vorlesungen und Seminare besucht, mit der Rechtsaußenbewegung der Familie Le Pen. In der illustren Rue Saint-Guillaume haben schließlich auch fünf Staatspräsidenten studiert. 13 000 Studenten stimmten über die Zulassung ab; der FN hatte die benötigten Stimmen schneller beisammen als die Sozialisten. Aymeric Merlaud, der künftige Vorsitzende des Vereins, sieht darin „eine Normalisierung im Umgang mit unserer Partei“. Es ist jedenfalls ein Zeichen dafür, dass der FN dabei ist, alle sozialen Milieus zu durchdringen, und dass er sich als große politische Kraft im Land bereits fest etabliert hat. hey



Front-National-Anhänger in Paris

Ein tödlicher Irrtum

Afghanistan Der Luftschlag auf das Krankenhaus in Kunduz zeigt: Amerika führt einen kaum noch beherrschbaren Krieg – und kann sich dabei nicht auf die afghanische Armee verlassen.





Brennendes Krankenhaus, Verwundete und Helfer nach der Attacke: „Das war ein Angriff auf die Genfer Konventionen“

Am frühen Morgen des 3. Oktober, kurz bevor um 2.08 Uhr das erste Geschoss das Krankenhaus von Kunduz in eine Feuerhölle verwandeln wird, wälzt sich der Student Wahidullah Adeeb auf Station II in seinem Bett. Der 21-Jährige hat eine frisch operierte Verletzung am Unterschenkel, eine Schrapnellkugel hat ihn getroffen, als er vor den Kämpfen in Kunduz fliehen wollte. Aber an Schlaf ist nicht zu denken. Draußen hämmern die Salven von Maschinengewehren, Mörsergranaten explodieren.

Das Krankenhaus wird von Ärzte ohne Grenzen betrieben, Médecins Sans Frontières, kurz MSF. Es liegt im Zentrum der Stadt, in dieser Nacht wird das Gebiet vorübergehend von den Taliban kontrolliert. Am 28. September haben die Radikalislamisten die Provinzhauptstadt im Norden Afghanistans eingenommen, die bis vor zwei Jahren ein Mittelpunkt des deutschen Bundeswehreinsatzes war. Es ist das erste Mal seit 2001, dass sie eine ganze Stadt erobern; ein Schock für die Regierung in Kabul und eine Blamage für die afghanische Armee, für die Bundeswehr, vor allem für die Amerikaner, die sich verpflichtet haben, die Afghanen weiterhin zu schützen.

Seit Ende September versucht die afghanische Armee, Kunduz zurückzuerobern. Doch das ist nicht einfach, obwohl die Taliban mit ihren rund tausend Kämpfern zahlenmäßig weit unterlegen sind. Nach anfänglichen Erfolgen geraten die Sicherheitskräfte unter Druck, die Taliban können ihre Stellung halten. Sie zwingen Hunderte junge Männer aus den Dörfern, sich ihnen anzuschließen, damit gleichen sie ihre Verluste aus. Sie erobern Checkpoints, verschanzen sich in Wohnhäusern der Innenstadt. Frauen werden vergewaltigt und Dutzende Kritiker, Beamte sowie lokale Mitarbeiter ausländischer Organisationen getötet.

Das also ist die Lage in Kunduz in diesen ersten Oktobertagen: eine Stadt im Bürgerkrieg, unübersichtlich und außer Kontrolle. Die afghanischen Sicherheitskräfte: zum größten Teil geflohen und geschwächt. Die Regierung in Kabul: peinlich berührt angesichts der Niederlage. Was sie alle brauchen: einen schnellen Sieg.

Die Kämpfe sind brutal, beide Seiten feuern aufeinander, ohne Rücksicht auf Zivilisten, und so werden immer mehr Verletzte in das Krankenhaus von Ärzte ohne Grenzen gebracht, das beste seiner Art in ganz Nordafghanistan: 92 Betten, Operationssaal, Intensivstation, Traumabehandlung, 22 000 Patienten im vergangenen Jahr. Ein weißer, lang gestreckter Flachbau, umgeben von einer Mauer. Allein seit Beginn der Offensive: 394 Patienten .

Am 3. Oktober sind 80 Ärzte und Pfleger sowie 105 Patienten und deren Angehörige hier, darunter viele Kinder, vielleicht auch Taliban. Denn Ärzte ohne Grenzen behandelt jeden, auch Kämpfer, wenn sie ohne Waffen ins Krankenhaus kommen. Für die Mediziner zählt das Leben, nicht die Überzeugung.

Nach Mitternacht halten sich über Kunduz zwei Flugzeuge bereit, um die Soldaten am Boden zu unterstützen. Sie kommen von der US-Militärbasis in Bagram bei Kabul. Eines der Flugzeuge ist eine AC-130, eine dickbauchige Propellermaschine, die tief fliegt und Ziele präzise treffen kann, weshalb sie oft bei Bodenoperationen als Luftunterstützung eingesetzt wird.

Unten am Boden kommandiert in dieser Nacht General Zmaray Paikan, ein bulliger Mittfünfziger, der die afghanische Public Order Police leitet, die von US-Spezialkräften ausgebildet wurde. Seine Truppe gilt als schlagkräftiger Arm der lokalen Sicherheitskräfte. Nachdem die Taliban Kunduz eingenommen hatten, kam Paikan mit 300 seiner Männer her.

Es sind seine Soldaten, die in dieser Nacht zusammen mit einigen US-Spezialkräften in das Stadtzentrum vordringen, laut Pentagon „bis in die nähere Umgebung“ des Krankenhauses. Sichtkontakt zum Gebäude haben sie nicht. Aber sie werden beschossen. Aus dem Krankenhaus? Das ist es, was Paikan glaubt. Oder glauben will.

Nach dem offiziellen Ende der Kampfmission im Dezember 2014 sind die Regeln für Luftschläge verschärft worden. US-Piloten dürfen nur dann feuern, wenn US-Truppen in Lebensgefahr sind oder die Afghanen derart in die Enge getrieben werden, dass eine ganze Einheit bedroht ist. Ziele wie Kliniken, Schulen und Regierungsgebäude stehen zudem auf einer sogenannten No-Strike-Liste. Sie soll fatale Angriffe verhindern. Auch das Krankenhaus von Ärzte ohne Grenzen steht auf dieser Liste. Immer wieder hat die Organisation ihre Koordinaten an die Amerikaner übermittelt, zuletzt am 29. September.

Doch nun hören die Menschen im Krankenhaus eine Propellermaschine über ihren Köpfen. Um 2.08 Uhr feuert die AC-130 aus einem 105-Millimeter-Geschütz mehrere Geschosse auf die Klinik ab. Sie schlagen genau im Mittelteil ein, wo sich Intensivstation, Notaufnahme und Physiotherapieräume befinden. Auf Luftaufnahmen wird später ein großes Loch im Dach zu sehen sein.

Der Student Wahidullah Adeeb wird von der Erschütterung aus dem Bett gerissen. Er sieht, wie Patienten vom ausbrechenden Feuer erfasst werden. Wer sich nicht bewegen kann, verbrennt in seinem Bett. Ein Krankenpfleger windet sich unter den Flammen, dann bewegt er sich nicht mehr. Der Strom fällt aus, entsetzliche Schreie hallen durch die dunklen Gänge. Adeeb schafft es, sich in einen Schutzraum im Keller zu retten. „Wir kauerten dort, Ärzte und Verletzte, immer wieder schlugen Bomben ein, wir waren sicher, dass wir sterben würden“, erzählt er Tage später im Krankenhaus von Masar-i-Scharif, wohin er evakuiert wurde.

Nach dem ersten Angriff alarmiert MSF die US-Militärführung. Doch nichts geschieht. Immer wieder kehrt die AC-130 zurück und feuert weitere Geschosse ab, jede Viertelstunde, immer auf den Mittelteil der Klinik. Der letzte Angriff ist um 3.15 Uhr. Noch Stunden danach wütet das Feuer. Sechs Patienten verbrennen auf der Intensivstation. Die Ärzte versuchen, ihre Kollegen und andere Verletzte zu retten, die meisten haben Gliedmaßen verloren, sind verbrannt oder erstickt. Sie führen eine Notoperation an einem schwer verletzten Arzt durch, doch er stirbt. Am Ende sind 22 Menschen tot, darunter 12 MSF-Mitarbeiter und 3 Kinder. 37 Helfer und Patienten werden verwundet.

Es ist die größte Katastrophe in der Geschichte von Ärzte ohne Grenzen. Nie zuvor wurden so viele ihrer Mitarbeiter auf einmal getötet und verletzt. Aber es ist nicht nur eine menschliche Tragödie, sondern auch ein politisches Desaster für Barack Obama, der versprochen hatte, Amerikas Einsatz in Afghanistan zu beenden. Doch diskutiert wird nun, ob der Abzug zu früh kam, ob der Präsident seinen Plan beerdigen muss, seine Soldaten bis Ende 2016 auf rund tausend zu reduzieren. Der US-Oberkommandeur für Afghanistan, General John Campbell, macht keinen Hehl daraus, dass er deutlich mehr Soldaten im Land behalten will.

Es ist ja nicht nur Kunduz, in 28 von 34 Provinzen wird seit dem Frühjahr wieder gekämpft. Im Nordosten, entlang der wichtigen Straßenverbindung nach Kabul, attackieren die Taliban nun Provinzzentren. Die afghanische Armee ist überfordert, selbst den ehemaligen deutschen Stützpunkt OP North in Baghlan hätte sie fast verloren. Die Prognose der Bundeswehr klingt düster: Für die kommenden Monate müsse man sich, so ein internes Papier, auf „fortdauernde Kämpfe mit wechselseitigen Gewinnen und Verlusten einrichten“.

Die tödliche Nacht von Kunduz macht deutlich, dass Amerika noch immer Krieg am Hindukusch führt. Einen Krieg, den es eigentlich beendet zu haben hoffte – und der sich, das zeigt sich jetzt, nicht einfach so beenden lässt. Und in diesem Krieg reicht es nicht aus, dass die US-Armee die Rolle des Aufpassers spielt, der notfalls ein paar Bomben aus der Luft abwirft. Denn Obama ist verantwortlich für das, was hier geschieht – und wenn seine Flugzeuge eine Klinik treffen, dann leidet Amerikas Image.

Die große Frage nach dieser Nacht lautet vor allem: Kann und darf sich Amerika auf diese afghanische Armee verlassen, die es

FOTO: MSF / AFP (O.); AFP (U.)



Afghanische Sicherheitskräfte in Kunduz: Geflohen vor tausend Kämpfern der Taliban

ausgebildet hat und noch immer berät? Mehrfach hat die US-Luftwaffe bereits zivile Ziele bombardiert, mal eine Hochzeitsgesellschaft, mal eine Stammesversammlung. Doch wie kann es sein, dass ausgerechnet ein Krankenhaus getroffen wird, dessen Lage überall bekannt ist?

Für die Afghanen ist schon jetzt, vor jeder Untersuchung, klar: Die Taliban haben sich auf dem Gelände verschanzt. Die Klinik sei ein „Nest der Taliban“ gewesen, sie hätten ihre weiße Flagge auf dem Dach gehisst, behauptet General Paikan. Ein solches Ziel, sagt er, habe man nur aus der Luft bekämpfen können. Deswegen hätten seine Männer bei den US-Beratern um Luftunterstützung gebeten. Den Beleg, dass er dabei richtigliegt, will Paikan am Morgen nach den Angriffen selbst gesehen haben. „Natürlich sind leider auch Patienten und Ärzte ums Leben gekommen“, sagt Paikan ohne sichtbare Erschütterung, „doch wir haben unter den Leichen auch Talibankämpfer und ihre Waffen gefunden.“ Eine Bestätigung gibt es dafür nicht.

Ärzte ohne Grenzen wehrt sich entschieden gegen diese Behauptung. Keiner der befragten Mitarbeiter könne Kämpfe auf dem Gelände der Klinik bezeugen. Man habe zwar in Kontakt mit den Taliban gestanden, habe mit ihnen verhandelt, doch diese hätten die Neutralität der Klinik akzeptiert, sagt Bart Janssens, Projektleiter in Brüssel. Es hätten sich auch keine Bewaffneten auf dem Gelände befunden; die Tore seien nachts verschlossen gewesen.

Womöglich haben die Taliban sich in der Nähe verschanzt, gezielt den Schutz des Krankenhauses gesucht. Aber auch in diesem Fall wäre ein Angriff auf ein Krankenhaus nach den Genfer Konventionen verboten. Ein Zufallstreffer jedenfalls sei ausgeschlossen, sagt ein erfahrener Nato-Mann. Die Geschütze trafen die Klinik zielgenau in der Mitte, und das mehrmals. Womöglich, sagt er, habe die afghanische Armee den Joint Terminal Attack Controller sogar bewusst falsch eingewiesen.

Unter Militärs kursiert auch eine zweite mögliche Version: Die US-Berater der Afghanen könnten die Lage dramatisiert und der AC-130-Besatzung eine „in extremis“-Situation geschildert haben. Meldet ein Team solch eine Notlage, können alle Kontrollen ausgesetzt werden. „Selbst ein Schutzobjekt wie das Krankenhaus verliert dann an Wertigkeit“, sagt ein Nato-Offizier. Doch nach internationalem Recht ist ein so großflächiger Angriff auf eine Klinik immer verboten – egal unter welchen Umständen. Das gilt auch für die US-Armee.

Haben die Afghanen den Amerikanern also falsche Koordinaten genannt? Haben die US-Berater vor Ort die Gefahr übertrieben oder die Position der Taliban falsch eingeschätzt? Weil ihnen nicht bewusst war, dass es sich um ein Krankenhaus handelte – oder weil sie die Notlage höher bewerteten als den Schutz von Zivilisten?

Drei Tage vergehen nach dem Angriff, und an jedem dieser drei Tage verkündet das US-Militär unterschiedliche Versionen des Geschehens: Zunächst heißt es, man könne einen Treffer der Klinik nicht bestätigen. Dann: Man habe ein Ziel in der Nähe treffen wollen und die Klinik versehentlich angegriffen. Schließlich: Die Afghanen hätten Luftunterstützung angefordert.

Am Dienstag tritt dann General John Campbell in Washington mit einer vierten Version vor den Streitkräfteausschuss des Senats. Er trägt das silbergraue Haar akkurat gescheitelt, seine Brust ist gepflastert mit Orden, doch er wirkt mitgenommen. Tatsächlich hätten US-Spezialkräfte die Luftunterstützung direkt angefordert, es habe Fehler „in unserer Kommandokette“ gegeben, das Krankenhaus sei „fälschlicherweise“ getroffen worden. Er sagt zudem einen Satz, der für die Angehörigen der Toten wie Hohn klingen muss: „Keine Armee der Welt hat mehr dafür getan als unsere, um zivile Opfer zu vermeiden.“

Im Nato-Hauptquartier in Kabul herrscht nach dem fatalen Fehlschlag Verdruss, auch über den Kommandeur, der schon vor der Untersuchung des Vorfalls die volle Verantwortung übernahm. Wie in den Jahren bis 2014, als es fast jeden Monat Meldungen über Kollateralschäden bei US-Luftangriffen gab, sehen sich die westlichen Truppen nun erneut dem Vorwurf ausgesetzt, fahrlässig Zivilisten getötet zu haben.

Am Tag darauf entschuldigt sich Barack Obama bei Ärzte ohne Grenzen. Ein Untersuchungsbericht des Militärs soll in wenigen Tagen vorliegen, ein Team von Offizieren ist nach Kunduz aufgebrochen. Auch strafrechtliche Konsequenzen gegen die Piloten oder Spezialkräfte am Boden schließt die Regierung nicht aus. Bei den Ermittlungen geht es vor allem um die Frage, wie der Luftschlag genehmigt werden konnte. Nach mehrfachen Fehlschlägen mit vielen Toten hat die US-Armee strikte Regeln für den „Close Air Support“ erlassen, um, auch das ein zynisches Wort, „Kollateralschäden“ zu vermeiden.

Doch MSF genügt das nicht. Ihre Vertreter sprechen von einem Kriegsverbrechen und fordern eine internationale Untersuchung. „Es handelt sich nicht nur um einen Angriff auf unsere Klinik, sondern um einen Angriff auf die Genfer Konventionen“, sagt MSF-Präsidentin Joanne Liu. „Und das dürfen wir nicht hinnehmen.“ Ihre Sorge ist, dass die Toten von Kunduz sonst schnell vergessen sind – und Angriffe auf Kliniken hingenommen werden.

Noch immer ist Kunduz nicht befreit, obwohl die Afghanen jeden Tag neue Erfolge verkünden. Das Zentrum haben sie zwar eingenommen, aber es halten sich weiterhin Gruppen von Kämpfern versteckt, die Blitzattacken verüben. Afghanische Militärs berichten, die Taliban hätten sich höchstens an den Stadtrand zurückgezogen, vielleicht um sich neu zu gruppieren und die erbeuteten Waffen zu verteilen – für die nächste Offensive. Die Bewohner jedenfalls glauben nicht an ein Ende: Noch immer fliehen sie aus der Stadt, bepackt mit Möbeln und Matratzen.

Wer jetzt in den Kämpfen verletzt wird, der weiß nicht mehr, wohin. Das MSF-Krankenhaus ist geschlossen, die Zerstörung ist so groß, dass es wohl nie wieder eröffnen wird. Zu den 22 Toten werden also noch viel mehr dazukommen: all jene, die nicht mehr behandelt werden können.

Matthias Gebauer, Susanne Koelbl, Juliane von Mittelstaedt, Holger Stark

Video:
Angriff aus Versehen

spiegel.de/sp422015afghanistan
oder in der App DER SPIEGEL

FOTO: JAWED KARGAR / DPA

GOGREEN

Der klimaneutrale Versand
mit der Deutschen Post



Die klimaneutrale Post ist da.



GOGREEN. Der klimaneutrale Versand mit der Deutschen Post.

Verschicken Sie Ihre Post, ohne das Klima zu belasten. Mit dem Service GOGREEN werden durch den Transport entstandene Treibhausgasemissionen in Klimaschutzprojekten ausgeglichen. Mehr Informationen zu GOGREEN finden Sie unter: **www.deutschepost.de/gogreen**

GOGREEN

Der klimaneutrale Versand
mit der Deutschen Post

Deutsche Post

Die Millionen der Doleiros

Brasilien Die tiefe Krise des einstigen Wirtschaftswunderlands offenbart ein kaputtes politisches System, gefangen in Größenwahn, Korruption und Misswirtschaft.



Demonstration gegen Präsidentin Rousseff in São Paulo: Der Niedergang ist selbst verschuldet

Als Erstes holte sich die Bank den neuen Fiat von Gilmar Pereira, weil er die Raten nicht mehr bezahlen konnte. Dann drohte sie, sein Häuschen zu konfiszieren, weil er mit der Abzahlung im Rückstand ist. Sieben Monate ist es her, dass der Schweißer seinen Job auf einer Baustelle des halbstaatlichen Ölkonzerns Petrobras verloren hat. Sieben Monate, in denen zerstört wurde, was Pereira sich jahrelang aufgebaut hatte.

Seit dem frühen Morgen harrt er zusammen mit über hundert Exkollegen vor dem Büro der Ölarbeitergewerkschaft von Itaboraí aus, einer Industriestadt, 60 Kilometer östlich von Rio de Janeiro. Die Männer wollen sich in eine Liste von Arbeitsuchenden eintragen. „Die Politiker haben unser Geld geklaut!“, schimpft Gilmar Pereira, ein stämmiger Mann mit zerfurchtem Gesicht.

Acht Jahre lang hat Pereira für Comperj gearbeitet, das Milliardenprojekt von Petrobras in Itaboraí. Der Ölkonzern wollte hier einen Industriekomplex mit zwei Raffinerien, einem Hafen und einer Fabrik errichten. Ursprünglich waren dafür rund 13 Milliarden Dollar veranschlagt, Comperj galt als eines der größten Investitionsvorhaben in der Geschichte Brasiliens. Heute arbeiten hier von 25 000 noch 4000 Leute, nur eine Raffinerie ist im Bau.

In der noch vor Kurzem blühenden Stadt herrscht Tristesse: Die meisten Hotels stehen leer, die Shoppingmall ist verwaist, die Kriminalität gestiegen. Und die Männer, die für die Finanzierung des Milliardenprojekts verantwortlich waren, sitzen zum Großteil im Gefängnis. Denn sie haben Hunderte Millionen Dollar aus dem Petrobras-Etat abgezweigt.

Schuld am Niedergang Itaboraís sind Korruption und Misswirtschaft, geldgierige Politiker und eine fehlgesteuerte Wirtschaftspolitik. So ist das Schicksal von Comperj auch ein Symbol für Aufstieg und Fall der Wirtschaftsmacht Brasilien.

Als Präsident Lula die Baustelle vor neun Jahren einweihte, boomte Brasilien, der charismatische Arbeiterführer wurde weltweit als Vorbild gefeiert. Die Armut ging zurück, Experten sagten einen Aufschwung voraus, der 20 oder 30 Jahre anhalten würde. Petrobras spielte eine Schlüsselrolle in Lulas Großmachtträumen: Der Konzern hatte riesige Ölvorkommen vor der Küste entdeckt, Lula wollte das Land durch den Bau von Raffinerien unabhängig von Benzinimporten machen.

Das verschlafene Itaboraí wurde zum Schaufenster für Brasiliens industrielle Revolution. Und für den Schweißer Gilmar Pereira wurde ein Traum wahr: Er verdiente knapp 2000 Euro im Monat, nahm einen Kredit für ein Auto auf und kaufte sich einen neuen Plasmafernseher. Wie er stiegen im ganzen Land über 20 Millionen Menschen in die Mittelschicht auf. Es schien, als ob das ewige Land der Zukunft endlich seinen Weg gefunden hätte.

Lulas Nachfolgerin Dilma Rousseff, die vor fast fünf Jahren mit seiner Hilfe an die Macht kam, nährte diese Illusion. Sie senkte die Zinsen und kurbelte damit den Konsum an. Dabei deutete sich bereits an, dass die goldenen Jahre zu Ende gingen: Der Rohstoffboom verebbte, und der Ölpreis verfiel. Doch die Regierung hat all diese Warnzeichen ignoriert.

Jetzt schrumpft die Wirtschaft, die Währung Real verfällt, Hunderttausende haben ihren Job verloren. Der Haushaltsentwurf für 2016 weist ein Defizit von sieben Milliarden Euro auf, den Etat des vergangenen Jahres kritisiert das Bundesrechnungsgericht als geschönt. Die Ratingagentur Standard and Poor’s stufte brasilianische Anleihen auf Ramschniveau herab. Die Präsidentin macht die Weltwirtschaft verantwortlich, doch der Niedergang ist vor allem selbst verschuldet. Denn Lula und Rousseff haben die Verquickung von Staat und Wirtschaft betrieben wie keine Regierung zuvor. Die Folge sind Ineffizienz und Korruption, die den Staatsapparat lähmen und Petrobras, den wichtigsten Konzern des Landes, in eine Krise geführt haben.

Schuld daran ist auch das Regierungssystem, eine unglückliche Mischung aus US-Präsidialsystem und europäischem Par-

FOTO: PAULO WHITAKER / REUTERS



MAXIFY YOUR BUSINESS.

Mit den neuen MAXIFY Tintenstrahldruckern und Multifunktionssystemen für kleinere Büros und Home Offices holen Sie das Maximum an Produktivität aus Ihrem Arbeitsalltag heraus. Und darauf geben wir Ihnen ab sofort drei Jahre Garantie*.



Alle Informationen zur Garantie-Verlängerung

come and see Canon

* Aktionszeitraum vom 01.09.2015 bis 31.01.2016

canon.de/maxify

lamentarismus. In der Praxis bedeutet das, dass Rousseff zwar über eine breite Regierungsbasis verfügt, die Politiker der verbündeten Parteien sich jedoch ihre Unterstützung teuer vergelten lassen: mit Posten in Staatsunternehmen und Prestigeprojekten in ihren Wahlkreisen. Und manchmal auch mit Cash. Wer in Brasilien regieren will, der braucht also viel Geld – und im Fall Lulas und Rousseffs stammte es zu einem großen Teil von Petrobras.

Früher galt der Konzern als Vorzeigeunternehmen. „Doch unter Lula besetzte die Regierung alle wichtigen Posten mit Parteifreunden“, sagt Ivan Valente, Abgeordneter der oppositionellen Linkspartei PSOL. Lulas Arbeiterpartei PT und den mit ihr verbündeten Parteien wurde jeweils eine eigene Stabsabteilung bei Petrobras zugeordnet, deren Direktor versorgte seine Partei mit Geld.

Das Schmiergeld wurde durch Kickback-Geschäfte erzeugt: Ein Kartell großer Baufirmen teilte Petrobras-Aufträge unter sich auf und kassierte überhöhte Preise für Material und Leistungen. Ein Teil des Gewinns wurde dann an die beteiligten Petrobras-Direktoren zurückgeschickt. Die leiteten das Geld über ihre Geldwäscher an die Politiker weiter. Der Konzern schätzt, dass auf diese Weise seit 2004 mindestens zwei Milliarden Euro verschwunden sind. Geld, das nun fehlt: Das Petrobras-Vermögen ist zusammengeschmolzen, mehr als zehntausend Arbeiter wurden entlassen.

Bisher wird wegen der groß angelegten Veruntreuung zwar nicht gegen Lula und Rousseff ermittelt. Doch in dieser Woche entschied der Oberste Wahlgerichtshof immerhin, einem Teil der Korruptionsvorwürfe gegen Rousseff nachzugehen: Ihr Wahlkampf soll zum Teil mit illegalen Zuwendungen von Petrobras-Zulieferern finanziert worden sein.

Doch Kritiker der Regierung sehen eine weit größere Verquickung der Präsidentin, denn als Ministerin für Bergbau saß sie während Lulas Amtszeit im Verwaltungsrat von Petrobras, wichtige Entscheidungen gingen über ihren Tisch. „Entweder war sie Mitwisserin oder inkompetent“, sagt Rogério Chequer, einer der Anführer der Protestbewegung. Er fordert ein Amtsenthebungsverfahren gegen die Präsidentin. „Sie hat das Land in die schlimmste politische und wirtschaftliche Krise seit Jahrzehnten geführt.“

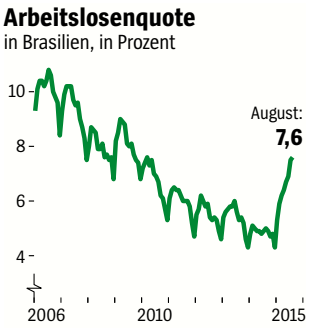
Hunderttausende verlangten bei landesweiten Demonstrationen Rousseffs Absetzung. Die jedoch beteuert stur, sie werde nicht freiwillig gehen. Sie ist eine ehemalige Guerillakämpferin, hat Haft und Folter überlebt und ist hart im Nehmen. Aber sie kann nicht aufhalten, dass ihre politische Basis zerfällt.

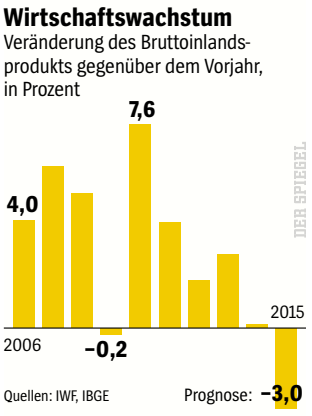
Doch gewinnen die Brasilianer der Krise auch etwas Gutes ab: Erstmals wird die Korruption nicht unter den Teppich gekehrt.

Im südbrasilianischen Curitiba, mehr als tausend Kilometer von Itaboraí entfernt, arbeitet eine Gruppe engagierter junger Staatsanwälte den Petrobras-Skandal auf. Sie sind die neuen Helden des Landes, denn sie haben über hundert Verdächtige angeklagt. Fünf Politiker sitzen hinter Gittern, darunter ein Exminister. Der frühere Schatzmeister von Rousseffs Arbeiterpartei PT ist wegen Korruption zu mehr als 15 Jahren Haft verurteilt worden. Die Präsidenten von Kongress und Senat wurden angezeigt. Auch Lula selbst soll zur Befragung vorgeladen werden.

Als ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss zur Aufklärung der Petrobras-Affäre Anfang September nach Curitiba reiste, hissten Demonstranten einen zwölf Meter hohen, aufblasbaren Gummi-Lula. Er trug einen Sträflingsanzug und die Nummer 171 – im Strafgesetzbuch der Artikel für Betrug.

Ein Kronzeuge in dem Verfahren ist einer der sogenannten Doleiros, so werden die Geldwäscher genannt. Der Mann hat Hunderte Millionen Dollar aus Petrobras-Geschäften an einen von der PT eingesetzten Direktor des Konzerns weitergeleitet. Meistens wurde das Geld von Petrobras-Leuten auf Schweizer Konten eingezahlt, oft baten die Empfänger aber um Cash. Dann war der Doleiro gefragt – und stopfte seinen Anzug mit Geldscheinen voll.





Einen Teil des Schmiergelds, das zwischen Petrobras und der Politik verschoben wurde, zweigten die Beteiligten für private Zwecke ab. Die Schiebereien wären wohl nie aufgeflogen, wenn nicht einer der Petrobras-Manager zu raffgierig gewesen wäre: Er bestellte bei seinem Geldwäscher Alberto Youssef einen Range Rover. Die Bundespolizei überwachte Youssef schon länger, und die Beamten wiesen nach, dass der Range Rover mit Geld bezahlte wurde, welches aus verdächtigen Petrobras-Deals stammte.

Der Richter in Curitiba bot Youssef Straferleichterung an, falls er auspackte. Der entgegnete trocken: „Wenn ich den Mund aufmache, fällt die Republik.“ Und dann erzählte er doch. Wie er, Youssef, Sohn armer Einwanderer aus dem Libanon, zum Geldwäscher wurde. Es fing damit an, dass er einen Abgeordneten aus Brasília kennenlernte, der für eine Zentrumspartei im Kongress saß. Der Politiker suchte jemanden, der ihm bei Devisentransfers half. Dazu eröffnete Youssef eine illegale Wechselstube. 2006 wickelte er die ersten Schmiergeldgeschäfte mit Petrobras ab. Präsident Lula war gerade wiedergewählt worden, er regierte in einem Bündnis mit zwei weiteren Parteien, die für ihre Gier nach Geld und Posten berüchtigt waren.

„Alle Regierungsparteien haben von dem Schema profitiert“, sagt der linke Oppositionsabgeordnete Ivan Valente. Er fürchtet, dass sich die PT und ihre Verbündeten auf einen Pakt einigen werden, um bis zu den Wahlen 2018 an der Regierung durchzuhalten. Vor allem Expräsident Lula setzt sich im Hintergrund für ein solches Bündnis ein. Denn er will 2018 wieder antreten und bereitet sein Comeback vor.

In Itaboraí, wo er 2006 das Comperj-Projekt mit großem Pomp einweihte, hätte er heute allerdings einen schweren Stand. Lula ist in den vergangenen Jahren nicht mehr hergekommen, auch Rousseff meidet die einstige Wirtschaftswunderstadt. „Sie trauen sich nicht mehr zu uns“, sagt der Schweißer Gilmar Pereira wütend.

Dabei war Pereira immer ein treuer Lula-Anhänger, bei der letzten Wahl hat er für dessen Nachfolgerin Rousseff gestimmt. Doch noch einmal würde er sein einstiges Idol nicht wählen. Jens Glüsing

Mail: jens_gluesing@spiegel.de



Staatschefin Rousseff
Hart im Nehmen, stur und unbeliebt

FOTO: AFP / GETTY IMAGES

Incredible !ndia

DER WELT EIN WILLKOMMEN



Bodh Gaya, Bihar.

Visa online verfügbar

Um Ihr elektronisches Touristenvisum zu erhalten, besuchen Sie einfach https://indianvisaonline. gov.in/visa/tvoa.html und befolgen Sie die Schritte auf der rechten Seite.
Um weitere Informationen zu erhalten, gehen Sie bitte auf www.incredibleindia.org oder kontaktieren Sie India Tourism Frankfurt, Baseler Straβe 48,60329 Frankfurt am Main
E-mail: info@india-tourism.com

ONLINE BEANTRAGEN
Hochladen eines Fotos und der entsprechenden Reisepassseite

VISUMGEBÜHR ONLINE BEZAHLEN
Bezahlbar mit Kredit- oder Bankkarte

ELEKTRONISCHES TOURISTENVISUM ONLINE ERHALTEN
Das elektronische Touristenvisum wird an Ihre E-Mail-Adresse gesendet

NACH INDIEN FLIEGEN
Drucken Sie das elektronische Touristenvisum aus und nehmen Sie es mit auf die Reise



Wahlkämpfer Mansour (sitzend, 2. v. r.) im Meet-Okba-Viertel in Gizeh: „Für das Ägypten unserer Träume“

„Wandel oder Tod“

Ägypten Staatschef Sisi lässt ein neues Parlament wählen – doch die Revolutionäre von einst bleiben außen vor. Um die Sitze kämpfen Opportunisten und einige wenige Idealisten.

Wenn einer an diesem Montagabend nicht in die schmutzigen Gassen von Meet Okba passt, dann Ahmed Mortada Mansour mit seinen Lederschuhen, den Designerjeans und dem Louis-Vuitton-Shirt. Wer hier unweit der Pyramiden von Gizeh wohnt, trägt abgewetzte Hosen, verschlissene Hemden und ist zumeist froh, wenn er irgendwie über die Runden kommt. Allein von dem Geld, das Mansours frisch gewaschener weißer Audi A6 kostet, könnte in Meet Okba ein ganzer Straßenzug ein Jahr lang leben.

Den Wagen hat Mansour außerhalb des Viertels abgestellt. Aber nicht aus Angst, in Meet Okba wissen ohnehin alle, wie reich er ist. Der Audi ist schlicht zu breit für das, was hier als Straße gilt. Außerdem ist er gekommen, um Hände zu schütteln, und jenen nahe zu sein, die hier leben.

Schon nach einigen Schritten rufen ein paar Jungen begeistert seinen Namen, alte Männer zerren ihn an ihren Teetisch und versichern ihm ihre Unterstützung. Vom Ende der Gasse dröhnt dem „Sohn dieses Viertels“ ein „Willkommen“ entgegen.

Mansours Wahlkampfveranstaltung findet unter Bäumen und rostigem Wellblech statt. Auf einem Podium steht ein Tisch mit einer halbwegs weißen Tischdecke und frischen Blumen, dahinter hängt ein Plakat, auf dem ein sorgfältig geföhnter Mansour lächelt, darunter der Slogan: „Für das Ägypten unserer Träume“.

In Ägypten stehen Parlamentswahlen an, die ersten, seitdem die von den Muslimbrüdern dominierte Volksvertretung im Juni 2012 aufgelöst wurde. Rund 5500 Kandidaten bewerben sich um ein Mandat. In einem Teil des Landes wird am 18. Oktober gewählt, in der Hauptstadt Kairo und den restlichen Provinzen im November.

Staatschef Abdel Fattah el-Sisi erfüllt mit dieser Wahl – zumindest formal – den versprochenen „Fahrplan zur Demokratie“. Auch wenn das, was sich in diesen Tagen in Kairo beobachten lässt, mit einer freien Wahl nach westlichen Maßstäben nicht viel zu tun hat. Die Mehrheit der Ägypter dürfte sich durch das künftige Parlament kaum repräsentiert fühlen, das wird deutlich, wenn man sich die Kandidaten anschaut. Es droht eine Volksvertretung der Jasager, ohne starke Parteien; nur ein Drittel der Mandate wird an politische Organisationen vergeben. So schreibt es das Wahlgesetz vor.

Allerdings fehlt es nach Jahrzehnten unter dem Autokraten Hosni Mubarak und dessen National Demokratischer Partei (NDP) auch an einer halbwegs funktionierenden Parteienlandschaft. Aus der revolutionären Front, die 2011 auf dem Tahrir-Platz gegen Mubarak und die alten Verhältnisse protestiert hatte, sind keine starken Parteien, sondern Dutzende Splittergruppen hervorgegangen.

Und die einst wichtigste politische Kraft, die Muslimbruderschaft, gilt als terroristische Vereinigung, seitdem das Militär im Juli 2013 die Regierung von Präsident Mohamed Morsi gestürzt hat. Die meisten ihrer Aktivisten und Politiker wurden weg-

FOTO: DANA SMILLIE / POLARIS / DER SPIEGEL

DB BAHN



Endlich Zeit,
Mails zu checken statt Verkehrsmeldungen.

Diese Zeit gehört Dir.

Fahren Sie doch mal wieder Bahn. Wo sonst können Sie unterwegs lesen, arbeiten und tun und lassen, was Sie wollen? Steigen Sie ein. Es ist schließlich Ihre Zeit. **bahn.de/deinezeit**

Die Bahn macht mobil.

gesperrt, mussten ins Ausland fliehen oder halten sich im Hintergrund.

Dennoch stellen sich rund ein Dutzend Parteien zur Wahl, wenn auch mit geringer politischer Bedeutung. Zwei Drittel der Sitze sind sogenannten Unabhängigen vorbehalten. Sie finanzieren ihren Wahlkampf selbst und kämpfen auf eigene Faust um einen Sitz – und wohl auch um ihre Pfründen.

Eine Kandidatur können sich ohnehin nur Wohlhabende leisten, auch wenn die Wahlkampfkosten auf eine halbe Million ägyptische Pfund, umgerechnet knapp 57 000 Euro, begrenzt wurden. Es sind Männer wie Ahmed Mortada Mansour, die nun in die Politik drängen. Der Auftritt in Meet Okba ist für ihn ein Heimspiel, er ist der Sohn Mortada Mansours, des berühmten Präsidenten des mehrfachen ägyptischen Fußballmeisters El-Zamalek SC.

Während der Revolution war der alte Mansour weltweit in die Schlagzeilen geraten, weil er die „Schlacht der Kamele“ mit angezettelt haben sollte. Männer mit Kamelen hatten in den letzten Tagen des alten Regimes den Tahrir-Platz gestürmt und auf die Demonstranten eingedroschen, wohl aufgehetzt und bezahlt von Regimeanhängern. Ein „haltloser Vorwurf“, sagt sein Sohn. Sein Vater sei aufseiten der Revolutionäre gewesen. Für die Leute hier zählt ohnehin mehr, dass der Alte den Verein nach elf erfolglosen Jahren wieder an die Tabellenspitze gebracht hat.

Mansour verspricht seinen Zuhörern, was die Menschen in Meet Okba hören wollen: Er will sich um das Krankenhaus kümmern, das geschlossen wurde. Er will mit der Korruption aufräumen, die das Land zerfrisst. Und er will dafür sorgen, dass die Menschen von Polizei und Behörden wieder anständig behandelt werden.

Da steht plötzlich ein Mann in der zweiten Reihe auf und sagt, er habe Sisi gewählt, aber jetzt habe er Angst, dass der Präsident zum Diktator werde. Was Mansour dagegen tun wolle? Es wird sehr ruhig auf dem kleinen Platz, bis Mansour sagt, er werde die Verfassung nicht ändern, die dem Präsidenten so viel Macht verleiht. Sisi sei der richtige Mann am rechten Platz. Wenn sich etwas ändern müsse, dann seien dies die Verhältnisse. „Wandel oder Tod“, darum gehe es jetzt.

Obwohl er als Unabhängiger antritt, ist Mansour Mitglied der Partei der Freien Ägypter, die der drittreichste Mann Ägyptens, der IT-Tycoon Naguib Sawiris, gegründet hat. Aber Mansour weiß, wie gering das Ansehen von Parteien in der Bevölkerung ist: „Mein Name zieht mehr“, sagt er. Und finanzielle Unterstützung brauche er auch nicht. „Geld habe ich genug.“



Exabgeordneter Nagar: „Demokratische Dekoration“

Dass Leute wie Mansour tatsächlich ins Parlament gewählt werden könnten, ist für Mostafa El-Nagar „eine Farce“. Für eine solche Wahl, wie sie dem Land jetzt bevorstehe, sagt er, habe er damals auf dem Tahrir-Platz nicht sein Leben riskiert. Nagar kramt in seiner Tasche und zieht einen blassgrünen Parlamentsausweis mit der Nummer 24 hervor. So, als müsse er sich selbst vergewissern, dass er für kurze Zeit zumindest der jüngste Abgeordnete Ägyptens war.

Mit 31 Jahren zog er in das erste frei gewählte Parlament nach der Ära Mubarak ein, mit 115 000 Stimmen hatte er den Kandidaten der Muslimbrüder geschlagen. Wenn er von den öffentlichen Debatten erzählt, die sie damals führten, von dem „Streit um Ideen und Visionen“, bekommt seine Stimme einen anderen Klang.

Heute, sagt er deprimiert, sitze sein Gegner von einst in der Türkei im Exil. Heute befehlige ein Präsident „das Land, als sei es eine Kaserne“. Heute ist er vor allem Zahnarzt. Der einstige Revolutionär hat eine moderne Praxis im Stadtteil Nasser City, in dem Menschen wohnen, die sich Zahnbehandlungen leisten können. Von der Politik hält er sich nun fern, eine Kandidatur hat er gar nicht erst erwogen. Für das Regime sei er ohnehin eine „unerwünschte Person“, bis vor zwei Monaten konnte er nicht ausreisen. „Sie hätten mich nie ins Parlament gelassen.“

Im Übrigen wirke jeder, der sich in dieses Parlament wählen lasse, mit an der „demokratischen Dekoration des Regimes“. Einen Diktator will er Präsident Sisi nicht nennen; aber er befürchtet, Sisi könne sich noch zu einem entwickeln.

Ein selbstbewusstes Parlament könnte dem entgegenwirken und Sisis Macht beschränken. Es könnte Einfluss auf die Regierungsbildung nehmen und umstrittene Gesetze aufheben wie jene, die der Staatschef in seinem Antiterrorkampf erlassen hat und die die Meinungs-, Presse- und Versammlungsfreiheit einschränken. Es könnte einem Premierminister das Misstrauen aussprechen oder laut Verfassung sogar den Präsidenten absetzen. Aber ein solches Parlament werde es nicht geben, sagt Nagar. „In der nächsten Volksvertretung werden nur Clowns und Lügner sitzen.“

Wie der einstige Revolutionär glauben viele im Land nicht an faire Wahlen unter Sisi, auch wenn dessen Regierung 16 000 Richter berufen hat, um die Wahlurnen zu überwachen. Das zumindest sagt der Sprecher der Hohen Wahlkommission. Der frühere Vizejustizminister kann fast zwei Stunden lang erzählen, was die Kommission alles unternehme, damit kein Schatten auf den Start in die „neue Ära“ falle.

Für ein ausgewogeneres Urteil lohnt sich ein Besuch bei Ehab El Kharrat, Funktionär der Ägyptischen Sozialdemokratischen Partei und einer der angesehensten Psychiater des Landes. In den Wochen des Arabischen Frühlings waren seine Behandlungsräume in einem Altbau nahe dem Tahrir-Platz Notquartier für Demonstranten und Revolutionäre.

Vier Tränengasgranaten, die er während der Proteste aufgelesen hat, stehen auf seinem Schreibtisch. Der Tahrir und die Hoffnung vieler Demonstranten auf ein offeneres, demokratisches Land, sagt Kharrat ernüchtert, all das sei eine Utopie gewesen.

Der „Alles-oder-nichts-Ansatz“ sei gescheitert: Die einen seien nach den Enttäuschungen der letzten Jahre in eine tiefe Depression gefallen, die anderen von Angst gelähmt, wenn sie „das Chaos bei unseren Nachbarn in Libyen oder in Syrien sehen“.

Da helfe eigentlich nur eine „kognitive Verhaltenstherapie“ nach dem klassischen Muster, sagt Kharrat: „Verhältnisse wahrnehmen, überprüfen und in kleinen Schritten verändern.“ Deshalb werde er auch selbst kandidieren.

Dieter Bednarz

Mail: dieter_bednarz@spiegel.de, Twitter: @DieterBednarz

FOTO: DANA SMILLIE / POLARIS / DER SPIEGEL

€ 120,– Belohnung!

SICHERN SIE SICH IHREN GUTSCHEIN FÜR EINEN NEUEN SPIEGEL-LESER.



€ 120,– DriversChoice-Tankgutschein

Der universelle DriversChoice-Gutschein ist deutschlandweit bei über 8000 Tankstellen einlösbar.

Prämie zur Wahl



€ 120,– BestChoice-Universalgutschein

Machen Sie sich eine Freude! Über 200 Händler mit über 25 000 Filialen oder Online-Shops stehen zur Auswahl.

Rosenzweig & Schwarz, Hamburg

Ja, ich habe geworben und wähle meine Prämie!

Tipp: den SPIEGEL + digitalen SPIEGEL testen!



Wunschprämie ☐ € 120,– Tankgutschein (3810) ☐ € 120,– Universalgutschein (3811)

Anschrift des Werbers:

☐ Frau ☐ Herr

Name/Vorname

Straße/Hausnr.

PLZ Ort

Ich bin der neue SPIEGEL-Leser.

Anschrift des neuen Lesers:

☐ Frau ☐ Herr

Name/Vorname

Straße/Hausnr. Geburtsdatum 19

PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Gleich mitbestellen! ☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen statt für ~~€ 3,99~~ im Einzelkauf. SD15-019

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens zwei Jahre für zurzeit € 4,40 pro Ausgabe statt € 4,60 im Einzelkauf, den digitalen SPIEGEL zusätzlich für € 0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird.

Ich zahle bequem per SEPA-Lastschrift* vierteljährlich € 57,20, digitale Ausgabe halbjährlich € 13,– Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

IBAN DE

Datum X Unterschrift des neuen Lesers SP15-104

Gläubiger-Identifikationsnummer DE50ZZZ00000030206

Coupon ausfüllen und senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

040 3007-2700 **040 3007-857085** **www.spiegel.de/120**

Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Im Preis des digitalen SPIEGEL enthalten sind € 0,48 für das E-Paper. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,– Nachnahmegebühr. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu den AGB und dem Widerrufsrecht finden Sie unter www.spiegel.de/agb. SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: aboservice@spiegel.de

*** SEPA-Lastschriftmandat:** Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.



Bullingdon-Mitglieder Cameron (stehend, 2. v. l.), Johnson (sitzend, 1. v. r.) 1987: Keimzelle der Macht

Die Auserwählten

Großbritannien Der Bullingdon Club von Oxford ist das letzte Refugium der männlichen Nachwuchselite. Der Premierminister gehörte dazu, der Londoner Bürgermeister auch. Wer einmal Mitglied war, den lässt der Klub nie wieder los. *Von Christoph Scheuermann*

Wer die Elite Englands verstehen will, sollte in die Vergangenheit steigen, in den Sommer 1987. Ein Rudel junger Männer stolpert über die Straßen von Oxford, keiner älter als 24, von einem ihrer Dinner kommend, in mitternachtsblauen Fräcken mit Messingknöpfen und cremefarbenen Seidenrevers, Fliege um den Hals. Sie sind aufgequirlt vom Champagner, zerschossen, übermütig. Einer äußert die Idee, einen Kommilitonen aufzusuchen. Kurz darauf fliegt ein Blumentopf durch das Fenster eines Restaurants, Glas klirrt, ein Polizeiwagen bremst. Noch Jahrzehnte später wird das Land über diese Nacht sprechen.

Vier aus der Gruppe fliehen in den nahe gelegenen Botanischen Garten und drücken sich auf den Boden hinter eine Hecke. Da liegen sie, zwei Minuten, fünf Minuten, das berichtet einer, der dabei war. Sie wollen nicht erwischt werden, vier Kerle im Gras, bäuchlings in ihren Fräcken. Sie sind noch einmal davongekommen.

Diese Episode erzählt alles über die dünne Schicht Auserwählter, die einmal das Land regieren werden. Sie sind Mitglieder des Bullingdon Club von Oxford, in dem sich die Nachwuchselite versammelt, sie wissen, dass sie ganz nach oben kommen. Einer der vier im Gras heißt Boris Johnson, später Bürgermeister von London, ein Zweiter ist David Cameron, derzeit No. 10 Downing Street. Die beiden anderen sind Söhne von Finanzleuten und inzwischen selbst Teil des Londoner Geldadels.

Cameron wird später bestreiten, in dieser Nacht im Sommer 1987 beteiligt gewesen zu sein, obwohl zwei seiner damaligen Freunde bezeugen, dass er dabei war. Johnson seinerseits wird fälschlicherweise damit prahlen, einige Stunden im Gefängnis verbracht zu haben. Die Wahrheit über den Bullingdon Club liegt vermutlich irgendwo in der Mitte, zwischen Übertreibung und Verleugnung. Selten saßen mehr Ehemalige an Schlüsselstellen der Gesellschaft als heute. Der Verein wurde zu einem Treffpunkt des männlichen Establishments, dessen Mitglieder die oberen Etagen von Finanzhäusern besetzen, von Ministerien, Kanzleien, Zeitungsverlagen. Auch George Osborne war dabei, der Schatzkanzler.

Der Bullingdon und andere Dinnerklubs sind Keimzellen der Macht im Königreich. Nicht weil die Zugehörigkeit den Mitgliedern Einfluss verleiht, sondern weil diese

FOTO: GILLMAN & SOAME

Zugang zu jener Schicht Gleichgesinnter bekommen, die später Führungsrollen einnehmen. In den Klubs findet man Verbündete fürs Leben, das ist seit Ewigkeiten so.

Wenn es einen stabilen, über Jahrhunderte unveränderten Kern der britischen Gesellschaft gibt, dann die Oberschicht. Im Gegensatz zur kontinentalen Elite blieb die Führungsclique auf der Insel von Revolutionen und Aufständen weitgehend verschont, seit Generationen durchlaufen die Mächtigen die Internate von Eton, Winchester oder Harrow, später die Universitäten von Oxford oder Cambridge. Auf der Insel nennt man diese Form von Patronage bis heute Tradition.

Nicht alle erinnern sich gern daran, dass es in den Studententagen bunt zuging. David Cameron war nicht nur im Bullingdon Club Mitglied, sondern auch bei der Piers Gaveston Society, einem jüngeren Studentenklub, der für Exzesse bekannt ist. Bei einer Gaveston-Party war es auch – glaubt man einer neuen Biografie über den Premier –, dass der Student Cameron als Aufnahmeritual angeblich sein Geschlechtsteil in das Maul eines toten Schweins steckte. Die Affäre ging als „Pig-gate“ durch die Presse, das ganze Land lachte über den Premierminister. Cameron schweigt darüber bis heute, seine Sprecherin will das Buch nicht mit einem offiziellen Statement würdigen.

Irre ist nicht das Gerücht an sich, sondern die Tatsache, dass die meisten Briten denken, es könnte stimmen. Auf der Insel wundert sich kaum noch jemand über die Ausschweifungen und Affären der Mächtigen von Westminster, einem Ort, der seit langer Zeit schon als schmierig und verdorben gilt. Im Sommer veröffentlichte die „Sun“ Bilder von Baron Sewel, einem Mitglied des Oberhauses, der halb nackt dabei gefilmt wurde, wie er mit Prostituierten Kokain schnupfte.

Es gibt einen direkten Zusammenhang zwischen den Exzessen der alten Männer und dem Studentenleben in Oxford. Im Bullingdon Club gehörte es dazu, zum gemeinsamen Frühstück Prostituierte einzuladen. Ausschweifungen gehören zur Karriere, sie sind keine Ausnahmen, sondern liegen in der DNA der britischen Elite.

Der Bullingdon ist Geld und Mythos, Dekadenz und Wahnsinn und eines der letzten Refugien der Upper Class. Kein Labour-Politiker lässt sich die Gelegenheit entgehen, über das Old Boys Network herzuziehen, um zu zeigen, wer die Tories wirklich sind. Auch die Klatschblätter lieben solche Geschichten.

Der Klub wurde um 1780 herum gegründet und 1795 erstmals als Kricketverein schriftlich erwähnt. Hinein kommt, wer gefragt wird. Feste Aufnahmeregeln gibt es nicht. Es hilft aber, wenn Dad ein Schloss besitzt, ein kleines Zeitungsimperium oder eine Diamantmine. Die Zahl der Mitglieder schwankt zwischen zehn und zwei bis drei Dutzend. Söhne von Baronen sind darunter, Sprösslinge von Lords und Gouverneuren, der spätere dänische König Frederik IX. war dabei, der Vater Winston Churchills und der Kronprinz von Jodhpur. Evelyn Waugh hat sich 1928 in „Verfall und Untergang“ mit dem Verein befasst, voriges Jahr kam in Großbritannien der Film „The Riot Club“ in die Kinos, der den Bullingdon als Sammelstätte arroganter, reicher Gewalttäter darstellt.

Ein Klubraum existiert nicht, Nachrichten an Mitglieder bleiben unbeantwortet. Man muss mit Ehemaligen sprechen, um sich dem Mythos zu nähern. Nach einigen Mails und Telefonaten tritt ein grauhaariger Gentleman in ein Café im Londoner Stadtteil St. James's. Nennen wir ihn Julian. Gut rasiert, perfekt sitzender Anzug, Eton-Schüler und Oxford-Absolvent, bestens vernetzt in den politischen Kreisen der Stadt, per Du mit dem Premier. Julian ist auf einem Foto mit Cameron und Boris Johnson abgebildet, das den Bullingdon Club des Jahrgangs 1987 zeigt.

Zehn junge Männer sind darauf zu sehen, in Fräcken, hellen Westen und mit Fliege. Sie stehen auf einer Steintreppe in einem Innenhof von Christ Church, einem der renommiertesten der 38 Colleges, die zur Universität von Oxford gehören. Es ist eine Schwarzweißaufnahme, keiner lacht, was den Ausdruck herrschaftlicher Überlegenheit noch steigert, der in den Gesichtern nistet. Cameron steht da wie in Bronze gegossen. Fehlt nur ein Pferd zur vollkommenen Feldherrnpose.



FOTO: DAVID HARTLEY / REX SHUTTERSTOCK

Wahlkämpfer Cameron
Unverhohlener Führungsanspruch

Es ist natürlich unschön, als Premier immerfort an die vermögenden Freunde erinnert zu werden, während man selbst leider die Kürzung von Sozialleistungen durchpeitschen muss. Aber die britische Presse kann sehr pingelig sein. Was denkt jemand, der auf diesem Bild verewigt wurde, darüber, fast 30 Jahre später?

„Um Himmels willen, legen Sie das weg“, sagt Julian und schaut, als wäre er als russischer Spion enttarnt worden. Das Foto sei ironisch gemeint gewesen, sagt er, die arrogante Pose gestellt. Bevor der Fotograf auf den Auslöser gedrückt habe, habe der damalige Präsident des Klubs, Jonathan Ford, die Anweisung gegeben: „Okay, Freunde, nicht lächeln. Das ist der Bullingdon!“ Man müsse diese Aufnahme bitte in der neoromantischen Tradition der späten Achtzigerjahre lesen und verstehen.

Man kann wie David Cameron und viele andere Mitglieder ein halbes Leben damit zubringen, vor den Fragen über den Klub wegzulaufen. Ein weiterer Bullingdon-Mann, Klubjahrgang 1986, erzählt heute, er wünschte, er wäre niemals beigetreten. Damals sei er der Erste seit 20 Jahren gewesen, der nicht aus einer Privatschule stammte. Im Klub habe eine Atmosphäre von unverhohlenem Führungsanspruch geherrscht. „Jeder macht dumme Sachen, wenn er jung ist“, sagt der Mann. „Der Bullingdon aber war anders. Man wurde dazu ermutigt und dafür belohnt, sich hemmungslos zu besaufen und so viel Schaden wie möglich anzurichten.“

Immer wieder finden sich Berichte von Nächten, die übel endeten. Die Männer vom Bullingdon zerlegten Pubs, prügelten sich und tranken bis zum Koma. Der Schaden wurde gewöhnlich bar beglichen. 1977 starben vier Menschen, nachdem das Bullingdon-Mitglied Bartholomew S. mit seinem Maserati ein Auto gerammt hatte, offenbar stark alkoholisiert. Er kam mit einer Geldstrafe und einem Fahrverbot davon.

Inzwischen sind sie vorsichtiger geworden. Die Bullingdon-Mitglieder von heute sorgen sich um ihre Karriere, gemeinsame Treffen organisieren sie unter größter Geheimhaltung im Umland von Oxford.

Zu einem dieser Dinner hatten sie sich, im Frühjahr dieses Jahres, im „Manor“ verabredet, in der Grafschaft Oxfordshire. Ein Kleinbus brachte sie hin, 15 junge Männer in Frack und mit Fliege, darunter Vere Harmsworth, Sohn des „Daily Mail“-Besitzers, und George Farmer, dessen Vater Mitglied im House of Lords und Schatzmeister der Konservativen Partei ist. Tom Gibbs war dabei, Enkel des dritten Baron Wraxall, sowie Ali Daggash, der gern erzählt, sein Onkel sei der reichste Mann Afrikas.

Das Manor ist ein Landhotel aus dem 16. Jahrhundert samt Schwimmbecken und Tennisplatz. Für diesen Abend hatte der Bullingdon Club den Tudor Room reserviert, mit schweren Eichendielen und



Student Cameron (hinten M.) 1987: Ehrgeiz und Größenwahn liegen nahe beieinander

einer Mahagonitafel in der Mitte. Kellner trugen Rot- und Weißwein herein, dazu Champagner, ungefähr 50 Flaschen.

Es dauerte nicht lange, bis die ersten Gläser zerschmettert wurden. Jemand blutete aus einer Schnittwunde an der Wange, ein anderer lag wie tot am Boden. Die Tischdecke war übersät mit Flecken, vielleicht nur Rotwein, am Ende kehrte das Personal die Scherben in eine Mülltonne.

„Die sind hier aufgetreten wie die Royal Family“, erzählt John, einer der Kellner. „Die eine Hälfte ist eingenickt, während die andere damit beschäftigt war, das Geschirr zu zerdeppern.“ Ein Rudel besoffener Schnösel, das seien sie gewesen, mehr nicht. Ah, und falls man es genau wissen möchte: „Keine Drogen außer Alkohol.“

Exzess entsteht beim Bullingdon aus Langeweile. Früher, als Boris und David dabei waren, ging es im Klub noch herber zu. Der Initiationsritus bestand aus dem Zerlegen des Studentenzimmers, in dem der Kandidat wohnte. Die Mitglieder stürmten hinein, beschmierten Wände, zerrissen Bilder, zerfetzten Matratzen. Radosław Sikorski, ein Oxford-Kommilitone von Boris Johnson in den Achtzigerjahren und späterer Verteidigungs- und Außenminister Polens, ließ das Ritual ebenfalls über sich ergehen. Am Ende schüttelte ihm Johnson die Hand und sagte: „Glückwunsch, Mann. Du wurdest auserwählt.“

Für einen Neuling war die Zerstörung ein gutes Zeichen, er war für interessant genug erachtet worden, in den innersten Zirkel vorzustoßen. Mark Baring war Mitglied des Bullingdon Club, Sprössling eines Bankiers-Clans und Zweitgeborener des Baron Ashburton, der wiederum Chef des Ölkonzerns BP war. Barings Landhaus steht in Hampshire, zwei Stunden südwestlich von London. Der Hausherr öffnet die Tür in bequemen Cordhosen, in die man als englischer Aristokrat quasi hineingeboren wird. Er hat einige Jahre im Bankwesen hinter sich, heute ist er damit beschäftigt, den Grundbesitz seiner Familie in Hampshire zu verwalten, zu dem ausgedehnte Ländereien, ein Weingut und ein klassizistisches Opernhaus gehören.

Baring ist einer der wenigen, die freimütig über den Klub reden. Einer Historikerin der British Library erzählte er, manchmal hätten sie sich wie Vandalen benommen. „Das war sicherlich ungezogen, vor allem von Leuten, die früh in ihrem Leben Vorteile hatten. Es ging Geschirr und Mobiliar zu Bruch, aber wir haben versucht, so höflich wie möglich zu denjenigen zu sein, die uns bewirteten.“

Die Dinner seien „riotous“ gewesen, erzählt Baring in seiner Küche, tumultartig. Auf dem Jahrgangsfoto von 1980 ist er zusammen mit dem heutigen Verteidigungs-Staatsminister Philip Dunne und Jonathan Cavendish zu sehen, dem Produzenten der „Bridget Jones“-Komödien. Diese Art, seine Abende zu verbringen, sei nicht ungewöhnlich gewesen in Oxford. „Manchmal mieteten wir Stripperinnen.“ Er findet nichts daran. Vermutlich, sagt er, gebe es ähnliche Vereine doch auch „auf der anderen Seite des sozialen Grabens“.

Im zweiten Klubjahr kaufte Barings Bullingdon-Kumpel Jonathan Cavendish eine Doppelhaushälfte mit fünf Schlafzimmern südlich der Uni. Baring und Dunne zogen ein, mit mehreren Studentinnen und einem Chamäleon, das mit Heuschrecken gefüttert wurde. Die Bindungen, die sie damals eingegangen sind, halten bis heute. Barings spätere Frau Miranda war eine Exfreundin Dunnes. Baring erinnert sich an eine heitere, unbeschwerte Zeit.

Sein Sohn schlurft in die Küche. „Willst du am Wochenende mit zur Jagd?“, fragt Baring. Eigentlich hat sich wenig geändert seit den Oxford-Tagen. Die Freunde, die Abendessen, das Schwelgen in Bedeutung und Geschichte. Das Leben verschwimmt in einer endlosen Reihe von Dinnern mit den Jungs. Später sagt Mark Baring, er könne sich nicht erklären, was so bedeutsam am Bullingdon Club sei. Womöglich wirkt der Klub nur außergewöhnlich, wenn man drüben steht, auf der anderen Seite des Grabens. Er verlässt die Küche und kommt mit dem gerahmten Porträt seines Jahrgangs zurück. Die Namen unter dem Bild verdeckt er mit einem Stück Pappe.

Einige Wochen später feiern die Studenten von Christ Church das nahende Ende ihrer Zeit in Oxford. Zu besichtigen ist ein Milieu. Es sind keine Mitglieder des Bullingdon Club anwesend, aber viele ihrer Freunde und Kommilitonen. Die meisten wirken wie ihre eigenen Eltern. Es gibt den Historiker, die Bankerin, in Oxford probieren sie ihre Rollen an wie Maßanzüge. Die Gemäuer kitzeln den Ehrgeiz aus ihnen heraus, den Wahnsinn. Sie lernen nicht, sondern schuften, sie lachen nicht, sondern schreien, sie feiern nicht, sondern zerstören.

Eine Studentin erzählt zwischen zwei Zigarettenzügen, sie werde bei Goldman Sachs arbeiten. „Das ist doch eine rationale Entscheidung, oder?“ Man lernt hier früh, Champagnerflöten am Stiel zu halten, nicht am Kelch.

Wenn man es klug anstellt, ist Oxford die Treppe ins Paradies. In die Londoner City, nach Westminster oder weiter weg, nach Singapur oder an die Wall Street. Die Studentenklubs und Societies sind keine Garantie für einen Arbeitsplatz, aber sie sind unentbehrlich auf dem Weg nach oben. Die Netzwerke helfen bei Praktikumsplätzen und den ersten Jobs, irgendein Vater hat immer Platz in seiner Bank.

Hin und wieder gibt es Leute, die scheitern und fallen. Darius Guppy aus Boris Johnsons Jahrgang zum Beispiel, der als Betrüger im Gefängnis landete. Ehrgeiz und Größenwahn liegen nahe beieinander, vor allem im Bullingdon Club. Auf den Facebook-Profilen des jüngsten Jahrgangs aber, auf all den Partybildern und Urlaubsfotos, ist eine vergnügte, schwerelose Oberschicht zu betrachten, in den Gesichtern keine Spur von Furcht und Zukunftssorgen. Nur von Bestimmung und Macht.

Die Diskothek The Bridge in Oxford ist ein Ort, an dem sie sich hin und wieder treffen. Man muss Treppen hochsteigen bis zu einem Raum, in den nur diejenigen gelangen, die ein goldenes Band am Handgelenk tragen. Der Thron der Löwen steht hinten links, umsäumt von einer Kordel.

„Warum ist unser Tisch besetzt?“ Ali mit dem reichen Onkel fragt das. Es kommt zu Wortgefechten, bis jemand sagt: „Wir sind der Bullingdon, Mann.“ Nach wenigen Minuten ist der Platz geräumt.

Mitarbeit: Christina Hofstatter, Nick Mutch

Twitter: @chrischeuermann

Video: Im Herzen des Bullingdon Club

spiegel.de/sp422015club
oder in der App DER SPIEGEL

FOTO: DAFYDD JONES

bento

Say what?!

bento.de

Nackt Staub wischen

Global Village *In Polen ist eine Soap über ukrainische Putzfrauen überraschend erfolgreich.*

Swetlana ist brünett, langbeinig, um die dreißig und gerade sehr verliebt – in einen Mann, „der nicht trinkt, gut riecht und modisch geschnittene Anzüge trägt“, wie sie sagt. „Ein echter Euromann.“ Einer, der schon erreicht hat, wovon sie noch träumt. Er ist ein erfolgreicher Rechtsanwalt in Warschau und Pole. Sie ist seine Putzfrau und kommt aus der Ukraine. Weshalb wohl auch nichts wird aus der Geschichte. Der Anwalt kann sich noch nicht einmal ihren Vornamen merken, er nennt sie einfach Mascha.

3,6 Millionen Polen verfolgen seit Wochen jeden Sonntagabend, wie es mit den beiden weitergeht. Die Fernsehserie „Die Mädchen aus Lemberg“ bricht Quotenrekorde, schon in der ersten Staffel. Was daran liegen könnte, dass sie nah dran ist am wahren Leben. Und dass dieses Leben im Fernsehen trotzdem besser aussieht als im grauen Warschau.



Seriendarstellerinnen in Warschau: Polen ist plötzlich der Westen

Bis zu 500 000 Ukrainer arbeiten in Polen, sie pflegen Kranke, gehen putzen oder schuften auf dem Bau, viele von ihnen in Schwarzarbeit. Die Ukrainer erledigen zu Dumpinglöhnen all die Jobs, die die Polen nicht mehr wollen. Und nehmen damit die Rolle ein, die die Polen seit Jahrzehnten in Deutschland und Großbritannien innehaben. Auch das macht sie sympathisch.

Eine Mehrheit im Land begegnet den Gastarbeitern laut Umfragen mit Wohlwollen. Die Ukrainer gelten als fleißig, sie lassen ihre Kinder bei den Großeltern zurück und riskieren ihre Ehe für eine bessere Zukunft.

„Das Publikum will sich in den Helden einer Serie wiedererkennen können“, sagt Regisseur Wojciech Adamczyk, ein Zweimetermann mit Hipsterbart. Im Jahr zwölf der polnischen EU-Mitgliedschaft arbeiten noch immer rund zwei Millionen Polen im westlichen Ausland. „Die Ukrainer – das sind wir“, so Adamczyk. „Und gleichzeitig sind wir plötzlich der Westen, die Leute kommen auf der Suche nach einem besseren Leben zu uns. Das ist eine neue Erfahrung.“

Monatelang haben sich seine polnischen Schauspielerinnen den rollenden ukrainischen Akzent ihrer Heldinnen antrainieren müssen, nachdem ukrainische Schauspielerinnen beim Casting durchgefallen waren. Am Filmset stand sogar eine Linguistin für die vier Protagonistinnen bereit – darunter natürlich Swetlana, laut Drehbuch eine ehemalige Chemiestudentin, die keine Arbeit fand, ihre zwei Kinder beim Vater in Kiew ließ und nach Warschau ging.

Dann ist da noch Uljana, Absolventin des berühmten Konservatoriums von Lemberg, die ihre Geige für ein Ticket nach Warschau verkauft hat, weil der Orchesterdirektor seine nur mäßig talentierte Nichte bevorzugt hatte.

Und die blonde Polina, die in Lemberg eine Model-Agentur gemanagt hat, die dann aber pleiteging. Außerdem die naive Olyia, die für ihren Freund, einen Gitarre spielenden Künstler, der nicht arbeiten will, nach Polen gegangen ist.

Swetlana, Uljana, Polina und Olyia teilen sich in einem heruntergekommenen Warschauer Backsteinhaus ein Zimmer. Ihr Wirt, Herr Henryk, läuft den ganzen Tag in einem abgeschabten Hausmantel herum. Die Zimmervermietung ist nur ein Zubrot, sein Geld verdient er mit Dokumentenfälscherei. Er behandelt die Ukrainerinnen höflich, küsst ihnen die Hand und gibt väterliche Ratschläge.

Doch nicht alle Polen sind so nett: Die vier Mädchen aus Lemberg müssen putzen gehen, schwarz, versteht sich. Und sie sind der Willkür ihrer Arbeitgeber ausgesetzt. Ein Kunde bedrängt Swetlana sexuell, Polina soll nackt Staub wischen, Olyia wird von einer pedantischen alten Witwe malträtiert – das sind die Film-Erfahrungen aus dem Alltag jenes Neuproletariats, das sich von der Arbeit im Westen eine bessere Zukunft erhofft.

Nach jeder Folge posten Ukrainer auf der Facebook-Seite der TV-Serie, genau so sei es in Wirklichkeit, sie würden tatsächlich so schlecht behandelt.

Dabei sind die Sympathien der Polen für die östlichen Nachbarn seit der Revolution auf dem Maidan noch gewachsen. Aus Solidarität ließ die Warschauer Stadtverwaltung im vergangenen Jahr sogar den Kulturpalast, ein stalinistisches Protzgebäude im Zentrum, in den ukrainischen Nationalfarben anstrahlen. Polen gefällt sich in der Rolle eines westlichen Mentors der Ukraine.

In der Serie kommt der Umbruch in Kiew nur am Rande vor. „Politik ist mir nicht so wichtig“, sagt Regisseur Adamczyk: „Mir geht es darum, einen bescheidenen Beitrag zum Verständnis zwischen Polen und Ukrainern zu leisten. Wir sind schließlich Nachbarn.“

Fünf Folgen der „Mädchen aus Lemberg“ hat das öffentlich-rechtliche Fernsehen bisher ausgestrahlt, acht weitere werden folgen. Der Regisseur denkt bereits über eine zweite Staffel nach. Und weigert sich zu verraten, ob Swetlana ihren Rechtsanwalt am Ende nicht doch noch rumkriegt.

Jan Puhl
Mail: jan_puhl@spiegel.de

FOTO: K. WELLMAN



Formel 1

Aufscheuchende Worte

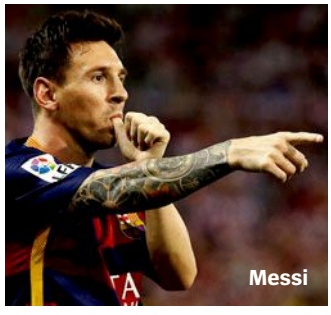
Wenn Bernie Ecclestone etwas über ein Geschäft verrät, das gar nicht abgeschlossen ist, dann will er dieses Geschäft noch beeinflussen. Vor einigen Tagen sagte der Geschäftsführer der Formel 1, er wäre „überrascht“, wenn die Rennserie nicht bald verkauft würde. Es gebe „viel Interesse“, er gehe davon aus, dass der Handel noch „dieses Jahr“ vollzogen werde. „So mal eben herausgerutscht ist ihm diese Aussage sicher nicht“, meint der frühere Rennfahrer und Teambesitzer Gerhard Berger. Ecclestone hat jedenfalls eines erreicht: dass sich jeder der Interessenten davor hüten sollte, bereits jetzt zu glauben, er erhalte den Zuschlag. Ecclestone hat die potenziellen Käufer aufgescheucht. Sollten sie ihre Angebote aufstocken, dann hätte er mit ein paar Worten einen besseren Deal für sich herausgeschlagen.

Es geht zunächst um jene Anteile an der Formel-1-Holding, die die Investmentfirma CVC Capital Partners (35,5 Prozent) und Ecclestone selbst (5,3) besitzen. Favorit für die Übernahme ist ein Konsortium, das der amerikanische Immobilienmilliardär Stephen Ross, 75, anführt. Auch der Staatsfonds von Katar zählt dazu. Sie würden die Formel 1 in einer schwierigen Phase erwerben. Die Zuschauerzahlen sind rückläufig, die komplexe Hybridtechnik hat den Wettbewerb ruinös verteuert. Betreiber traditioneller Rennstrecken wie in Silverstone oder Monza können das von Ecclestone verlangte Startgeld kaum noch aufbringen – anders als staatlich hochsubventionierte Veranstalter in Aserbaidschan oder Abu Dhabi. Dadurch schrumpft der Kernmarkt Europa, die Rennserie verändert ihr Gesicht. Das sehen viele Beobachter kritisch. Wer auch immer die Formel 1 kauft: Ecclestone wird sich zusichern lassen, dass er trotz seiner bald 85 Jahre Geschäftsführer bleiben darf. Das braucht er nicht mehr laut zu sagen, das weiß jeder, der mit ihm verhandelt. hac

Steueraffären

Im Namen des Vaters

Lionel Messi, Star des FC Barcelona, muss sich vor Gericht wegen des Vorwurfs der Steuerhinterziehung verantworten. Das entschied ein Untersuchungsrichter der katalanischen Stadt Gavà am Mittwoch. Auch sein Vater muss auf der Anklagebank Platz nehmen. Beide werden beschuldigt, den spanischen Finanzbehörden Werbeeinnahmen des Fußballprofis in Höhe von mehr als zehn Millionen Euro verschwiegen zu haben. Anfang der Woche, als erste Meldungen über den anstehenden Prozess die Runde machten, hatten deutsche Nachrichtenagenturen noch geschrieben, die Staatsanwaltschaft Barcelona habe die Anklage gegen den viermaligen Weltfußballer fallen lassen. „Freispruch für Messi“, hieß es. Die Verwirrung hat mit juristischen Finessen zu tun. Richtig ist: Die Staatsanwaltschaft Barcelona glaubt der Version des Spielers, der den Ermittlern sagte: „Um das Geld kümmert sich mein Papa, und ich vertraue ihm.“ Richtig ist allerdings auch: Im spanischen Strafrecht gibt es, anders als im deutschen, eine weitere Instanz, die bei Strafverfahren Anklage erheben kann: die Abogacía del Estado. Im Steuerfall der Messis vertritt die Behörde die Interessen des Finanzministeriums und legte Widerspruch gegen die Darstellung der Staatsanwaltschaft ein, Lionel Messi sei unschuldig. Die Abogacía del Estado besteht darauf, dass auch Messi junior angeklagt wird. Und darüber hat der Untersuchungsrichter nun entschieden. wul



Messi

FOTOS: DAN ISTITENE/GETTY IMAGES (O.); JAVIER BARBANCHO / REUTERS (U.)



Im Land der Blutwursttorten

Fußball Island, 330 000 Einwohner, hat sich für die Europameisterschaft 2016 qualifiziert. Ein Wunder? Ganz und gar nicht, sagen die Verantwortlichen. Beim Turnier in Frankreich will der Fußballzwerg mindestens ins Achtelfinale.

Es gibt Dinge, die man über Island weiß. Insel, moosig, grün, Polarkreisnähe, Elfenverdacht. Es gibt Vulkane, die unaussprechliche Namen haben und während eines Ausbruchs den Flugverkehr in Europa lahmlegen können. Isländer sitzen gern in heißen Wasserlöchern, die nach Schwefel stinken. Sie sind die Erfinder der hässlichsten Pullover des Planeten. Sie stammen unter anderem von Iren und Norwegern ab und haben von den einen die Neigung zum Wochenendbesäufnis und von den anderen die irren Steuersätze auf Alkohol übernommen. Ihre Insel hat so gut wie nichts, was man auf den internationalen Rohstoffmärkten verkaufen könnte, dafür atemberaubend schöne Landschaften, die man meist bei Regen und Eiseskälte bewundert, weil das miserable Wetter dort eine Art permanenter meteorologischer Attentatsversuch ist. Auf Island leben wunderbare, freundliche, ein wenig maulfaule Menschen mit fantastischer Arbeitsmoral und Geländewagen-Obsession. Das alles weiß man über Island. Und dass sie fast pleitegingen, als ihnen 2008 der völlig verrückte Bankensektor um die Ohren flog.

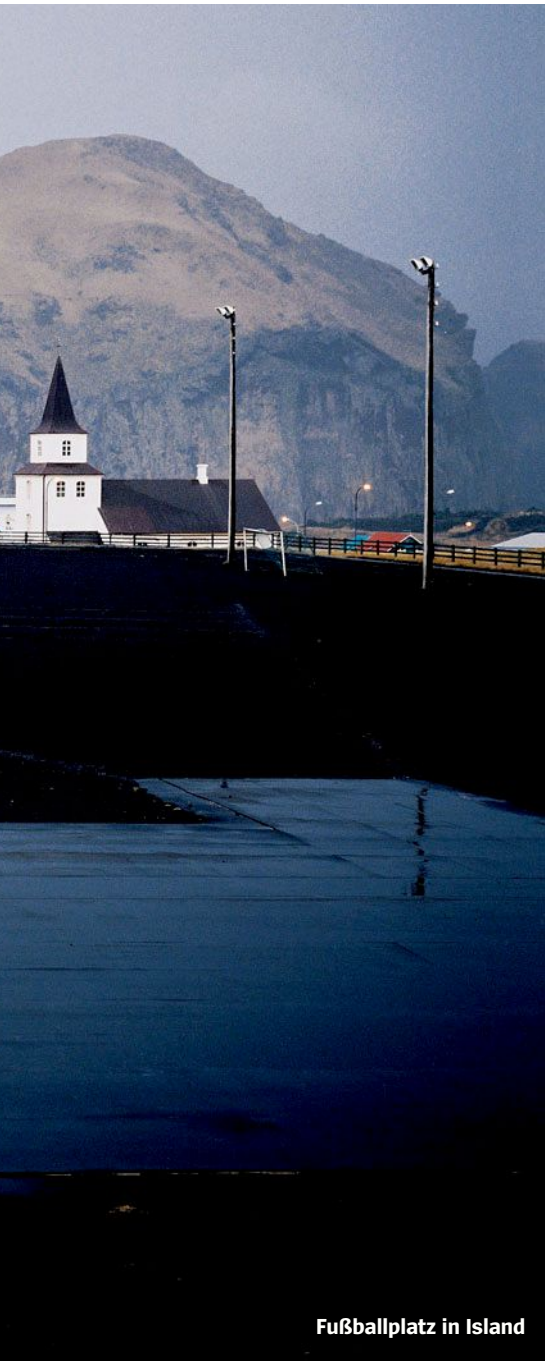
Was man vielleicht nicht über Island weiß, ist, dass sie dort Blutwursttorten backen und ihre Babys gern „zur Abhärtung“ im Kinderwagen vor der Haustür parken. Auch im Januar.

Gänzlich unbekannt ist aber wohl die Tatsache, dass, genau betrachtet, auf keinem Flecken der Erde so viel Fußballtalent zu finden ist wie auf Island. Nicht in Brasilien, nicht in Argentinien und ganz sicher nicht im Weltmeisterland Deutschland. Die in dieser Hinsicht beste Fußballnation derzeit ist ohne Zweifel Island. Ähnliches gilt übrigens auch für Handball (olympische Silbermedaille 2008) und Basketball (EM-Teilnehmer 2015). Rechnet man den Erfolg auf die Bevölkerungszahl runter, gibt es derzeit keine Nation, die pro Einwohner so viel sportliches Talent und Qualität hervorbringt. Nicht eine.

Island hat ungefähr so viele Einwohner wie Bielefeld, rund 330 000. Dennoch hat sich das Land gerade für die Fußballeuropameisterschaft im nächsten Jahr in Frankreich qualifiziert. Auf dem Weg dorthin hat Island in der brutal schweren Gruppe A die Niederlande geschlagen. Gleich zweimal. Die Türkei wurde mit 3:0 filetiert, und nur ein einziges Mal verlor man, 1:2 gegen die nicht so schlechten Tschechen in Pilsen.

Island war das stärkste Team der Gruppe A. Es hat sich als eines der ersten Länder überhaupt für die EM qualifiziert. Zwei Spieltage vor Schluss. Die logische Folge war nach Bekanntwerden der Nachricht

FOTO: JEROME BREZILLON / TENDANCEFLOUE / AGENTUR FOCUS



Fußballplatz in Island

FOTO: ZUMA PRESS / IMAGO



Isländische Nationalspieler, Trainer Lagerbäck: Sie maulen nicht rum, sondern ackern

ein aufgrund der erwähnten Steuern nicht ganz billiges Fan-Komasaufen in weiten Teilen der Hauptstadt Reykjavík. Noch nie hat es ein Land mit so wenigen Einwohnern zu einer Europameisterschaft geschafft. Der Deutsche Fußball-Bund hat 21-mal so viele Mitglieder wie Island Einwohner. Den bisherigen Rekord hielt Slowenien, das sich für die EM 2000 in Belgien und den Niederlanden qualifizierte. Es gibt zwei Millionen Slowenen.

Heimir Hallgrímsson, der eigentlich als Zahnarzt auf einer Insel vor der isländischen Südküste praktiziert, ist ein ruhiger, angenehmer Mensch. Blond, sportlich, 48 Jahre alt. Er teilt sich seit zwei Jahren den Cheftrainerposten mit dem Schweden Lars Lagerbäck. Nach der EM soll er alleiniger Cheftrainer werden. Hallgrímsson sitzt im Hilton in Reykjavík, dem Mannschaftshotel der Isländer, in dem sie vor jedem Heimspiel zusammenkommen. Wie alle Isländer möchte auch er nur mit dem Vornamen angesprochen werden. Heimir scheint ein wenig darauf bedacht zu sein, nicht arrogant zu wirken. Verständlich, wenn man seinen ersten Satz hört. „Die Wahrheit ist, ich war nicht überrascht, dass wir uns qualifiziert haben. Ich hätte nicht erwartet, dass wir es so schnell schaffen, dass es so glattgehen würde. Aber überrascht? Ganz ehrlich: nein."

Sagt der isländische Nationaltrainer.

Das „isländische Fußballwunder", von dem die internationale Presse seit Wochen berichtet, für Heimir Hallgrímsson ist es keins. Auch von den Begründungen, wie dieses Wunder angeblich zustande gekommen sein soll, hält er nicht viel.

„Es liegt mit Sicherheit nicht an den sieben Hallen", sagt Hallgrímsson. Fußballexperten begründen den Erfolg mit dem Bau dieser riesigen, überdachten Arenen. Zum ersten Mal hätten nun junge Spieler das ganze Jahr trainieren können, hieß es. Nicht wie früher nur von Mai bis Oktober, da während der anderen Monate die Plätze knietief von Schnee bedeckt waren. Eine wunderbare Geschichte. Erfolg durch Hallenbau. „Nur leider nicht wahr", sagt Hallgrímsson, „die Hallen haben geholfen, entscheidender war aber etwas anderes: die Trainerausbildung." Kein Land in Europa hat pro Einwohner so viele, so gut qualifizierte Fußballtrainer. 2003 gab es nicht einen isländischen Trainer, der eine Uefa-A- oder -B-Lizenz hatte. 2014, elf Jahre später, waren es etwa 770. „Ganz gleich, wo ein Talent in Island zur Welt kommt, es wird vermutlich von einem sehr gut ausgebildeten Trainer betreut. Nicht von einem Papa, der es gut meint, aber nicht wirklich weiß, was er tut", sagt Hallgrímsson.

Im Grunde hat Island das Naheliegende getan: Ein paar gute Fußballplätze wurden bereitgestellt, es wurde in die Jugendarbeit und in die Trainerausbildung investiert. Der Erfolg kam umgehend. Womit auch der zweite oft erwähnte Erklärungsversuch „des isländischen Wunders" vom Tisch ist. Der lautet: Glück.

Island habe einfach eine „goldene Generation" erwischt, heißt es. Das passiert manchmal im Fußball. In der Tat war der Fußball in Island früher anders. Früher gab es immer mal wieder einen oder zwei gute Spieler, beispielsweise Stürmer Eidur Gudjohnsen, der unter anderem für Chelsea und den FC Barcelona spielte. Man hatte aber nie elf gute Spieler. Oder auch nur elf halbwegs akzeptable Spieler. Es waren zwei, drei Stars, begleitet von acht Wikingern, die sich auf Blutgrätschen spezialisiert hatten. Stand dann noch der Atlantikwind günstig und hatte der Dauerregen Reykjavíks Fußballplatz in eine Art Schlammcatcher-Arena verwandelt, dann konnte es durchaus sein, dass die Chancen für ein Null zu Null nicht schlecht waren.

„Heute ist das anders", sagt Hallgrímsson. „Wir haben zwar bis heute keine Profiliga in Island, aber ich habe 80 isländische Profis im Ausland, aus denen ich ein Team bauen kann. 80 ordentliche Kicker!"

Der mit Abstand bekannteste heißt Gylfi Sigurdsson, der vor drei Jahren noch bei der TSG 1899 Hoffenheim war. Heute spielt er in der Premier League bei Swansea City.

„Natürlich sind es nicht die besten Spieler Europas, aber sie alle kennen sich seit Jahren, seit der Jugend, und wissen, was sie können. Und viel entscheidender: Sie wissen, was sie nicht können."

Schaut man sich Spiele der isländischen Nationalmannschaft an, sieht man ein bewundernswert kluges, konzentriertes Team. Technisch nicht begnadet, dafür organisiert, flexibel und jederzeit fähig, genau das zu tun, was das Spiel erfordert. Früher hoffte man in Island, mit Kampfkraft fehlende Qualität ersetzen zu kön-

nen, heute versucht man es mit Hirn. Hirn, das hat ein Land ohne Profiliga bewiesen, Hirn ist besser.

Der Mann, der das schon vor Jahren erkannt hat, heißt Geir Thorsteinsson, Präsident des Isländischen Fußballverbandes. Er hat ein schönes, geräumiges Büro in der Haupttribüne des isländischen Nationalstadions Laugardalsvöllur. Auch Thorsteinsson, Anfang fünfzig, schlank, mit ordentlichem Seitenscheitel, ist nicht überrascht, dass seine Mannschaft es zur EM geschafft hat: „Wir wären ja fast zur WM 2014 nach Brasilien gefahren." Island verlor damals in der Qualifikation sein zweites Play-off-Spiel gegen Kroatien.

Natürlich kennt Thorsteinsson das Rezept für eine erfolgreiche Zukunft. Gute Jugendarbeit macht sich bezahlt. Der Unterschied zu vielen anderen Ländern besteht wohl vor allem darin, dass er es einfach gemacht hat. Die neuen Stadien, die vielen Lehrgänge für die Trainer, der Wunsch, besser zu werden. Man muss es offenbar nur tun.

Die wichtigste Entscheidung, was die Nationalmannschaft anging, fiel 2011. Thorsteinsson suchte einen neuen, diesmal ausländischen Trainer für Island. Einen Vollprofi. Lars Lagerbäck, der schon die Schwe-



Profispieler Sigurdsson (M.)
Hirn ist besser

den und Nigeria gecoacht hatte, stand zur Verfügung. „Er machte den Unterschied", sagt der Verbandspräsident. Lagerbäck ist ein guter, analytischer Trainer. Er wusste, wie man mit Profifußballern umgeht, was viele seiner isländischen Vorgänger nicht wussten, schließlich hatten sie nie welche trainiert. Lagerbäck redete der Mannschaft ein, dass sie jeden schlagen könne. Auch Holland in Amsterdam. Da er taktisch wirklich ein Meister ist, glaubte das Team an ihn. „Die Mannschaft strotzt vor Selbstbewusstsein", sagt Thorsteinsson. „Das gab es so früher auch nicht."

Thorsteinsson will sich nicht auf ein Ziel für die Europameisterschaft in Frankreich festlegen, aber dass Island das Achtelfinale erreicht, davon geht er aus.

Früher oder später, wenn man mit dem isländischen Verbandspräsidenten über den Fußball in seinem Land spricht, wird es philosophisch. Thorsteinsson kann nicht wirklich erklären, warum so viele Spieler aus so einem winzigen Land kommen, warum die Mannschaft derzeit so unglaublich gut ist. Isländer seien nun mal genügsame, arbeitswillige Menschen. Er habe noch nie einen Vereinspräsidenten einer ausländischen Liga gehört, der sich über einen isländischen Spieler beschwert hätte. „Passiert einfach nicht", sagt Thorsteinsson. Alle sagen, Isländer seien tadellose Profis. Sie maulen nicht herum, sondern ackern. Trainer lieben sie. Die meisten Talente verlassen Island sehr jung. „Wir hätten keine Chance ohne die Auslandsprofis."

Spricht man mit Trainern oder Journalisten in Island, kommt am Ende immer das Beispiel mit dem Fischkutter. Früher, wenn der Fischkutter mit dem leicht verderblichen Fisch in den Hafen einlief, hätten alle anpacken müssen. Ganz gleich, wann und wie lange es dauerte. „Das hat sich in unsere Mentalität eingebrannt. Wir sind verdammt harte Arbeiter", sagt Thorsteinsson.

Am Ende klingt es ganz leicht, das Wunder, das keines ist. Man nehme Männer, die bereit sind, sich zu schinden, denen man als Kind beigebracht hat, den Ball ordentlich zu passen und im Notfall zu behaupten, und bezahle einen guten Trainer. „Wirklich, viel mehr ist das nicht", sagt Thorsteinsson.

Natürlich gibt es Kritiker, die sagen, dass Island einfach nur von dem neuen Modus profitiert hat. Die Uefa in ihrem grenzenlosen Drang, auch noch den letzten Cent herauszuholen, hat für die kommende Europameisterschaft das Teilnehmerfeld der Endrunde von 16 auf 24 Mannschaften erhöht. Es wird jetzt nicht wie bisher 31 EM-Spiele geben, sondern 51. In der Tat war es noch nie so einfach, die Qualifikation für die EM zu schaffen. Sogar die Hälfte der Drittplatzierten darf zum Turnier.

Aber die Wahrheit ist, dass Island nicht glücklich „hineingerutscht" ist. Das Team steht auf Platz eins der Tabelle, und Thorsteinsson sagt, dass es ihre Absicht sei, auf der Position auch am Ende zu stehen.

Vermutlich muss man sich einfach daran gewöhnen, dass Island zur europäischen Spitze aufgeschlossen hat. Ein Land mit so vielen Einwohnern wie Bielefeld. Vor ein paar Wochen war die U 21 der Franzosen da. Qualifikationsspiel zur U-21-EM. Unter anderem stand da für Frankreich, den kommenden EM-Gastgeber, Kingsley Coman auf dem Platz, der Jungstar des FC Bayern, der von sich sagt, dass er „den Unterschied" mache. Machte er nicht.

Island gewann 3:2. Juan Moreno

Video: Sportmacht Island

spiegel.de/sp422015island
oder in der App DER SPIEGEL

Weltfremd im Wallis

Fifa Von allein wollte Joseph Blatter nicht gehen, nun wurde er aus dem Präsidentenamt gescheucht. Er hinterlässt einen Trümmerhaufen.

Er hat sein Leben als mächtigster Mann des Fußballs immer genossen. Wenn er morgens um sechs Uhr aufstand, war Joseph Blatter oft schon richtig gut gelaunt, er suchte dann im Radio nach Popmusik und tanzte über den weißen Keramikboden seines Apartments. Sepp Blatter erzählte dem SPIEGEL vor zwei Jahren von diesem Morgenritual in seiner Wohnung am Zürichberg. Vielleicht wollte er mit dem Einblick in sein Privatleben zeigen: Seht her, ich bin ein lustiger Vogel. Schon damals dachte das Publikum wohl eher: Hat der Mann einen Knall?

Als Präsident der Fifa lebte er in einer eigenen Welt. Nach dem Frühstück ließ sich Blatter in seinem schwarzen Dienst-Mercedes zum Hauptquartier der Fifa chauffieren, einem Gebäude mit drei Stockwerken über der Erde und fünf darunter, einem Pentagon des Weltfußballs. Meist war Blatter der Erste im Büro, und oft war er der Letzte, der ging. Wie lustvoll er mehr als 17 Jahre lang regierte, wissen viele Fifa-Mitarbeiter zu berichten, die ihren Chef selten übellaunig erlebten. Blatter, der in jungen Jahren auch als Conférencier gearbeitet hat, ist in vertrauten Runden ein Charmeur und Unterhalter. Er liebt es, Witze zu erzählen, und wenn gute Freunde ihn am frühen Nachmittag in seinem Büro besuchten, ging er zu seinem Schrank und holte einen Scotch aus dem Regal. Black Label, viel Eis.

Und natürlich aß er gern gut. Auch am vorigen Dienstag war um die Mittagszeit ein Tisch im „Fifa Club" für Blatter reserviert, einem Spitzenrestaurant mit Blick auf den Zürichsee und die Alpen. Der Tisch blieb leer. Blatter konnte nicht weg aus seinem Büro, es ging für ihn um alles.

In Zürich, das wusste er, hatte sich schon tags zuvor die Untersuchungskammer der Fifa-Ethikkommission versammelt. Dort verhandelte sie seine Zukunft. Die Schweizer Bundesanwaltschaft beschuldigt Blatter der Untreue. Es geht um zwei Millionen Franken, die Blatter im Februar 2011 an den Uefa-Präsidenten Michel Platini gezahlt hatte, angeblich für eine Beraterleistung. Am Donnerstag kam dann das Urteil der rechtsprechenden Kammer der Ethik-

FOTO: VI IMAGES / GETTY IMAGES



Fifa-Präsident Blatter am 29. September in Zürich: Letztes Gefecht

kommission: Blatter und Platini werden für 90 Tage suspendiert.

Die Ära Blatter ist somit de facto vorbei. Sogar in seinem eigenen Haus, im Fifa-Hauptquartier, stand am Ende kaum mehr jemand hinter ihm.

Joseph S. Blatter war in den vergangenen Monaten vermutlich der meistverachtete Funktionär des Sports. Vor allem in Europa waren die Fans seine ständigen Scharaden leid, mit denen er sich im Amt hielt. Blatter selbst ließ die Empörung kalt. Er agierte wie ein Mann ohne Gewissen. Weltfremd. Entrückt. Noch Anfang der Woche hatte er seinen engsten Mitarbeitern verkündet, er werde ihr Präsident bleiben.

Mit epischer Wucht bricht nun sein Günstlingssystem zusammen. In den USA und in der Schweiz wird gegen die Fifa ermittelt, etliche Verbandsbosse sitzen bereits in Untersuchungshaft, weitere Verhaftungen, so hört man, werden folgen. Noch ist nicht abzusehen, wie es nach der Ära Blatter weitergehen wird – und ob die Fifa in ihrer heutigen Struktur und Größe auch in Zukunft noch bestehen wird. Derzeit gibt es nicht einmal einen Kandidaten, der am 26. Februar als Blatters Nachfolger zur Wahl stünde. Die Geschäfte hat erst einmal Issa Hayatou übernommen, der Präsident des afrikanischen Kontinentalverbands. Den Kameruner kann sich allerdings kaum jemand ernsthaft als Blatters Nachfolger wünschen, auch er war in Skandale verstrickt.

Viele Menschen in Blatters Umgebung glauben, dass der Schweizer nun innerlich zerbricht, weil er nicht mehr auf dem Thron sitzt. Die Fifa war Blatters Leben. Er hat keine Hobbys, keine Jacht, er leistet sich keine teuren Spielzeuge. Es war nicht in erster Linie das Geld, das ihn lockte. Blatter hat sich immer dagegen gewehrt, dass sein Gehalt veröffentlicht wird. Es wird bei etwa drei Millionen Schweizer Franken gelegen haben, die Spesen und Zulagen nicht mitgerechnet, die noch obendrauf kamen. Kein schlechtes Gehalt, gewiss, aber auch nicht zu vergleichen mit den Einkommen, die sehr viele Figuren hatten, die mit Blatter am Tisch saßen. Etwa die Konzernbosse jener Fifa-Sponsoren, die sich vorige Woche gerade noch rechtzeitig mit dünnen Verlautbarungen von ihrem einstigen Partner absetzten.

Blatter führt ein vergleichsweise bescheidenes Privatleben. Er wohnt in einem Apartment, das der Fifa gehört. Es wirkt wie ein kitschiges Altherren-Refugium, viel weiße Farbe, viel Keramik. Ein paar harte Getränke im Regal, ein paar Klassiker im Bücherschrank, Heine, Goethe, dazu ein paar Jahrgänge der Zeitschrift „National Geographic“, wie im Wartezimmer beim Zahnarzt.

Sein Büro ist zwar geräumig, aber die Einrichtung ist schlicht. Blatter hat es mit Erinnerungsstücken und Devotionalien aus seinem Leben geschmückt. Bei einem Besuch vor zwei Jahren stand am Fenster eine Regimentsfahne der Schweizer Armee, Blatter war einst Truppenkommandeur, auf dem Sofa türmten sich Plüschtiere zu einem bunten Berg, geschickt und geschenkt von Fans. Dinge, die ihm wichtig waren, standen auf einem Sideboard: eine Aufnahme von ihm mit Argentiniens Fußballheld Diego Maradona, eine Zeichnung des Kirchturms von Visp, seinem Heimatort im Kanton Wallis, daneben ein VIP-Ausweis der Palästinensischen Autonomiebehörde, ausgestellt auf seinen Namen, für seine Meriten um den palästinensischen Fußball.

Was Blatter an seinem Job faszinierte, war die Macht. Er wurde behandelt wie ein Staatschef. Er logierte in den besten Hotels der Welt. Er flog meist im Privatjet. Er sammelte Ehrentitel und Orden, Deutschland verlieh ihm das Große Bundesverdienstkreuz. Und er träumte vom Friedensnobelpreis.

Nun wird es schnell einsam um ihn werden. Zum „Camp Beckenbauer“, einem jährlichen Treffen von Funktionären, Vermarktern und sonstigen Wichtigtuern aus der Sportwelt, das Anfang der Woche in Kitzbühel abgehalten wurde, hatte man Blatter nicht mehr eingeladen. Franz Beckenbauer, der Gastgeber beim Gipfel in Tirol, schob stattdessen den Südafrikaner Tokyo Sexwale auf die Bühne und redete den früheren Kampfgenossen Nelson Mandelas zum kommenden Fifa-Präsidenten hoch.

Die Schlacht um die Spitzenjobs im Weltfußball hat begonnen. Der Präsident des Deutschen Fußball-Bundes, Wolfgang Niersbach, hat Chancen auf den Posten bei der Uefa. Auf das Präsidentenamt bei der Fifa spekulieren Geschäftsleute aus Afrika und Arabien.

Und Blatter? Was wird aus ihm? Manche langjährigen Begleiter machen sich Sorgen um den gestürzten Granden. Er sei in den letzten Wochen gealtert, heißt es, die „Aura der Macht“ habe ihn „verlassen“. Blatter darf nicht mehr an Konferenzen teilnehmen, er darf – eine Auflage bei Suspendierungen – noch nicht mal auf die Ehrentribüne eines Stadions, um sich ein Fußballspiel anzuschauen. Er ist ein Ausgestoßener.

Er werde sich ins Wallis zurückziehen, so hört man. In seine Heimat, in die Berge. Ruhe geben wird er nicht. Blatter will über seinen Nachfolger mitbestimmen. Sein letztes Gefecht. Er braucht dazu kein Büro in der Fifa-Zentrale in Zürich, nur sein Mobiltelefon.

Michael Wulzinger

FOTO: MICHAEL PROBST / AP/ DPA

Gerdchen

Idole Ein Trainingsanzug, über 400 Tore – Gerd Müller, nun an Alzheimer erkrankt, wollte niemals mehr sein als der, der er war.

Grüß Gott, ich bin der Gerd Müller. Ich bring den neuen Küchenkasten. Wo soll ich den hinstellen?“, fragte der Neue aus Nördlingen Mitte der Sechzigerjahre. Der FC Bayern zahlte ihm 160 D-Mark Gehalt im Monat und hatte ihm dazu einen Halbtagsjob als Möbelpacker verschafft, womit Müller noch einmal 400 Mark dazuverdiente, um sich ein Leben in München überhaupt leisten zu können.

Es sind Geschichten wie diese, die zeigen, dass der „Bomber der Nation“, der mit 365 Toren in 427 Bundesligaspielen erfolgreichste deutsche Torjäger aller Zeiten, nie mehr sein wollte, als er tatsächlich war. In einem Geschäft der Aufschneider war Gerd Müller der Stille, der Schüchterne, einer, den eine unbeholfene Empfindsamkeit umgab.

Seine Oberschenkel hatten einen Umfang von 60 Zentimetern, er war der Schrecken des gegnerischen Strafraums, der Albtraum der Torhüter, aber einer seiner Trainer, Dettmar Cramer, gab ihm den zarten Kosenamen „Gerdchen“.

Die jetzt vom FC Bayern bekannt gemachte Nachricht von der Alzheimererkrankung Müllers berührt auch deshalb so viele Menschen, weil Müller für eine Zeit steht, in der der Fußball noch anders war. Die Zeit seiner Erfolge, die Sechziger- und Siebzigerjahre, liegen angesichts der rasant voranjagenden Entwicklung des globalisierten Spiels sehr weit zurück. Das Gedröhn der Sponsoren, die endlosen Vermarktungsketten, das eitle und stumpfe Gewäsch von Beratern und PR-Profis existierte nur in ganz zarten Vorstufen.

Fußballspieler warben für die Firma, die den Trainingsanzug stellte, manchmal gaben sie eine Autogrammstunde in einem Sportgeschäft, manchmal nahmen sie eine Platte auf. Die von Gerd Müller hieß: „Dann macht es Bumm“. Diese Naivität wirkt heute in der Zeit eines eingegelten Super-Narzissten wie Cristiano Ronaldo ungeheuer charmant.

Ein Außenseiter und Anti-Ronaldo war Müller von Anfang an. „Was will denn der Dicke?“, hieß es oft bei der gegnerischen Mannschaft, wenn Müller bei seinem Heimatverein, dem TSV Nördlingen, als Mittelstürmer an den Anstoßkreis trat. Müller rächte sich mit seinen Toren, einmal waren es 16 in einem Spiel. Als 17-Jähriger erzielte er 180 von 204 Toren für seine Mannschaft. Aber wenn er das Trikot auszog, war er wieder der brave Gerd. Einer, der mit seinem kleinen Lehrlingsgehalt als Schweißer nach dem frühen Tod des Vaters die Mutter unterstützte. Ein einfacher Junge mit einem einfachen Geschmack. Sein Lieblingsgericht hieß Kartoffelsalat.

„Sie nix essen, Sie nicht Franz Beckenbauer, Sie dickes, kleines Müller“, schrie sein erster Trainer beim FC Bayern, Tschik Čajkovski, der glaubte, man habe ihm einen Hammerwerfer besorgt.

Dickes, kleines Müller. Schoss den FC Bayern viermal zur Deutschen Meisterschaft, zum Europapokal der Pokalsieger und der Landesmeister, Deutschland zum Europa- und Weltmeister, wenn ihn jedoch einer auf seine Leistungen ansprach, war ihm das unangenehm. Wenn er das Geheimnis seines Erfolgs erklären sollte, war er ratlos: „Wenn ich drei Sekunden Zeit zum Überlegen hätte, wäre es mit meinen Toren vorbei. Ich haue halt immerzu aufs Tor.“

Von all den großen Bayern-Spielern jener goldenen Periode hat Gerd Müller als einziger das Sprungbrett der damaligen Erfolge nie genutzt, um seine Karriere ins 21. Jahrhundert zu verlängern. Der Franz, der Sepp, der Uli, der Kalle, sie alle haben an der Ausweitung der Kampfzone des Fußballkapitalismus unendlich profitiert, sind zu Marken und teilweise zu Weltmarken geworden. Müller blieb dickes, kleines Müller. Als ihn Anfang der Siebzigerjahre der FC Barcelona mit Millionen lockte, winkte er ab mit den Worten: „Mog i ned. I kann doch ned mehr als ein Schnitzel essen.“

Es musste schon ein sehr übellauniger Trainer namens Pál Csernai kommen, um ihn aus München zu vertreiben. Er landete im heißen Florida, bei den Fort Lauderdale Strikers. Er schoss weiter Tore, aber abends saß er bald oft an der Bar seines Steakhauses, eines Ladens namens „Ambry“. Er trank, vertrank seine wenigen Immobilien, trank weiter, bis ihn Uli Hoeneß Anfang der Neunzigerjahre zurück in die Bayern-Familie holte und zum Entzug zwang. Danach besorgte Hoeneß ihm einen Job als Kotrainer der Amateure.

Wenn man Müller bei seinen Amateuren an der Säbener Straße traf, ein Netz voller Bälle auf dem Rücken, wirkte das Braun seiner Augen vor wenigen Jahren bereits ein wenig müde, aber freundlich, ohne Arg. „Was sich verändert hat“, sagte er: „Wir hatten einen Trainingsanzug, auch im Winter. Und den hast abends über den Ofen gehängt und gehofft, dass er einigermaßen trocken wird. Jetzt hat jeder acht Trainingsanzüge.“

Einen Trainingsanzug. 365 Bundesligatore, 68 Tore für die Nationalmannschaft. Ein Meister der Bescheidenheit, die nur endete, wenn er sich dem Strafraum des Gegners näherte. Bescheidenheit auch, nachdem er getroffen hatte. Er hob den Arm, hüpfte einmal unscheinbar, dann gehörte das Tor uns, den Zuschauern.

Gerdchen. Thomas Hüetlin





Sportler Müller 2014, als Torschütze 1974*: „Ich haue halt aufs Tor“

* Im WM-Finale gegen die Niederlande in München.

FOTOS: RENE TRAUT/HOTSPOT-FOTO (O.); WERNER BAUM / PICTURE ALLIANCE / DPA

Die 500 reichsten Deutschen

Internet-Millionäre Das Leben der jungen Wilden

Siemens-Clan Die Familie, der Konzern und Joe Kaeser



Jetzt testen:
Das digitale manager magazin
2 Ausgaben für nur €11,–
manager-magazin.de/angebot

MD15-504

Wirtschaft aus erster Hand

manager magazin

Psychologie

„Der eigene Bruder als ein Fremder“



Über Dächer fliegen, durch Prüfungen fallen, in der U-Bahn nackt dastehen: Der niederländische Psychologe **Douwe Draaisma,** 61, erklärt in seinem neuen Buch „Wie wir träumen“, weshalb unsere nächtlichen Abenteuer wichtig, aber nicht überlebenswichtig sind.

SPIEGEL: Warum träumen wir?
Draaisma: Träume haben vor allem eine persönliche Bedeutung für jeden von uns, so ähnlich wie Musik. Ich glaube hingegen nicht, dass Träume funktional wichtig sind für unser Leben. Manche neurologischen Erkrankungen oder auch Medikamente führen dazu, dass die Betroffenen nicht mehr träumen können. Und dennoch führen diese Menschen ein normales Leben.
SPIEGEL: Was verrät das nächtliche Kopfkino über den Einzelnen?
Draaisma: Wenig, es spiegelt insbesondere die gesellschaftliche und kulturelle Herkunft wider. In Nigeria hat man Angehörige verschiedener ethnischer Gruppen nach ihren Träumen befragt. Je größer die Bedeutung von Bildung und Schule war, desto häufiger traten bei den Menschen Prüfungsträume auf.
SPIEGEL: Sind Träume notwendig, um Stress abzubauen?
Draaisma: Prüfungsträume erinnern eher daran, dass man solche Drucksituationen schon einmal durchgestanden hat. Andererseits halten sie auch die Alarmbereitschaft hoch. Ich träume selbst häufig, dass ich unvorbereitet in Vorlesungen gehe oder einen Hörsaal nicht finde. Gerade deshalb passiert mir das vermutlich im wirklichen Leben nie.
SPIEGEL: In Ihrem Buch verraten Sie auch, wie blinde Menschen träumen. Wie muss man sich das vorstellen?
Draaisma: Für Blinde gestalten sich Träume genauso komplex wie für Sehende. Blinde beschreiben Klänge, Konversationen, Wind auf der Haut, Gerüche. Und kennen Sie folgendes Phänomen? Manchmal träumt man von einer nahestehenden Person, zum Beispiel vom eigenen Bruder. Im Traum sieht er plötzlich aus wie ein Fremder.
SPIEGEL: Ja.
Draaisma: Blinde machen die gleiche Erfahrung. Nur hat der Bruder in diesem Fall eine fremde Stimme. ble

Medizin

Müllabfuhr im Innenohr

Forscher aus Göttingen und Berlin haben einen Weg für eine Gentherapie bei bestimmten Formen von Schwerhörigkeit gefunden. Die Wissenschaftler untersuchten den Mechanismus, der die extrem schnelle Signalübertragung von den Innenohrzellen zu den Zellen des Hörnervs im Gehirn ermöglicht: Wie eine Art molekulare Müllabfuhr sorgen zwei Eiweiße dafür, dass in den Synapsen nach jeder Signalübertragung sofort Platz für die nächste geschaffen wird. Fehlt eines dieser Eiweiße, kommt es zu einer Form der Schwerhörigkeit, bei der keinerlei Hörgeräte helfen. Am Beispiel von Mäusen ist es den Forschern bereits gelungen, die Erbinformation für eines der fehlenden Eiweiße ins Innenohr zu schleusen – was dazu führte, dass das Gehör schwerhöriger Nager wiederhergestellt wurde. „Mit dieser Methode könnte die Behandlung genetischer Schwerhörigkeiten auch bei Menschen in absehbarer Zeit gelingen“, sagt Studienautor Tobias Moser vom Göttinger Institut für Auditorische Neurowissenschaften. jko



Kind bei Hörtest



Fußnote

30

Minuten körperliche Aktivität pro Tag reichen nicht aus, um das Risiko spürbar zu verringern, ein Herzversagen zu erleiden. Das zeigt eine Studie der University of Texas Southwestern, für die Daten von 370 460 Studienteilnehmern über einen Zeitraum von 15 Jahren ausgewertet wurden. Das Risiko schwerer Herzprobleme sank erst ab einer Stunde körperlicher Betätigung um 20 Prozent.

FOTOS: SAKE ELZINGA (O.); JOCHEN ZICK / ACTION PRESS (U.)



Perfekt getarnt

Erst auf den zweiten oder dritten Blick ist jenes Tier auszumachen, das sich auf diesem Bild in einem Wald in Finnland ausruht. In seinem Lebensraum verschmilzt der Bartkauz auf dem Ast nahezu perfekt mit der Umgebung.

FOTO: HGM-PRESS

Kommentar

Nobelpreis für ein Geschenk

Warum Pharmakonzerne gut daran tun, den Armen zu helfen

Pharmafirmen werden gern kritisiert, wenn sie uns Medikamente, die kaum helfen, teuer verkaufen. Der US-Arzneimittelhersteller MSD hat es vor einiger Zeit umgekehrt gemacht – und hat ein Wundermittel verschenkt. Es handelt sich um die Substanz Ivermectin, für deren Entwicklung der japanische Biochemiker Satoshi Omura und der aus Irland stammende Parasitologe William Campbell nun den Medizinnobelpreis gewonnen haben (den sie sich mit der chinesischen Malariaforscherin Tu Youyou teilen). Die Geschichte beginnt auf einer Wiese neben einem Golfplatz in Japan, wo Omura ein Bodenbakterium ausgrub und mit in sein Labor nahm. Dort fand er heraus, dass das Bakterium einen Stoff herstellt, der Parasiten abwehrt. Omura schickte den Fund an seinen Kooperationspartner Campbell in der MSD-Forschungsabteilung im US-Staat New Jersey, wo dieser den Stoff chemisch abänderte und in ein Medikament verwandelte. Es bekämpft die Larven eines tropischen Fadenwurms, die bis in die Augen des befallenen Menschen wandern und ihn erblinden lassen. Doch wovon sollten bettelarme Kranke in afrikanischen und südamerikanischen Ländern das Mittel bezahlen? Die Antwort gab 1987 der damalige MSD-Chef: Sein Unternehmen werde Ivermectin auf eigene Kosten herstellen und so lange liefern wie nötig. Mehrere Milliarden Tabletten hat die Firma seither verschenkt und dadurch Millionen Menschen vor den Symptomen der Flussblindheit bewahrt. So lobenswert die Spende ist, sie sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass Pharmariesen mehr Geld für die Erforschung von Lifestyle-Mitteln etwa gegen sexuelle Unlust oder Haarausfall ausgeben als für den Kampf gegen sämtliche Tropenkrankheiten. MSD ist auch nicht verarmt: Die Firma hat mit Ivermectin Milliardenumsätze gemacht – das Mittel dient auch der Behandlung von Nutz- und Haustieren.

Jörg Blech

Mail: joerg_blech@spiegel.de

Der sanfte Entzug

Medizin Über neun Millionen Deutsche konsumieren zu viel Alkohol. Suchtexperten fordern jetzt: mehr Schutz für Jugendliche – und Trinkschulen für Erwachsene.

Allmählich dürfte auch die letzte Wiesn-Suffnase nüchtern sein, und so wird es Zeit, Bilanz zu ziehen. Wie immer hält Bayern auch das diesjährige Oktoberfest für das Juwel bajuwarischer Willkommenskultur. Fast sechs Millionen Menschen schütteten Millionen Maß Bier in sich hinein, aufgestachelt von derber Saufmusik, oans, zwoa, g'suffa.

Das Zeltgelage war die übliche Wahnsinnsgaudi, nur unterbrochen von Maßkrugschlägereien. Mehr als 2000 Rotkreuzhelfer und Ärzte sammelten Bierleichen auf, Hunderte erwachten erst in Ausnüchterungsstationen, und immerhin 16 von ihnen waren noch keine 16 Jahre alt.

Viele Politiker mischten sich in Dirndl und Lederhose in Deutschlands beliebteste offene Drogenszene, allen voran der harte Kern der Bierpartei CSU. Nur eine hochrangige CSU-Frau blieb dem Ereignis auffällig fern.

Die fränkische Hauswirtschaftsmeisterin Marlene Mortler, 59, zog es vor, das Bier-Hochamt kommentarlos an sich vorüberziehen zu lassen, was bemerkenswert ist, denn sie ist seit über anderthalb Jahren die Bundesdrogenbeauftragte. Doch kein Wort von ihr zum schlimmsten kollektiven Alkoholexzess auf Erden.

Mortler schweigt, Suchtexperten aber fordern jetzt eine Kehrtwende. Am Mannheimer Zentralinstitut für Seelische Gesundheit sinniert der Psychiater Derik Hermann, 43, darüber, wie das Oktoberfest die deutsche Trinkkultur prägt, die er für heikel hält.

Eine Frage der Menge

Relatives Risiko, durch Alkoholkonsum früher zu sterben als Abstinenzler, in Prozent



*Ein Getränk entspricht 10 bis 12 Gramm Alkohol, z. B. 1 Bier (250 ml), 1 Glas Wein (100 ml) oder 40 ml Tequila; Quelle: Di Castelnuovo et al.

„Das Oktoberfest sendet eine klare Botschaft in die Gesellschaft, an Kinder und Jugendliche: Wenn du einen draufmachen willst, dann nimm Alkohol, der ist okay." Doch dies, so der Suchtmediziner Hermann, sei ein tragisches Missverständnis: „Wir wissen inzwischen: Das Ausmaß der Schäden, sowohl für die Gesundheit des Einzelnen als auch für die Gesellschaft, liegt bei Alkohol um ein Vielfaches höher als bei den illegalen Drogen."

Deutschland, es muss gesagt werden, hat ein Alkoholproblem, und zwar gleich ein mehrfaches. Zwar drohen hierzulande keine russischen Verhältnisse; aber im weltweiten Vergleich zählt das Land zur Spitzengruppe der Trinkernationen (siehe Karte Seite 110).

Die aktuellen Zahlen sind erschreckend: Mehr als neun Millionen Erwachsene picheln gewohnheitsmäßig zu viel und bringen sich damit in Gefahr. 1,77 Millionen sind Alkoholiker, eine fast ebenso hohe Zahl pflegt hochriskanten Konsum und droht in die Sucht abzugleiten. Jährlich sterben mindestens 74 000 Deutsche an den Folgen der Sauferei.

Besoffene verursachen tödliche Verkehrsunfälle, sie neigen zu Gewalt, sogar gegen ihre eigenen Frauen und Kinder, sie fallen Treppen hinunter und brechen sich dabei die Knochen, sie ruinieren Lebern, Ehen und Karrieren, und obwohl die Gesellschaft all dies weiß, „akzeptiert und ignoriert sie alle Gefahren", kritisiert Hermann.

Problembewusstsein? Veränderungswille? Fehlanzeige. Alkohol ist der blinde Fleck der deutschen Gesundheitspolitik. Vor allem Kinder und Jugendliche müssten besser geschützt werden. Dafür gibt es wirksame Maßnahmen, die sich in anderen Ländern bereits bewährt haben:

- die Anhebung des Alterslimits für Bier und Wein von 16 auf 18 Jahre, also auf die Grenze, die zum Schutz der Jugendlichen in fast allen anderen EU-Staaten gilt. Teenager-Gehirne stecken in einem fragilen Umbauprozess, in dem Drogen, Alkohol ebenso wie Cannabis, schwere Schäden anrichten können;
- die Durchsetzung von Verkaufsverboten. Wie Testeinkäufe gezeigt haben, finden Kinder und Jugendliche noch immer viel zu leicht Händler, die ungestraft Alkohol an sie verkaufen. Das tatsächliche Einstiegsalter liegt derzeit bei 14 bis 15 Jahren – und je jünger Jugendliche mit dem Trinken anfangen, desto größer ist das Risiko, dass sie als Erwachsene süchtig werden;
- Werbeverbote für Alkoholika – und vor allem: höhere Preise. Sie dämpfen den Konsum, speziell bei Jugendlichen. Derzeit ist die Halbliterflasche Wodka bei Discountern schon für 5,49 Euro zu haben;



FOTOS: STUDIO RYNIO (U.); FLORIAN GENEROTZKY / DER SPIEGEL



Besucher des Oktoberfestes in München bei Trinkpause auf dem berüchtigten „Kotzhügel“: Deutschlands beliebteste offene Drogenszene

▶ Warnhinweise für Schwangere. In Frankreich prangen sie auf jeder Weinflasche, und gäbe es sie auch hier, so würden vermutlich nicht jährlich rund 10 000 Babys mit alkoholbedingten Hirnschäden geboren. Zu heilen sind viele dieser Kinder nicht. Geistig und körperlich schwerbehindert, bleiben sie ohne Ausbildung, ohne Job, ohne Aussicht auf Selbstständigkeit – und das nur, weil schlecht informierte Schwangere getrunken haben.

Doch an all diese Themen wagt sich kaum ein deutscher Politiker heran. Auch Mortler und Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe (CDU) verzichten darauf, Führung zu übernehmen. Brauer, Winzer und Spirituosenhersteller wehren sich heftig gegen jede Einschränkung des Konsums, und ohnehin gelten Alkoholwarner in Deutschland als Spaßbremsen: 80 Prozent der Bürger trinken und möchten sich das Vergnügen nicht verderben lassen.

Auch der Mannheimer Suchtmediziner Hermann trinkt Alkohol – doch anders als so viele seiner Landsleute richtet er sich dabei streng nach den Empfehlungen der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen. Was deren Experten als gerade noch unbedenkliches Konsumverhalten ansehen, dürfte auf viele ernüchternd wirken: Um größere Risiken auszuschließen, sollten sich ansonsten gesunde Männer täglich höchstens 0,3 Liter Wein zu Leibe führen



Junggesellenabschied im englischen Blackpool: „Mann, du becherst aber einen weg“

oder 0,6 Liter Bier, Frauen sogar nur jeweils die Hälfte.

Hand aufs Herz: Wer trinkt mehr? Jede Maß ist schon ein Übermaß. Ein schlechtes Gewissen plagt viele, hat Hermann beobachtet. Viele flunkern, wenn sie ihren wahren Konsum angeben sollen. Andere tun so, als wäre Alkoholmissbrauch vor allem ein Problem des Prekariats, dabei zieht er sich quer durch die Gesellschaft. Schon die regelmäßige Flasche Rotwein am Abend, die sich gestresste Wohlstandsbürger aus der Mittelschicht gönnen, ist ein bedeutendes Gesundheitsrisiko.

Dass Alkohol als Zellgift auf Dauer die Leber angreift, hat sich herumgesprochen; weniger bekannt ist, was er sonst noch anrichtet: Wer jahrelang zu viel trinkt, dem drohen etwa eine Entzündung der Bauchspeicheldrüse oder der Magenschleimhaut, Bluthochdruck und Herzmuskelerkrankungen, Krebs in Mundhöhle, Rachenraum und Speiseröhre, in der Leber oder im Darm. Alkohol kann Übergewicht verursachen, Depressionen und Angsterkrankungen, bei einer Vielzahl anderer Leiden verschlimmert er den Verlauf.

Vor allem die klassischen Alkoholiker, Menschen, die am Tag eine Flasche Schnaps leeren, finden in Deutschland ein reichhaltiges Therapieangebot. Jede Stadt hat Suchtberatungsstellen, es gibt Suchtkliniken und Selbsthilfegruppen wie die Anonymen Alkoholiker. Doch ein Großteil der deutschen Problemtrinker fällt durch dieses Betreuungsnetz – Leute, die gewohnheitsmäßig zu viel trinken, sich aber selbst nicht als Süchtige sehen und auch nicht abstinent leben wollen.

„Für den deutschen Allerweltstrinker“, klagt Hermann, „gibt es in Deutschland bislang zu wenige Angebote.“ Das Mannheimer Zentralinstitut für Seelische Gesundheit gehört zu den Einrichtungen, die das jetzt ändern wollen. In einer ambulanten Alkoholschule unterweist Hermann dort die Eine-Flasche-Rotwein-Fraktion in der Kunst, weniger zu trinken.

Und das geht so: Hermann rät seinen Klienten, sich ebenso strikte wie simple Regeln zu geben. Kein Alkohol vor 20 Uhr. Weg von harten Sachen, hin zu Wein und Bier. Trinktagebuch führen. Zwei, vielleicht drei alkoholfreie Tage pro Woche und dazu einmal jährlich eine vierwöchige Abstinenzphase. Und jedes zweite Glas solle prinzipiell ein alkoholfreies Getränk enthalten. Das Ziel sei der bewusste, kontrollierte Umgang mit dem Rauschmittel.

„Viele Betroffene“, sagt Hermann, „finden dieses Bündel an Maßnahmen einfacher als gedacht. Sie merken, dass sie morgens besser hochkommen, dass sie mehr Energie haben, dass ihnen mehr Zeit bleibt für Hobbys, Sport und Freunde.“ Der sanfte Entzug führe häufig dazu, dass Leute ihren Alkoholkonsum halbierten, ohne dabei ihre Lebensqualität einzuschränken.

Hilfreich beim Wenigertrinken ist aber auch ein neues Medikament. Wer absehen kann, dass ihm zum Beispiel bei einem Fest mehr Durst droht, als ihm guttut, der kann Stunden vorher ein Präparat mit dem Wirkstoff Nalmefen einnehmen. Die Pille hilft, nach ein, zwei Gläsern wirklich aufzuhören.

Normalerweise bewirkt das Trinken im Gehirn die Ausschüttung von Glückshormonen, weshalb der Mensch freudig nach mehr Alkohol verlangt. Nalmefen (Handelsname: „Selincro“) sorgt dafür, dass das Gehirn auf diese Hormone nicht mehr reagiert. „Weitertrinken macht dann nicht so viel Spaß“, sagt Hermann.

In Studien des Nalmefen-Herstellers Lundbeck aus Dänemark wurde festgestellt, dass Probanden nach sechs Monaten bis zu 61 Prozent weniger Alkohol tranken. Nach Hermanns Erfahrung verringert sich die Trinkmenge in der Praxis aber deutlich weniger stark. Wichtiger als das Medikament sei der Wille, sein Verhalten zu verändern.

Wer wissen will, ob er zu viel trinkt, kann sich einem einfachen Selbsttest unterziehen, rät Raphael Gaßmann, 55, Geschäftsführer der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen in Hamm. Keine Sorgen brauche sich zu machen, wer nicht jeden Tag Alkohol trinke – und an keinem Tag so viel, dass er betrunken ist.

Anders liege der Fall bei denen, die schon in ihrem Umfeld auf ihren erhöhten Konsum angesprochen würden. „Wenn etwa Ihre Kollegen sagen, ‚Mann, du becherst aber einen weg‘, dann ist das ein Hinweis darauf, dass Ihnen etwas entgleitet“, sagt Gaßmann. Und wer schon einmal

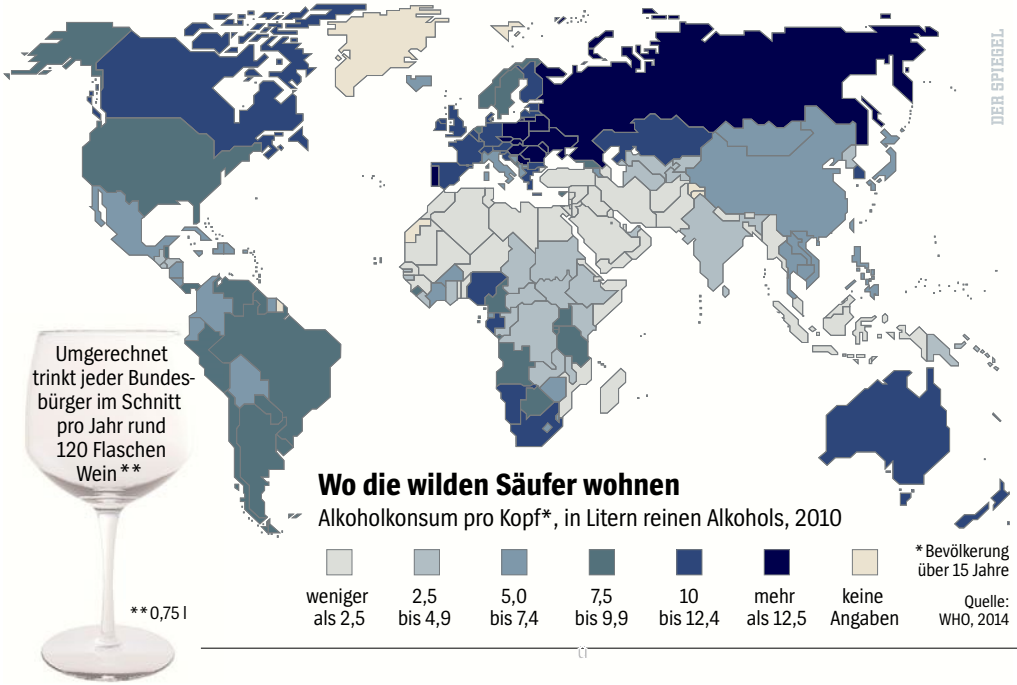


FOTO: DOUGIE WALLACE / INSTITUTE

Digital lesen plus iPad!



„Ein neues iPad, das wär's, so dachtest du dir. Nun kommt endlich das **Angebot, auf das du gewartet hast.** Jetzt könnte es bald vor dir liegen, das **iPad Air 2.** Du freust dich auf all die neuen Möglichkeiten, die es dir bieten wird. Vor allem wirst du stets bestens informiert sein, denn du erhältst auch den **digitalen SPIEGEL.** Und zwar auf dem iPad."

iPad Air 2 in Spacegrau – 16 GB WiFi
Mit 9,7"-Widescreen-Display und 8-MPix-Kamera.
Gewicht: ca. 437 g.

Zuzahlung: € 315,– bei einem Jahresbezug des digitalen SPIEGEL für nur € 50,70 vierteljährlich.

Jetzt den digitalen SPIEGEL + iPad Air 2 sichern.

Gleich bestellen unter:

040 3007-2700 **www.spiegel.de/tab2015**

SD15-080

Noch vor Erscheinen der Print-Ausgabe. Schon ab freitags 18 Uhr.

Ausgaben auch offline lesen.

Mit zusätzlichen Videos, interaktiven Grafiken und 360°-Panoramabildern.

Exklusiv: Mit der SPIEGEL-ID jede Ausgabe auf bis zu 5 verschiedenen Geräten.

App für Tablets, Smartphones sowie für PC/Mac.

Alle E-Books aus dem SPIEGEL-Verlag inklusive.

Rosenzweig & Schwarz, Hamburg

SPIEGEL GESCHICHTE

„Der Aufstieg Roms“

Montag · 19. Oktober 2015
20 Uhr

Prof. Dr. Wolfgang Blösel
diskutiert mit
dem SPIEGEL-Redakteur
Dr. Johannes Saltzwedel

BUCERIUS KUNST FORUM
Hamburg



© Norbert Enker

Wolfgang Blösel, geboren 1969, ist Althistoriker und Professor für Alte Geschichte an der Universität Duisburg-Essen. Die römische Geschichte ist ein Schwerpunkt seiner Forschung.

FORUM GESCHICHTE
Eine Kooperation von
SPIEGEL GESCHICHTE und
BUCERIUS KUNST FORUM

BUCERIUS KUNST FORUM

www.spiegel-geschichte.de

Die Eintrittskarte (€ 10,–/€ 8,–) berechtigt am Veranstaltungstag zum Besuch der Ausstellung „Von Poussin bis Monet. Die Farben Frankreichs (10. Oktober 2015 bis 17. Januar 2016)“. Die Ausstellung ist am Veranstaltungsabend von 19.00–19.45 Uhr exklusiv für Veranstaltungsgäste geöffnet. Tickets sind im Bucerius Kunst Forum und in allen bekannten Vorverkaufsstellen erhältlich.

von der Polizei wegen Alkohols aus dem Verkehr gezogen wurde, der habe ihn definitiv nicht im Griff.

Einem solchen Selbsttest hat sich jetzt offenbar CC Sabathia, 35, von den New York Yankees unterzogen, einer der bestbezahlten Baseballwerfer der Geschichte. Nach einem durchsoffenen Wochenende hat er sich am Dienstag dieser Woche, vor einem wichtigen Meisterschaftsspiel, spontan selbst in eine Entzugsklinik eingewiesen. In den USA ist der Schock darüber so groß, wie er es in Deutschland wäre, wenn sich Oktoberfestbesucher Thomas Müller vom FC Bayern München in Therapie geballert hätte.

Immerhin: Die Deutschen trinken heute weniger Alkohol als noch vor 20 oder 40 Jahren. Die Vieltrinker jedoch haben ihren Konsum hochgeschraubt. Die Zahl derer, die jegliche Kontrolle verlieren, steigt nach Gaßmanns Beobachtung rapide. „Innerhalb der letzten zehn Jahre“, sagt er, „hat sich die Zahl der Einlieferungen von Volltrunkenen in die Notaufnahmen mehr als verdoppelt.“ Das sogenannte Komasaufen – Trinken bis zum Umfallen – sei keineswegs mehr beschränkt auf junge Erwachsene.

„Es hat in fast allen Altersgruppen zugenommen, selbst unter den 70- bis 80-Jährigen“, sagt Gaßmann. Die einzige Gruppe, die keinen weiteren Zuwachs verzeichne, sei die der Männer zwischen 40 und 50 Jahren – aber nur deswegen, „weil die immer schon extrem viel tranken, mehr geht gar nicht“. Männer im mittleren Alter bilden die Kernklientel der ambulanten und stationären Alkoholtherapie. Nur totale Abstinenz kann ihr Leben retten.

Für all diejenigen aber, die ihren Konsum im Zaum haben, gibt es eine gute Botschaft: Wer wenig trinkt, lebt offenbar sogar gesünder als derjenige, der gar nicht trinkt. Denn anders als Zigaretten haben Bier und Wein auch gesundheitsfördernde Wirkungen. Wer seinen Konsum im empfohlenen Bereich belässt, so zeigen epidemiologische Studien, der senkt sogar sein Risiko für einen Herzinfarkt, für Arteriosklerose, Diabetes, Osteoporose, selbst für Alzheimer und andere Demenzerkrankungen.

Das Optimum beim Alkoholkonsum, so der heutige und natürlich nicht unumstrittene Stand der medizinischen Forschung, scheint für Männer und Frauen gleichermaßen bei sechs Gramm Alkohol pro Tag zu liegen. Das entspricht etwa einem halben Glas Sekt (0,05 Liter). Forscher wissen: Vergleicht man Sechs-Gramm-Trinker und Abstinenzler, so sind bei den Trinkern nach einem Jahr fast ein Fünftel weniger gestorben (siehe Grafik Seite 108).

Doch es ist nur wenigen gegeben, sich damit zu begnügen. Wie auch? Das Zaubermolekül C_2H_5OH hat die Menschheit im Griff seit Anbeginn. Nicht ohne Grund wiesen es viele Kulturen in den Bereich des Göttlichen. C_2H_5OH lässt Sorgen und Zweifel schwinden, es macht gute Laune und frischen Mut, es macht je nach Bedarf munter, gesellig, spirituell oder müde.

Und entspannt: Kaum hatte Noah Gottes Auftrag erfüllt und seine Arche wieder auf dem Trockenen, so die Bibel, legte er einen Weinberg an, von dessen Ertrag er sich umgehend so sehr besoff, dass er nackt im Zelt zusammenbrach.

Vögel, Affen, selbst Fruchtfliegen können kaum widerstehen, wenn sie Gelegenheit finden, sich an vergorenen Früchten zu berauschen. Der US-Archäologe Patrick McGovern glaubt sogar, dass die Menschheit den Ackerbau nur erfand, um sich der Fermentation von Reis, Weizen, Gerste und Hirse zu widmen und leichter an Alkohol zu kommen. McGovern hat in rund 9000 Jahre alten Trinkgefäßen aus China Spuren alkoholischer Getränke nachgewiesen.

Der Rausch ist offenbar ein Grundbedürfnis des Menschen. Um dem Alltagsbewusstsein zu entfliehen, bieten manche Kulturen ihren Mitgliedern Cannabis an, andere Coca, Khat, halluzinogene Pilze oder Pflanzenextrakte. Vieles spricht dafür, dass Alkohol zwar eine wirksame Wahl war, aber unter diesen Alternativen die schlechteste: Die tödliche Alkoholvergiftung zählt zu den tragischen Alltäglichkeiten, eine tödliche Cannabisvergiftung hingegen ist physiologisch unmöglich.

Der Psychopharmakologe und Psychiater David Nutt, 64, war Drogenbeauftragter Großbritanniens, eines Trinkerlands von deutschem Format. 2009 vertrat er die These, dass LSD eine weniger schädliche Droge sei als Alkohol, weil auch LSD niemanden direkt töte. Kein Politiker mochte dies hören, also setzten sie ihn vor die Tür.

Jetzt arbeitet Nutt in einem Labor am Londoner Imperial College. Dort hat er sich eine epochale Aufgabe gestellt: Er will den Alkohol abschaffen – nicht aber den Rausch. Nutt ist dabei, eine synthetische Konkurrenzdroge zu kreieren; eine trinkbare Substanz, die im Gehirn für Entspannung und Euphorie sorgt, aber kaum süchtig macht und nicht toxisch auf Körperzellen wirkt. Mit einem Gegengift soll sich der Anwender überdies jederzeit wieder nüchtern machen können.

Nutts bislang noch geheimer Stoff verträgt sich geschmacklich wohl nicht mit Bier und Wein, aber in Cocktails könnte er sich fügen. Sollte seine Kreation wirklich in die Bars der Welt einziehen, dürfte Nutt einer von drei Nobelpreisen sicher sein – Medizin, Chemie oder Frieden, vielleicht alle drei.

Marco Evers
Mail: marco_evers@spiegel.de

DIE WELT Edition.
Digitale Zeitung.

Zeitung, die BEGEISTERT

JETZT 30 TAGE KOSTENLOS TESTEN:
WELT.DE/TESTEN

Erleben Sie die digitale Zeitung: mit multimedialen Inhalten, mit der Netzschau für das Beste aus dem Netz, mit Meinungskompass und mit unserem preisgekrönten Qualitätsjournalismus. Mit der Zeitung von morgen immer schon ab 19 Uhr und sonntags mit der WELT am SONNTAG. Auf all Ihren Devices. **DAS IST ZEITUNG, DIE BEGEISTERT.**



Laden Sie jetzt in Ihrem App Store DIE WELT Edition und testen Sie selbst.

Laden im App Store | ANDROID APP ON Google play | Available at amazon

Autisten des Mikrokosmos

Physik Zwei Forscher erhalten den Nobelpreis für die Entdeckung, dass Neutrinos eine Masse haben. Nun sollen die spukhaften Teilchen helfen, in das Innere von Erde und Sonne zu blicken.

Man stelle sich vor, man bekomme von einer guten Fee ein kostbar gebundenes Buch überreicht, in dem sämtliche Lottozahlen der Zukunft verzeichnet sind. Es gibt da nur ein Problem: Die Einträge sind mit unsichtbarer Tinte geschrieben.

Ungefähr so muss es Physikern ergehen, die sich mit der Erforschung von Neutrinos befassen. Dabei handelt es sich um gespensterhafte Teilchen, die allgegenwärtig den Raum durchschwirren. Und sie tragen faszinierende Geschichten mit sich herum. Diese erzählen vom radioaktiven Ofen im Innern der Erde; vom Feuer, das die Sonne erglühen lässt; von fernen Sternenexplosionen; ja selbst vom Urplasma, welches das Universum kurz nach seiner Geburt erfüllte. Doch leider sind die Neutrinos äußerst diskret. Es ist fast unmöglich, ihnen ihre Geheimnisse zu entlocken.

Angesichts dessen mutet es nur folgerichtig an, dass der diesjährige Physiknobelpreis für eine Entdeckung vergeben wurde, die ebenso spukhaft anmutet wie diese Teilchen selbst: Vor rund 15 Jahren fanden der Japaner Takaaki Kajita und der Kanadier Arthur McDonald heraus, dass die Masse der Neutrinos nicht null, sondern nur so gut wie null ist. Ihr genaues Gewicht zu ermitteln ist bis heute Ziel aufwendiger Präzisionsmessungen.

Der vertrackte Charakter der Neutrinos kam bereits zum Ausdruck, als die Forscherwelt erstmals von deren Existenz erfuhr: Der österreichische Physiker Wolfgang Pauli rätselte, warum beim radioaktiven Zerfall von Atomkernen Energie verloren zu gehen schien. Da Pauli an eine Vernichtung von Energie nicht glauben mochte, sah er sich 1930 zu einem „Ausweg der Verzweiflung“ gezwungen: Er postulierte, dass beim radioaktiven Zerfall Teilchen entstehen, die man nicht nachweisen könne.

Inzwischen wissen die Physiker, dass Neutrinos in diesem Universum zahlreich sind – so zahlreich, dass ihr Gesamtgewicht ungefähr demjenigen aller Sterne entsprechen dürfte. Auch auf Erden sind sie allgegenwärtig: In jeder Sekunde durchschießen etwa 100 Milliarden von ihnen die Fläche eines Daumennagels.

Doch davon merken wir nichts. Denn Neutrinos sind gleichsam die Autisten des Mikrokosmos. Sie meiden den Kontakt mit anderer Materie. Berührungslos können sie eine Bleiwand, dick wie das ganze Sonnensystem, passieren, ehe sie irgendwann doch mit einem der Bleiatome kollidieren.

Wegen ihrer geradezu pathologischen Kontaktscheu ist es ungeheuer schwierig, sie einzufangen. Andererseits macht die Neutrinos genau das für Physiker so interessant. Denn die spukhaften Teilchen entstehen überall dort im Universum, wo es turbulent zugeht: Wo immer es knallt und spratzt, werden zuverlässig Neutrinos geboren.

Die meisten anderen Zeugnisse hochenergetischer Prozesse gehen verloren, bevor sie auf einen irdischen Detektor treffen können. Neutrinos dagegen lassen sich von keinerlei Widrigkeit beirren. Die Physiker schätzen sie deshalb als verlässliche Sendboten aus den Glutküchen des Kosmos – vorausgesetzt, es gelingt, den Botschaftern die Botschaft zu entreißen.

Die beiden jetzt gekürten Laureaten trugen maßgeblich dazu bei, die Zaubertinte sichtbar zu machen. Insbesondere stellten sie fest, dass die drei verschiedenen Typen von Neutrinos – sie heißen Elektron-, Myon- und Tau-Neutrino – sich fortwährend ineinander verwandeln. Dies aber ist ein Phänomen, das den Rechnungen der Theoretiker zufolge nur zu erklären ist, wenn die Neutrinos Masse tragen.

In den Jahren seit dieser Entdeckung hat die Physikergemeinde das Neutrinofieber gepackt. Ob in den USA, Japan, Indien oder China, überall werden Hunderte Millionen Dollar in gewaltige Geräte investiert, die Einblicke in die Schattenwelt der Neutrinos erlauben sollen. Das Prinzip ist stets dasselbe: Kilometertief unter dem Erdboden höhlen die Forscher Kavernen aus, füllen dort Wasser oder Öl in riesige Tanks, tapezieren diese mit Lichtdetektoren. Und dann heißt es: warten.

Das Gestein über den unterirdischen Experimentierkammern soll störende Strahlung abschirmen. Dennoch lösen immer wieder kosmische Irrläufer Lichtreflexe aus. Die Kunst der Physiker besteht dann darin, unter all diesen Signalen die wenigen herauszufiltern, die von den seltenen Neutrinokollisionen herrühren.

Tief im Innern der italienischen Abruzzen betreiben Physiker den Borexino-Detektor. Mit knapp 4000 Tonnen Gesamtgewicht mutet dieses Gerät vergleichsweise bescheiden an. Installiert ist es im Gran-Sasso-Labor, einer unterirdischen Forschungsfabrik, die über einen zehn Kilometer langen Autobahntunnel zu erreichen ist.

Mithilfe von Borexino haben die Forscher inzwischen rund zwei Dutzend Neutrinos aufgefangen, die höchstwahrscheinlich im Erdinnern entstanden sind. Solche sogenannten Geoneutrinos erlauben Rückschlüsse auf die Prozesse, die tief im Erdkern und -mantel dem Planeten einheizen.

Vor allem der radioaktive Zerfall von Uran und Thorium produziert viel Wärme, die ihrerseits die Konvektionsströme und damit den irdischen Vulkanismus ankurbelt. Doch wo genau sind diese Elemente zu finden? Kein Seismograf und keine Tiefenbohrung vermögen Antworten auf diese Frage zu geben. Einzig die Neutrinos, die ungehindert alles Magma durchqueren, könnten Aufklärung liefern.

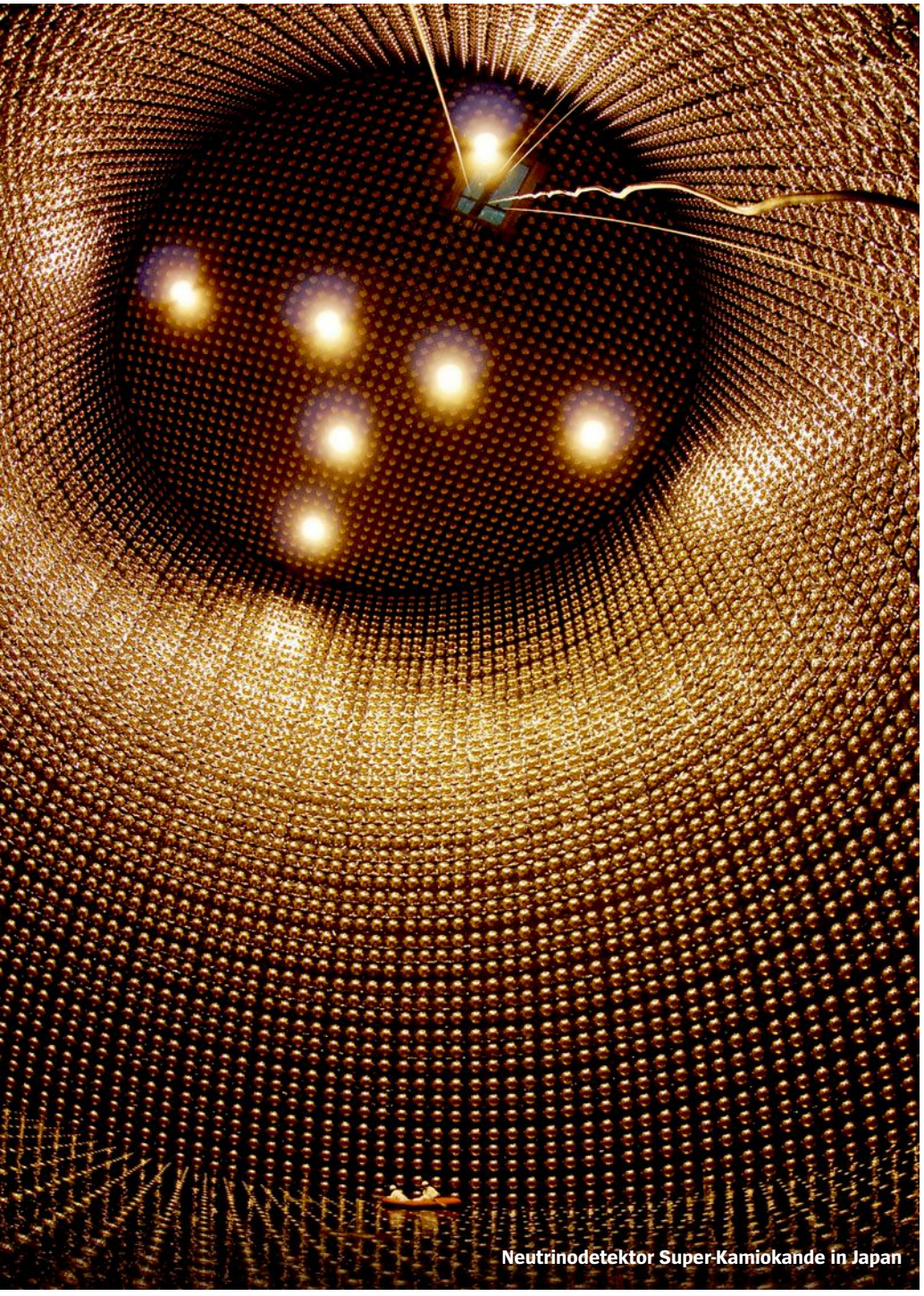
Der eigentliche Zweck von Borexino aber ist das Studium von Neutrinos, die aus der Sonne stammen. Denn auch hier eröffnen die Geisterteilchen neue Einsichten. Die Kernfusion, welche die Sonne lodern lässt, vollzieht sich, unsichtbar für die Teleskope der Astronomen, tief im Innern des Himmelskörpers. Weder Licht noch gewöhnliche Teilchen können dem 15 Millionen Grad heißen Inferno unverfälscht entkommen. Neutrinos jedoch lassen sich weder von glühendem Plasma noch von Protuberanzen beirren. Unbehindert gelangen Myriaden von ihnen direkt vom Innern der Sonne bis in den Messtank des Gran-Sasso-Labors. Die Physiker dort fingen einige wenige von ihnen ein und konnten daraus Schritt für Schritt den Fusionsprozess nachvollziehen.

Wie in Gran Sasso, so gehen Forscher in knapp zwei Dutzend weiteren Labors weltweit auf Neutrinojagd. Selbst die Geheimdienste interessieren sich für die Methode: Sie überlegen, ob sie nahe der Grenze von Nordkorea oder Iran Neutrinodetektoren platzieren sollten. Untrüglich würden diese registrieren, wenn diese Staaten Kernreaktoren aktivieren. „Neutrinos sagen immer die Wahrheit“, sagt der Karlsruher Neutrinoforscher Guido Drexlin. „Bei denen können Sie nichts verheimlichen.“

Das ungewöhnlichste Gerät zum Nachweis von Neutrinos ist auf dem Südpol zu finden. Statt der Tanks, die ihre Kollegen verwenden, nutzen die Forscher des „IceCube“-Observatoriums die Gletscher der Antarktis. In einem Kubikkilometer Eis haben sie insgesamt 5160 Fotosensoren versenkt. Diese sollen die Lichtblitze auffangen, die entstehen, nachdem ein Neutrino auf ein Wassermolekül geprallt ist.

Der gigantische Eiskörper ist besonders gut geeignet, hochenergetische Ereignisse aufzuspüren. Gerade erst hat die IceCube-Kollaboration einen neuen Rekord verkündet: Es sei ihr ein Neutrino mit der schwin-

FOTO: EXCLUSIVEPIX MEDIA / ACTION PRESS



Neutrinodetektor Super-Kamiokande in Japan

Wo Neutrinos entstehen …

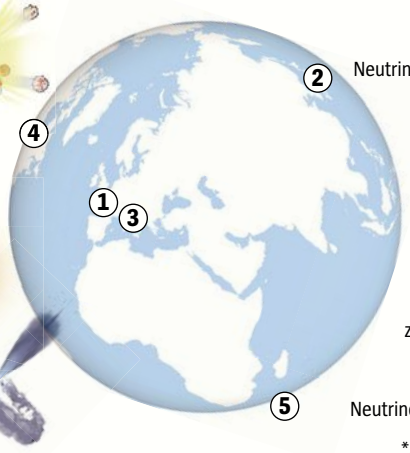
beim Beschuss von Zielen mit Protonen durch **Teilchenbeschleuniger** und beim Zerfall von Elementen in **Kernreaktoren**

bei Emissionen sogenannter Geoneutrinos aus dem **Erdinnern**

als Nebenprodukt der Wasserstofffusion in der **Sonne**

Große Teile der Energie einer **Supernova** werden in Form von Neutrinos abgestrahlt.

… und wo man ihnen auf die Spur kommt*



1. Double Chooz, Chooz, Frankreich, Neutrinos aus Kernkraftwerken

2. Super-Kamiokande, Kamioka, Japan, Neutrinos z. B. aus Teilchenbeschleunigern

3. Borexino, Gran Sasso, Italien, u. a. für Geoneutrinos

4. SNO+ (im Bau), Sudbury, Kanada, z. B. für solare Neutrinos

5. IceCube, Südpol, Neutrinos u. a. aus Supernoven

*Auswahl von Experimenten

DER SPIEGEL

delerregend hohen Energie von 2600 TeV ins Netz gegangen. Das ist rund 200-mal so viel wie die Wucht, mit der die Teilchen im Beschleuniger am Cern ineinanderkrachen. Jetzt rätseln die Physiker, welcher kosmische Prozess ein solches Supergeschoss hervorgebracht haben mag.

Auch am anderen Ende der Energieskala warten Herausforderungen. Besonders über den sogenannten Neutrinohintergrund grübeln die Forscher. Denn es gilt als gesichert, dass das Universum unmittelbar nach seiner Entstehung voll von Neutrinos war. Im Prinzip müssten diese Relikte des Urknalls noch heute das Weltall durchschwirren. Allerdings sind sie im Laufe der Jahrmilliarden so weit abgekühlt, dass sie kaum mehr aufzuspüren sein dürften. So gering ist die Energie dieses Neutrinohintergrunds, dass selbst sehr optimistische Forscher wenig Hoffnung haben, ihn in absehbarer Zukunft sichtbar machen zu können.

Doch Physiker sind findig. Und so haben sie einen Weg entdeckt, wenn schon nicht die Teilchen selbst, so doch wenigstens deren Wirkung nachzuweisen. Der europäische Planck-Satellit hat mit großer Präzision die Mikrowellen-Hintergrundstrahlung vermessen, die den gesamten Weltraum erfüllt. Und in diesem Nachhall des Urknalls haben die allgegenwärtigen Geisterteilchen Spuren hinterlassen.

Es ist allerdings nicht leicht, diese zu deuten. Die Planck-Forscher mussten dazu ihre Messdaten in Modelle zur Beschreibung des Urknalls einspeisen, allerlei Annahmen machen, und dann mussten sie rechnen. Am Ende stand ein handfester Wert für das, was die Nobelpreisträger Kajita und McDonald einst nachgewiesen haben: die Neutrinomasse. Das Gewicht eines Neutrinos, so das Fazit der Planck-Analyse, ist kleiner als ein Viermillionstel der Elektronenmasse.

So winzig dieser Wert, so groß ist seine Bedeutung. Denn eine Neutrinomasse, so klein auch immer sie sein mag, ist in den Formeln der Physik nicht vorgesehen. In jahrzehntelanger Tüftelarbeit haben die Forscher einen Satz von Gleichungen zusammengestellt, der sämtliche Phänomene der Teilchenwelt präzise beschreibt. Alles, was Elementarteilchen-Physiker beobachten, ist in diesem „Standardmodell“ enthalten. Auch das kürzlich entdeckte Higgsteilchen macht keine Ausnahme. Nur eines ist diesem Modell zufolge verboten: dass Neutrinos eine Masse tragen.

Die Physiker indes verdrießt dieser Regelverstoß wenig. Im Gegenteil: Nichts wünschen sie sich mehr als Experimente, die bekannte Naturgesetze verletzen. Denn dann können sich die Forscher daranmachen, diese durch neue zu ersetzen.

Johann Grolle
Mail: johann_grolle@spiegel.de

Zuflucht der Gesetzlosen

Geschichte Im antiken Amida ereignete sich angeblich der bizarrste Massenwahn aller Zeiten. Verfiel damals wirklich eine Stadt dem Irrsinn?

Erst kamen die Heuschrecken und fielen über die Felder her. Dann griffen die Perser an, warfen die Männer ins Gefängnis und vergewaltigten die Frauen. Zudem erschütterten Erdbeben und Überschwemmungen die Stadt Amida. Schließlich wütete dort noch die Pest.

Das 6. Jahrhundert nach Christus war eine Abfolge von Albträumen für die Menschen in der antiken Metropole am Tigris, dem heutigen Diyarbakır in der Türkei.

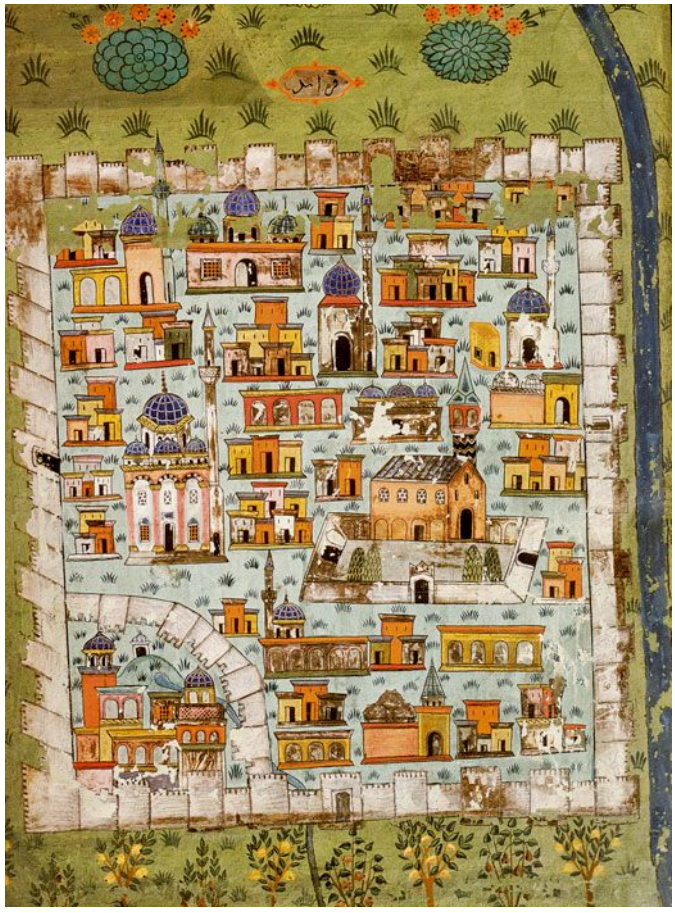
Richtig apokalyptisch aber wurde es im Jahr 560 nach Christus: Da verlor die Stadtbevölkerung angeblich kollektiv den Verstand.

Vom Irrsinn Befallene rannten auf allen vieren kläffend durch die Straßen, orientierungslos und mit Schaum vor dem Mund. Kratzend und beißend fielen die Menschen übereinander her. Wie von Sinnen brüllten sie Obszönitäten und okkupierten jaulend die Friedhöfe.

So beschreibt es ein Chronist dieser verstörenden Ereignisse, der Bischof Johannes von Ephesos, ein berühmter Sohn der Region. Der Bericht des Klerikers gilt selbst in der an Ungeheuerlichkeiten reichen Welt der Antike als außergewöhnlich. Detailliert schildert er darin, wie seine Heimat zum Schauplatz des bizarrsten Massenwahns aller Zeiten geriet.

Nun versucht die Medizinhistorikerin Nadine Metzger von der Universität Erlangen-Nürnberg zu klären, was damals in Amida geschah. In der aktuellen Ausgabe des Fachmagazins „History of Psychiatry“ stellt die Forscherin die Frage: „Was bedeutet es, sich wie ein Hund zu verhalten?“ In ihrer Arbeit verweist sie auf die „einzigartigen Eigenheiten dieses historischen Falls“ von Tollheit – und wagt dann eine Neudeutung der Ereignisse. In ihrer Analyse greift sie unter anderem auf einen weiteren prominenten Zeitzeugen zurück, den Medikus Aëtios, der in Amida geboren wurde. Der Leibarzt des byzantinischen Kaisers Justinian I. (482 bis 565 nach Christus) beschrieb zur gleichen Zeit ein neues Seelenleiden: die „Kynanthropie“ – die Wahnvorstellung des Menschen, er sei ein Hund.

Zwar ging Aëtios von Amida mit keinem Wort auf die realen Geschehnisse in seiner Heimatstadt ein. Dennoch beschrieb er auffallend kenntnisreich das Krankheitsbild, das sich dort zeigte: „Die Betroffenen lungern bis zum Morgengrauen an Grabmalen herum“, notierte der Medikus. Die Haut der Gestörten sei blass, die Augen seien trocken. Die Zunge hänge den immerzu Durstigen heraus. Ihnen fehle es an Tränenflüssigkeit und Speichel.



Historische Stadtansicht*: Kläfften Bewohner wie Hunde?

Als markantes Zeichen des Irrsinns benannte er Wundmale an den Schienbeinen – was daher rührte, dass sich die Betroffenen nur noch auf allen vieren fortbewegt hätten. Zur Heilung der Hundemenschen empfahl Aëtios eine strenge Diät, kombiniert mit Heilbädern; eine solche Therapie werde jaulende Zeitgenossen schon wieder zur Besinnung bringen.

* Von Diyarbakır, dem früheren Amida, aus dem 16. Jh.

In Amida wurden die vom Wahn Befallenen in Kirchen gesperrt und in der Hoffnung auf Besserung mit fetten Speisen und Wein gefüttert – mit wenig Erfolg. Johannes von Ephesos berichtet von sexueller Raserei in den Gotteshäusern. Fortan bekamen die Geisteskranken nur noch trockenes und bitteres Essen vorgesetzt.

Einige Altertumsforscher führten die Epidemie des Irrsinns auf eine langjährige Traumatisierung zurück: Die geschundenen Stadtbewohner, so die gängige Deutung, seien infolge von Kriegen und Naturkatastrophen kollektiv verrückt geworden. Angeblich brach der Wahnsinn genau in dem Moment aus, als das Gerücht aufkam, die Perser würden erneut über die Stadt herfallen.

Metzger hingegen präsentiert eine andere Lesart der Ereignisse. Die Medizinhistorikerin hält wenig davon, Vorgänge im Altertum mithilfe der modernen Psychologie erklären zu wollen. Sie bezweifelt, dass die Stadtbewohner wirklich so verrückt waren, wie es die Berichte der Zeitzeugen nahelegen.

Vielmehr geht die Forscherin davon aus, dass Bischof Johannes von Ephesos mit der Schilderung hündischen Verhaltens auf ein bewährtes Stilmittel zurückgriff: „Der damalige Leser wusste sofort, worum es geht: Fleischeslust, Sünden der niedrigsten Art, Besessenheit und die Abkehr von Gott“, analysiert Metzger.

Auch die Beschreibung finsterer Zusammenkünfte auf Friedhöfen passe ins Bild. „Das war die Zufluchtsstätte der Gesetzlosen – kein normaler Bürger Amidas hätte sich nachts dorthin getraut“, sagt die Historikerin.

Doch was war schon normal in jener leidgeprüften Metropole, in der zeitweilig Nahrung so knapp war, dass Menschen zu Kannibalen wurden? Plausibel beschreibt Metzger, was sich tatsächlich in Amida zugetragen haben dürfte.

Angesichts der Bedrohung durch die kriegerischen Perser verwandelten sich die Bewohner nicht in Hunde, sondern in Zivilisationsverweigerer und Anarchisten. Vor dem erwarteten Untergang ließen es die Todgeweihten noch mal krachen.

Neben Orgien, Exzessen und Gelagen blieb natürlich keine Zeit mehr für den Gottesdienst – speziell aus Sicht des Bischofs ein ungeheurer Sündenfall.

„Der Mensch hatte sein Leben auf Gott auszurichten“, resümiert Metzger, „aus dieser Sicht konnte alles andere nur Wahnsinn sein.“

Frank Thadeusz
Mail: frank_thadeusz@spiegel.de

FOTO: ROLAND AND SABRINA MICHAUD / AKG

Das bringt nur Bild

Auch mal in den Spiegel schauen.



Szene aus „Mediterranea – Refugees Welcome?“

Film

Höllenfahrt ins gelobte Land

Die Schmutzigen, die Hässlichen und die Gemeinen sind hier die Eingeborenen einer italienischen Kleinstadt namens Rosarno: Sie beuten schwarze Flüchtlinge als Arbeitssklaven aus; sie jagen sie aus ihren schäbigen Unterkünften; und ein paar von ihnen werden sogar zu Mördern. Der Spielfilm „Mediterranea – Refugees Welcome?“ des jungen italienisch-amerikanischen Regisseurs Jonas Carpignano hat die Wucht einer zornigen Kampfschrift, mitunter aber auch die Eleganz eines Leitartikels. Man sieht den beiden aus Burkina Faso stammenden Helden Ayiva und Abas (Koudous Seihon und Allasane Sy) dabei zu, wie sie sich im großen Flüchtlingstreck erst durch die Sahara und dann in einem Schlauchboot übers Mittelmeer kämpfen. Eine Höllenfahrt in ein nur angeblich gelobtes Land: Angekommen im kalabrischen Rosarno, verdingen sie sich für einen Hungerlohn bei der Orangenernte und geraten schnell mit den örtlichen Jungfaschisten aneinander. Carpignanos Film basiert auf der wahren Geschichte fremdenfeindlicher Krawalle in ebenjenem Ort im Jahr 2010 und hält sich entschieden an die Perspektive der afrikanischen Neuankömmlinge. In seiner Parteilichkeit ist der Film damit brutal aktuell – die Hassfratzen von Rosarno sind heute in vielen Gegenden Europas unterwegs. höb

Kulturpolitik

Lauder enttäuscht von Grütters

Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) will das heikle Erbe des NS-Kunsthändlersohnes Cornelius Gurlitt ausstellen. Ende 2016 soll die Bundeskunsthalle in Bonn dabei auch Werke zeigen, die womöglich jüdischen Vorbesitzern gehörten, die also Raubkunst sein könnten. Grütters sagt, man müsse „mit Pietät vor den Opfern ausstellen“, aber eine solche Schau sei wichtig und diene weiterer Aufklärung, sie hoffe auf neue Spuren. Seit 2013 erforscht ein internationales Expertenteam, die Taskforce, die Provenienzen der Bilder. Doch weil man innerhalb der Bundesregierung mit Umfang und Aussagekraft der Ergebnisse nicht zufrieden ist, soll bald eine Koordinierungsstelle in Magdeburg deren Recherchen übernehmen. Gurlitt besaß 1500 Bilder. Für etwa 500 Werke lässt sich verfolgungsbedingter Entzug nicht ausschließen, bei Hunderten weiteren Objekten reichen die Erkenntnisse für Zuordnungen noch nicht aus. Grütters sagt, sie wünsche sich Transparenz, das Ziel solle grundsätzlich Restitution ohne Wenn und Aber sein. Nicht allen reicht die Offensive. Ronald Lauder, Präsident des Jüdischen Weltkongresses, sagte dem SPIEGEL: „Wir sind enttäuscht. Als die Taskforce 2013 gegründet wurde, waren viele Leute, auch ich, optimistisch.



Conrad-Felixmüller-Gemälde „Paar in Landschaft“

Wir hofften auf baldige Ergebnisse. Doch die Arbeit der Taskforce ist weit davon entfernt, abgeschlossen zu sein.“ Die Verlagerung der Recherche nach Magdeburg betrachtet er skeptisch. Die Institution habe einen holprigen Start gehabt und befinde sich noch in den Kinderschuhen. Wie schon bei der Taskforce seien Transparenz und Ressourcen nicht ausreichend. Tatsächlich haben die Deutschen bisher erst zwei Bilder an jüdische Familien zurückgegeben, eines der Werke ging an einen 90-jährigen Holocausüberlebenden. Lauder: „Deutschland hätte mehr erreichen können und wird mehr erreichen müssen.“ uk

FOTOS: DCM (O.); STAATSANWALTSCHAFT AUGSBURG / PICTURE ALLIANCE / DPA (U.)

Klassik

„Wir lieben und zerstören“

Der russisch-deutsche Pianist **Igor Levit,** 28, über seine neue CD-Box, für die er Variationen von Bach und Beethoven mit einem Werk des zeitgenössischen amerikanischen Komponisten Frederic Rzewski kombiniert hat

SPIEGEL: Herr Levit, wie sind Sie auf die verwegene Idee gekommen, drei gewaltige Variationswerke zusammenzubringen?
Levit: Während der letzten zehn Jahre waren diese Werke das Zentrum meines privaten und beruflichen Lebens. Auf diese Veröffentlichung habe ich subkutan hingearbeitet, ohne das richtig zu merken.
SPIEGEL: Bachs Goldberg-Variationen und Beethovens Diabelli-Variationen sind große, musikhistorisch bedeutende Werke. Wie passt der Zyklus des 77-jährigen US-Komponisten Frederic Rzewski dazu?
Levit: Weil seine Variationen „People United“ ebenfalls ein großes, musikhistorisch bedeutendes Werk sind. Alle drei Zyklen haben etwas zutiefst Menschliches und Universelles. Nehmen wir Beethoven: Es heißt immer, er zerpflückt dieses Diabelli-Thema, vernichtet es, macht sich darüber lustig, liebkost und umarmt es, er stellt Unvereinbares nebeneinander. Das ist wie in unserem Alltag. Wir hassen und lieben doch auch, wir zerstören und amüsieren uns. Mit diesem Werk kann man in sich hineinhören. Rzewski wirft eine lebende Utopie auf. Bei Bach geht es um das große Universelle.
SPIEGEL: Er kommt am Ende wieder zum Anfang.
Levit: Der Bass sagt da zum Thema: Du bist so lange nicht bei mir gewesen, komm zurück. Und das Thema antwortet: Hättest du nicht Kraut und Rüben dazwischengeschoben, wäre ich nie gegangen. kro



FOTO: JENS BÜTTNER / PICTURE ALLIANCE / DPA (U.)

Levit

Nils Minkmar Zur Zeit

Schnupfenfrei



In keinem Fotoalbum finden sich Bilder aus den Tagen, an denen man erkältet war. Kein Memoirenband schildert die Zeit mit Taschentuchpackungen in den Hosentaschen oder den Vorsatz, das nächste Kind Aspirin zu nennen. Auch unter Krankheiten herrscht eine Rangfolge, gibt es Stars und Sternchen, Wannabes und Has-beens – da achtet niemand auf den gemeinen Schnupfen.

Große, tragische Krankheiten können zum literarischen oder philosophischen Thema werden, können wie die Pest und die Neurasthenie sogar ihre Epoche prägen – der Schnupfen wird ebenso schnell vergessen, wie er sich einmal angebahnt hat, individuell wie kulturell. Abgesehen von einem epischen Kapitel in Ellis Kauts „Pumuckl“ bleibt die Bibliografie zum grippalen Infekt sehr übersichtlich. Dabei ist die menschliche Existenz nur in schlechten Biopics eine Abfolge von geschnittenen Szenen und wohlgesetzten Worten. Eigentlich wachen wir auf – und schon ist was. Nicht wirklich viel. Kein Beinbruch. Kein Drama, noch nicht einmal ein Thema für die sozialen Netzwerke. Der Schnupfen ist erst mal nur eine Modifikation, eine synchrone Eintrübung von Körper, Geist und Welt. Die Welt ist plötzlich weiter weg, der Körper bemerkbar und hinderlich, der Geist zeigt abwechselnd einen sich drehenden bunten Ball oder eine kleine Uhr – bitte um Geduld wegen Überlastung aller Leitungen.

Bald stellen sich philosophische Fragen, dann modifiziert der Schnupfen unser kulturelles Urteilsvermögen. Nie las ich einen spannenderen, treffenderen Roman als „Back to Blood“ von Tom Wolfe – so fand ich seinerzeit unter dem Eindruck von Viren und Kopfschmerztabletten. Wieder genesen, konnte ich den peinlichen Schinken kaum noch im Bücherregal dulden. Und wenn die Kultur ihre Feste feiert, auf der Berlinale oder der Buchmesse, dann jubeln auch die Schnupfenviren, denn so gut haben sie es das ganze Jahr nicht. Wer bleibt diesen Großereignissen schon wegen eines Schnupfens fern? So einen Schnupfen steht man durch, darum gibt es in den Apotheken Stapel von Präparaten, die dem Körper suggerieren, dass er gesund sei. Der Schnupfen ist die einzige Krankheit, die so behandelt wird, als wäre sie keine. Wir haben den berühmten Burn-out als Symptom unserer Zeit kennen und fürchten gelernt. Dass es keine schlechte Idee wäre, zur Vorbeugung gegen denselben auch schon bei einem Schnupfen die Bremse zu ziehen, könnte sich herumsprechen.

In Fällen von Leben und Tod wird ein Schnupfenpatient sich seinen diversen sozialen, insbesondere auch beruflichen Aufgaben stellen müssen – in allen anderen Fällen bringt er in so einem Zustand nichts zuwege. Die Sinne stumpf, die Reaktionszeit ewig, die Stimme nicht zu vernehmen und mehr Schnupf als Mensch, womöglich noch infektiös, da hat man außerhalb des eigenen Betts nichts verloren. Merke: Auch wenn wir drei Tage schniefend zu Hause dämmern und nicht mal etwas für die sozialen Netzwerke abfällt, dreht sich die Erde weiter. So befällt das Schnupfenvirus eigentlich unseren funktionalen Narzissmus und bestärkt zugleich unsere Freiheit.

An dieser Stelle schreiben Nils Minkmar und Elke Schmitter im Wechsel.

Wir Manns

Literatur Sie waren egozentrisch und selbstironisch, medial vernetzt und sexuell unangepasst, Vertreter eines anderen Deutschlands – und über allem stand eine Frau. Warum Thomas Manns Familie heute erstaunlich modern wirkt.

Es war eigentlich eine ganz gute Idee, die Klaus Mann da hatte, im Mai 1949, kurz vor der Gründung der Bundesrepublik Deutschland. Es läge doch sehr nahe, schrieb er aus Südfrankreich, wo er gerade eine Drogenentgiftung hinter sich gebracht hatte, an seine Mutter und die große Schwester Erika, „dass man dem Vater die Präsidentschaft“ des neuen Staates anböte. Und die Aufgabenteilung der zukünftig präsidialen Familie lag für ihn auch schon auf der Hand: „Ich würde dafür sorgen, dass nur Schwule gute Stellungen kriegen; der Verkauf des heilsamen Morphium wird freigegeben; Erika amtiert als graue Eminenz in Godesberg, während der Vater in Bonn mit dem russischen Gesandten Rheinwein schlürft.“

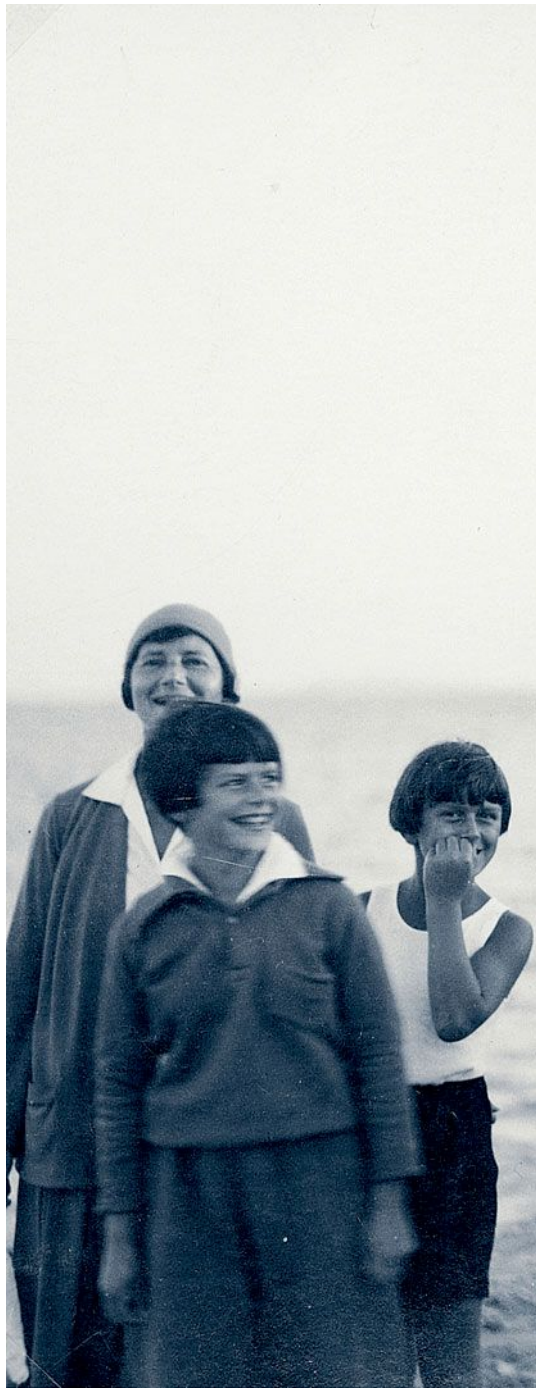
Selbstbewusst bis zum Größenwahn, selbstironisch, drogenfreundlich, politisch schwankend, tendenziell homosexuell und in der ganzen Welt das eigene Heimatland repräsentierend – so waren sie, diese Manns. Und auch das: die Stellvertreterfamilie des anderen, des guten, des besseren Deutschland. So haben sie sich selbst gesehen, und so wurden sie gesehen, von der ganzen Welt, vor allem nachdem sie ihre Heimat nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten verlassen hatten. „Where I am, there is Germany“, hatte der Flüchtling Thomas Mann am Tag seiner Ankunft in Amerika der „New York Times“ im Februar 1938 diktiert. Er war Deutschland, und seine Familie war es mit ihm. Marcel Reich-Ranicki hat die Manns einmal die deutschen Windsors genannt, Herrscher im Reich des deutschen Geistes, Herrscher eines Deutschlands, das weder von den Nazis noch von den Bomben der Alliierten zerstört worden war.

Lange her. Vor 60 Jahren ist Thomas Mann gestorben, vor 13 Jahren das letzte Kind Elisabeth, und sein Lieblingsenkel Frido, den er in seinem Roman „Doktor Faustus“ als Engelskind Echo liebevoll beschrieben hatte und dann einen grauenvollen Tod sterben ließ, ist heute 75 Jahre alt. Die Geschichte dieser Familie versinkt immer tiefer im Nebel der Vergangenheit. Und gleichzeitig sind die Manns uns so nah. Sie sind mit ihren Büchern, ihren Briefen, ihren Tagebüchern, mit ihrem ganzen Leben eigentlich Repräsentanten von uns allen, von unserem Deutschland, unserer Zeit.

Es erfasst einen fast augenblicklich, wenn man in ihren Geschichten liest und in den neuen Büchern, die in diesem Jahr wieder mal über sie erscheinen, in dem von Manfred Flügge („Das Jahrhundert der Manns“) aus dem Frühjahr und dem des Historikers und Germanisten Tilmann Lahme, das gerade in die Buchläden gekommen ist*. Lahme hat für „Die Manns“ nicht nur Tausende Briefe und Dokumente ausgewertet, die bislang unbeachtet in einem Winkel des Thomas-Mann-Archivs in Zürich lagerten, er hat beim Schreiben auch ein Verfahren gewählt, das sein Werk von vielen anderen unterscheidet. Es ist ein Buch mit acht Helden statt mit einem. Der Nobelpreisträger Thomas Mann ist einer von allen. Erst als gleichberechtigtes Mitglied im Kreise der Seinen erweitert sich seine Geschichte zu der großen deutschen Familiensaga von damals, von heute.

Es ist so vieles, was diese alten Manns beinahe zu Zeitgenossen macht: Ihre großen Irrtümer, ihre Entblößungssucht, der Wille, immer alles sofort online zu stellen, die Selbstinszenierung, die Überforderung der Eltern mit der Erziehung ihrer Kinder, die Freiheit, die sie den Kindern gaben und die bei fast allen zu schulischem Desaster, zur Kapitulation der Eltern und Verschickung aufs Internat führte, Psychotherapie von vier der sechs Sprösslinge, das Schicksal einer – wenn auch höchst luxuriös ausgestatteten – Flüchtlingsfamilie, deren Mitglieder zwischenzeitlich ungarische, tschechoslowakische, britische, amerikanische Pässe, nur keinen deutschen Pass mehr hatten, die ewige finanzielle Abhängigkeit der Kinder von den Eltern, die Weigerung, erwachsen zu werden und für sich selbst verantwortlich zu sein, diese ganzen dysfunktionalen, scheiternden Familien in der zweiten Generation. Dazu Todessehnsucht, Narzissmus und immer wieder das Bedürfnis, alles, alles aufzuschreiben. Und das Wesentliche zu verschweigen. Das sind unsere Manns.

Sie haben sich selbst schon früh als Familienunternehmen inszeniert, die Weltpresse feierte sie, spätestens nachdem sie den gemeinsamen Kampf gegen Hitler-Deutschland aufgenommen hatten, sie waren die „amazing family“, und vor allem die ältesten Kinder, Klaus und Erika, aber auch der Nobelpreisvater trugen durch öffentliche Äußerungen und Vorträge und Bücher zum Bild der harmonischen, genialischen, politisch einigen Literatenfamilie bei. Und in Wirklichkeit? „Was hatten wir doch für eine elende Kindheit“,



Schriftsteller Thomas Mann mit Familie 1930 in

FOTO: FRITZ KRAUSKOPF / PICTURE ALLIANCE / DPA

FRANKFURTER BUCHMESSE

* Tilmann Lahme: „Die Manns. Geschichte einer Familie“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 480 Seiten; 24,99 Euro.



Nidden an der Kurischen Nehrung*: Selbstinszenierung als gemeinschaftliche Geschäftsidee

schrieb der Drittälteste, Golo, in sein Tagebuch. So oder so ähnlich haben es fast alle sechs Kinder früher oder später einmal gesagt.

Erika, die Schauspielerin und Kabarettistin und Schriftstellerin, die in späten Jahren die Rolle einer Art zweiter Ehefrau des Vaters einnehmen wird.

Klaus, der als erstes der Kinder dem Vater schreibend nacheiferte und sein Leben lang am meisten unter dem Image des Söhnchens und Windbeutels zu leiden hatte.

Golo, der erst nach dem Tod des Vaters zu Ruhm als erzählender Historiker kam.

Monika, die schon in jungen Jahren einem gemeinschaftlichen Familien-Mobbing ausgesetzt war, von allen, dem Vater zuerst, als peinlich, faul und dümmlich betrachtet wurde und die man das auch ganz offen spüren ließ. Ungerechtigkeit gehöre zum Leben, so eine Weisheit des Vaters, da sei es kein Fehler, dies die Kinder schon früh erleben zu lassen.

Dann die Zweitjüngste, Elisabeth, die von Thomas Mann vergöttert wurde und die er sogleich in der grauenvoll kitschigen Hymne „Gesang vom Kindchen“ öffentlich besang. Nach Beginn der Pubertät erkaltete die Liebe des Vaters zu ihr, später widmete sie sich der Rettung der Weltmeere und der Erfindung von Schreibmaschinen für Hunde.

Und schließlich Michael, vom Vater ungeliebt, von der Mutter sehr geliebt, schrieb ihr später praktisch keinen Brief, ohne sie um Geld zu bitten, war recht erfolgreicher Bratschist, bis er vor einem Auftritt seine Bühnenpartnerin, die Pianistin Yaltah Menuhin, Schwester Yehudi Menuhins, mit einem Messer angegriffen haben soll, woraufhin er seine Musikerkarriere aufgeben musste. Er wurde Germanist, seine erste Veröffentlichung schrieb er über den „Doktor Faustus“, in dem Thomas Mann Frido, seinen Enkel und Michaels Sohn, mit literarischen Mitteln hingerichtet hatte. Thomas Mann bedankte sich beim Sohn für die „vorzügliche Besprechung“.

Michael und seine Frau Gret haben ihre Söhne Frido und Toni früh weggegeben, zu den Großeltern, ins Internat. Dafür adoptierten sie später ein indisches Waisenmädchen. Michael Mann hat Frido seine Erziehungsmaxime in späten Jahren

* Katias Cousine Ilse Dernburg, Kinder Elisabeth, Michael, Golo, Ehefrau Katia, Tochter Monika (v.l.).

einmal so erklärt: „Die Distanz, zu der wir uns entschieden haben, sollte kein störender Punkt in Deinem Leben sein. Väter und Söhne sollten sich viel öfters aus dem Weg gehen, als dies gemeinhin der Fall ist. Und mir scheint, wir haben unsere Sache relativ gut gemacht.“ Schön, wenn ein Vater das über sich sagen kann. Über Träume von seinem eigenen Vater hat er Bruder Golo einmal brieflich informiert, in diesen Träumen habe er Thomas Mann, den die Kinder Zauberer nennen, „kurz vor seinem Tode noch durchgeprügelt“.

Es gibt ein Grundmotiv in den Lebensgeschichten all der Mann-Kinder, und das ist das Leiden unter der Kälte und der Distanz und der abweisenden Art des Vaters. Ausgerechnet Monika, die verachtete, die im Familienkreis meist spöttisch „das Mönle“ genannt wurde, hat die Grundeigenschaft des Vaters am treffendsten beschrieben: „Wenn er friert, macht er nicht ‚brr!‘ und schüttelt sich, aber es wird kalt ringsumher.“ Ein Mann friert und zeigt es nicht, er trägt die Kälte tief in sich, wo sie wächst und wächst, bis sie seine Umgebung, die Menschen um ihn herum erfasst und auch diese langsam runterkühlt. Thomas Mann, der Eiskönig. Er konnte schockfrosten, ohne zu berühren.

Es ist das Drama seines Lebens. Er hat es ja selbst in einige seiner Romane eingeschrieben, in den Goethe-Roman „Lotte in Weimar“, in den Künstlerroman „Doktor Faustus“. Das große Liebesverbot, das Sich-Versagen von Glück im Leben, um so zum wahren Künstlertum fähig zu sein. Die Lieben seines Lebens, das waren alles Männer. Noch mehr als 40 Jahre nach seiner Liebe zu Paul Ehrenberg, das war etwa zur „Buddenbrooks“-Zeit, zur Wende des vorvergangenen Jahrhunderts, in den Jahren vor seiner Eheschließung, schrieb Thomas Mann in sein Tagebuch: „Man kann die Liebe nicht stärker erleben.“ Und: „Schließlich werde ich mir doch sagen können, dass ich alles ausgebadet habe. Das Kunststück war, es kunstfähig zu machen.“ Und auch als er sich noch als 75-Jähriger in den Kellner Franzl verliebte, musste er sich mithilfe der Formel seines Lebens selbst zur Ordnung rufen, als er in sein Tagebuch schrieb: „Rückkehr zur Arbeit als Ersatz für das Glück, so muss es sein. Es ist die Bestimmung (und der Ursprung?) alles Genies.“

Thomas Mann hatte sich zur Ehe mit der reichen, schönen, klugen Katia Pringsheim entschlossen, um seinem Leben „eine Verfassung“ zu geben, wie er es nannte. Um seine geheimen Leidenschaften zu unterdrücken und ein bürgerliches Leben zu leben, ganz der Kunst gewidmet. Doch die Formel, die ihn als Künstler groß machte, machte ihn als Menschen und als Vater kalt und unnahbar und misstrauisch gegenüber Gefühlen aller Art.

Dabei ist erstaunlich zu sehen, wie offen in dieser Familie, in der ansonsten über alle wesentlichen Dinge beharrlich geschwiegen wird, über die Homosexualität des Vaters und Ehemanns mitunter gesprochen wird. Als er sich 1927 in Klaus Heuser, den Sohn eines Düsseldorfer Kunsthistorikers, verliebt und er diesen sogar zwei Wochen in sein Haus, also ins Haus der Familie in der Poschingerstraße in München, einlädt, schreibt er übermütig an seine ältesten Kinder: „Ich nenne ihn Du und habe ihn beim Abschied mit seiner ausdrücklichen Zustimmung an mein Herz gedrückt.“ Aissi, so wird Klaus Mann in der Familie genannt, sei aufgefordert, „freiwillig zurückzutreten und meine Kreise nicht zu stören. Ich bin schon alt und berühmt, und warum solltet ihr allein darauf sündigen?“ Ob an diesem Brief überraschender ist, wie offen da ein Vater über seine geheime Leidenschaft redet oder dass er den eigenen, offen homosexuellen Sohn darum bittet, ihm den Geliebten nicht wegzunehmen?

Seine Frau Katia fand die neue Offenheit des Ehemanns gegenüber dem Hausbesuch etwas bedenklich. Sie schrieb an Erika: „Er ist ein lieber Knabe, aber der Zauberer gab sich denn doch allzu Jakobhaft seinem Gefühl hin.“ Und vom zweitältesten Sohn Golo, der während des Geliebtenbesuchs ebenfalls im Haus gewesen war, heißt es, er sei während dieser Zeit „von Eifersucht umdüstert“ gewesen. Eifersüchtig auf den Vater? Auf Heuser? Auf den Mut, die Entfesselung, die Offenheit?

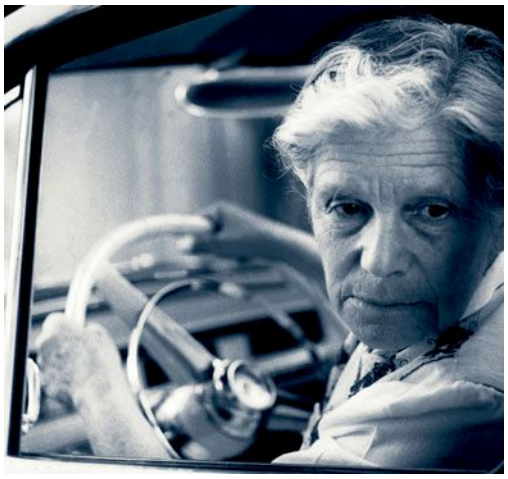
Auch Golo Mann ist homosexuell. Aber er erlebt es, ganz im Gegensatz zu seinem Bruder Klaus, als „großes und entscheidendes Unglück“. Er hasst sich selbst dafür, auf dem Internat Salem soll es ihm ausgetrieben werden, er wird, auf Anraten des Direktors, zum Psychologen geschickt, der helfen soll, den „krankhaften Trieb auszuhungern“. Der Vater hält sich da raus, bittet aber den Sohn einmal, ihm ein Foto eines besonders hübschen Mitschülers aus Salem zu besorgen. Zu literarischen Zwecken.

Es wird so hemmungslos und so gehemmt durcheinandergeliebt in dieser Familie. Klaus hat schon während der Pubertät seinen Frieden mit seiner Sexualität gemacht. Sie gehört zu ihm, er lebt sie aus, stolz, verrucht, selbstbewusst und frei. Die große Schwester Erika ist bisexuell, Konventionen gelten den beiden Ältesten als spielerischer Witz. Sie haben sich früh aus Übermut und Inszenierungsfreude und Reklame für ihre früh gegründete Theatertruppe verlobt, Klaus Mann mit der Dichtertochter Pamela Wedekind und Erika mit dem kommenden Schauspielstar Gustaf Gründgens. Und schon auf ihrer Hochzeitsreise schreibt Erika an Pamela, die ja eigentlich mit dem Bruder verlobt war, sie, Erika, liebe selbstverständlich nur sie. Und gegen den Ehemann Gustaf wird Klaus später sein aufsehenerregendstes Buch schreiben: „Mephisto. Roman einer Karriere“. Ja, man kann gegen jemanden einen Roman schreiben, indem man ihn zur Kenntlichkeit entstellt. Lange war das Buch in der Bundesrepublik verboten oder wurde aus Feigheit nicht veröffentlicht. Ei-



Geschwister Klaus, Erika 1930: „Im Grunde liebe ich nur sie“

FOTO: ULLSTEIN BILD



Mrs. Th. Mann: Pacific Palisades
1550 San Remo Drive
23. October 1944.

43) Liebster Aissisohn:
Heute kam Dein Briefchen vom 13., recht sehr zu meiner Beruhigung. Aber ich verstehe

zufrieden sein.
Vom Mönle heringegen hatte ich heute ja ein ganz desperaten, wenn auch für mein Gefühl nicht völlig aufrichtigen und etwas peinlich literarischen Brief, indem sie zerknirscht über die Sinnlosigkeit und Verfehltheit ihres Daseins klagt. Dass sie sich in ihrer Haut höchst unwohl fühlt, kann keinem Zweifel unterliegen. Aber wenn man irgendwie an freien Willen glaubt, so hat sie es sich ganz allein zuzuschreiben, und obgleich sie von sich in erlesenen Ausdrücken der Geringschätzung spricht, will sie das eben keineswegs zugeben und wird sich, fürchte ich, auch niemals ändern. Wenn ich denke, wie sie seit ihrem achtzehnten Jahr alle Ermahnungen und Ratschläge in den Wind geschlagen -

Autofahrerin Katia um 1950, Brief an Sohn Klaus 1944 (Ausrisse): Das Familienunternehmen sicher durch die ganze Welt geführt

fersucht war mit Sicherheit eines der Motive, die Klaus Mann zum Schreiben dieses Enthüllungsromans brachten.

Eifersucht, aber auf wen denn jetzt genau? Kurzer Katalog der Familienlieben: Klaus liebt vor allem Erika, sein Tagebuch ist voller Hinweise darauf, dass er nur deswegen keine stabile Beziehung führen kann, weil er im Grunde seine Schwester liebt. Elisabeth wiederum bewundert Erika so sehr, dass sie den Verleger Fritz Landshoff, der unsterblich und unglücklich in Erika verliebt ist, so ausdauernd und heftig mit Liebeserklärungen verfolgt, bis auch sie von der Familie zum Therapeuten geschickt wird, um sie von dieser ungesunden Leidenschaft zu heilen. Michael, den seine Geschwister Bibi nennen, fühlt sich so heftig zu Klaus hingezogen, dass dieser, dem sonst keine Leidenschaften fremd sind, im Tagebuch irritiert notiert: „Bibi in der Besoffenheit merkwürdig zudringlich zu mir. Was für Komplexe?“ Und den Bruder Golo lockte Michael einmal im Boot auf den Zürichsee, um sich dort, in der Mitte des Sees, im Beisein des großen Bruders mittels Schlafmitteln das Leben zu nehmen. Es reichte aber nur zu einer kleinen Übelkeit.

Bei anderer Gelegenheit gesteht Michael Golo, er sei eigentlich immer davon ausgegangen, dass sein Sohn Toni in Wahrheit von ihm, dem großen Bruder, gezeugt wurde. Und schließlich, die unheimlichste Liebesgeschichte, die Erika, im letzten Lebensjahrzehnt Thomas Manns, mit dessen bestem Freund, dem Dirigenten Bruno Walter, einging. Es war in der Zeit, als Erika mehr und mehr die Rolle der Ehefrau Katia im Haus einnahm, für den Vater Briefe schrieb und so weiter. Kein Wunder, dass diese Affäre mit Walter die einzige Liebesgeschichte ihrer Kinder war, die die unendlich tolerante Mutter missbilligte: „Ich kann mir nun einmal von dieser Verbindung, die mir ein ebenso großer Fehler zu sein scheint, wie wenn eine Tochter ihren eigenen Vater heiratet – auf die Dauer kein Heil versprechen.“

Nur das Mönle war an all diesen internen Familienirrungen nicht beteiligt. Wie auch, wenn sie von allen verachtet wird? Als sie dann schließlich irgendwann in den Dreißigerjahren einen respektablen Mann findet, der sie liebt und sie heiraten will, schicken die Familienmitglieder einander erstaunte Briefe. Wie jetzt, das Mönle? Man kann sie – lieben? Es ist die besondere Tragik dieses tragischen Lebens, dass ausgerechnet sie, Monika, ihren Ehemann früh und auf besonders tragische Weise verliert. Das Schiff, mit dem sie zusammen mit ihrem Mann, dem ungarischen Kunsthistoriker Jenö Lányi, im September 1940 von Europa nach Amerika fuhr, wurde von einem deutschen U-Boot versenkt. Stundenlang hatte sich Monika im Ozean an ein Stück Holz geklammert, bis sie gerettet wurde. Erika kümmerte sich um die Schwester, die in ein Krankenhaus in Schottland gebracht wurde. In Briefen schildert Erika die Einzelheiten des Unglücks: „Den Jenö hat das Mönle noch 3 Mal aus den Wellen rufen hören, ‚aber das dritte Mal klang schon sehr schwach‘. Sie ist davon überzeugt (und mag recht haben), dass er sich aufgegeben hat, weil er sie für verloren hielt.“

Als Klaus Mann das liest, entsteht in seinem Kopf sogleich eine Art tragische Komödie: Es könne ja sein, dass er irgendwo wieder auftauche, der Lányi, „vielleicht nah dem Nordpol, an ein Stück treibendes Holz geklammert, mit vor Grauen weiß gewordnem Haar.“ Später macht er tatsächlich ein Theaterstück aus dem Unglück. Es wird nicht veröffentlicht.

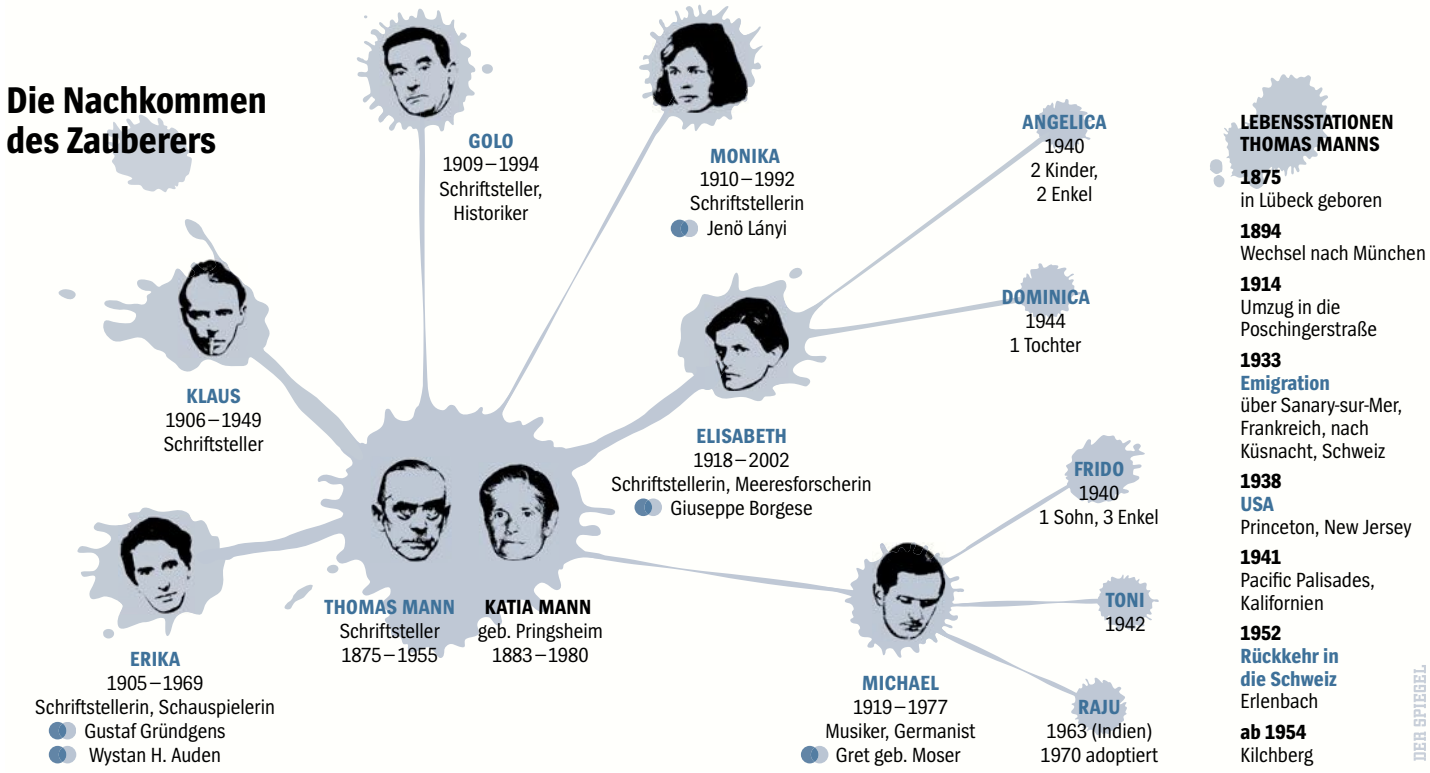
Das ist ungewöhnlich, sehr ungewöhnlich für diese Familie. Denn, wenn auch längst nicht immer alles offen ausgesprochen wird – aufgeschrieben wird alles. Die Manns sind vor allem anderen eine Schriftstellerfamilie, eine Familie aus Buchstaben, die den Stoff für all ihre Bücher direkt im Leben, im Familienleben vor allem, findet. Thomas Mann hat mit den „Buddenbrooks“, dem Roman, der seinen Ruhm begründete und in dem er Mitglieder seiner Familie als Vorbilder für seine Romanfiguren nutzte, das Gründungsbuch dieses Verfahrens geschrieben. Klaus Mann ist 25, als er seine erste Autobiografie schreibt. Golo Manns erste Erzählung handelt von einem ihm stark ähnelnden Internatsschüler, der unter seiner Homosexualität leidet. Mit fast niemandem hatte Golo bis dahin über sein geheimes Lebensproblem gesprochen. Sein Freund Pierre Bertraux, der als einer von wenigen davon wusste, fragte sich, nachdem er die Erzählung gelesen hatte, in einem Brief an seine Eltern: „Um Gottes willen, warum hat er es veröffentlicht?“ Und gibt sich selbst die Antwort. Es ist eine Familienkrankheit: „Die Manie der Familie Mann ist nicht so sehr die des Schreibens wie die des Veröffentlichens.“

Alles muss raus. Gleich die erste Erzählung Klaus Manns spielte in der Odenwaldschule, wo er als Internatsschüler untergebracht war; der literarisch nur wenig maskierte Internatsleiter nähert sich den ihm anvertrauten Schülern auf unangemessene Weise. Daraufhin beschwerte sich der Leiter der Odenwaldschule beim Vater des ehemaligen Schülers und wies ihn auf die Verantwortung des Sohnes und Jungschriftstellers hin. Und auf den Unterschied zwischen der Wirklichkeit, in der er sich keiner sexuellen Übergriffe schuldig gemacht habe, und der Literatur.

In dieser Familie gilt die Literatur als Wahrheitsaggregator. Wollen die Kinder wissen, was der Vater wirklich von ihnen hält, hilft ein Blick in seine Bücher. In der Erzählung „Unordnung und frühes Leid“ lässt Thomas Mann die Familienmitglieder in ihren Lebensrollen auftreten. Erika, die hier Ingrid heißt, werde ihren Schulabschluss mittels Augenaufschlag und Lehrerbetörung erhalten. Klaus, als Bert, will gar keinen Abschluss machen, er ist ein Träumer, der sein Auftreten nach dem des Hausdieners ausrichtet, als Berufsziele gibt er Tänzer oder Kellner in Kairo an. Auf diese Erzählung reagierte Klaus Mann mit seiner „Kindernovelle“, in der er wiederum seinen Bruder Golo, den er Fridolin nennt, als einen intelligenten, aber kleinen, hässlichen, dämonischen, unterwürfigen und von sonderbarem Ehrgeiz getriebenen Jungen schildert.

Sie sind uns auch deswegen heute noch so nah, weil sie alle diese moderne Mittei-

FOTO: KURT SCHRAUDENBACH / SZ PHOTO; BRIEF: THOMAS-MANN-ARCHIV DER ETH-BIBLIOTHEK



lungssucht hatten. Und weil sie so oft in der ganzen Welt verstreut waren, dass sie ständig Briefe hin- und herschickten wie E-Mails über die Ozeane. In den Briefen der Kinder an die Mutter geht es fast immer auch um Geld. Tilmann Lahme nennt es die „Goldene Regel“ der Familienkorrespondenz der Manns: Schreibe nie einen Brief an die Mutter, ohne darin um Geld zu bitten.

Vor allem Michael war ein Virtuose des Bettelbriefes. Weist ihm die Mutter zum 18. Geburtstag eine große Summe Geld an, damit er sich einen schönen Fiat kaufen kann, kauft er sich einen Bugatti und stellt die Mehrkosten umgehend in Rechnung. Kommt die Mutter einmal auf die Idee, leise Vorwürfe an den ewig Fordernden zu formulieren, bekommt sie sie postwendend zurück: Vorwürfe seien allein ihr zu machen und ihrer Weichheit gegen ihn. „Glaubst Du denn, dass mir Deine Schwächen gegen mich im Grunde genommen eigentlich angenehm sind?“

Auch dies aber, die Schnorrerei, ist eine Eigenschaft, die die Kinder vom Vater gelernt haben könnten. Wie er in Amerika die ihn abgöttisch verehrende und womöglich liebende Millionärsehefrau Agnes E. Meyer ausnimmt wie eine Weihnachtsgans, wie er immer dreister Gelder und Geschenke anfordert, Geld für den Neubau des Hauses, einen Smaragdring und auch Weihnachtswünsche der Kinder brieflich überbringt, während im Familienkreis beachtlich abschätzig über sie geredet wird, zunehmende „Reichenfrechheit“ beklagt Katia, das zeugt von fantastischem Geistesstolz und selbstbewusster Millionärsverachtung.

Dabei waren sie selbst reich. Thomas Mann war ja einer der wenigen Emigranten, die auch im Ausland von ihren Einkünften fantastisch leben konnten. Und auch dieser Reichtum der Familie macht die Bilder von damals heute noch so reizvoll. Das moderne, riesige Haus unter Palmen in Kalifornien, die herrlichen Autos, meist von den Frauen gefahren natürlich, Thomas fuhr nie, Klaus versuchte es spät mit desaströsen Folgen, also ist meist Katia am Steuer, diese wahnsinnig stolze, starke Frau. Sie lebt an der Seite eines Mannes, der – wo wir gerade von Geld reden –, wenn ein Lieferant klingelte und Thomas Mann allein zu Hause war, diesen wieder wegschicken musste, weil er nicht wusste, wo im Haus das Geld aufbewahrt wird.

Katia hat dieses Familienunternehmen durch die Welt gelotst, den alltagsfernen Ehemann und diese ganzen freisinnigen und lange Zeit so unerwachsenen Kinder. Die Familie Mann wurde von einer Frau regiert. Das weibliche Selbstbewusstsein übertrug sie auf ihre größte Tochter, die früh programmatisch bekannte: „Seit kurzem gibt es einen neuen Typ Schriftstellerin, der mir für den Augenblick der aussichtsreichste scheint: Die Frau, die Reportagen macht, in Aufsätzen, Theaterstücken, Romanen. Sie kennt die Welt, sie weiß Bescheid, sie hat Humor und Klugheit, und sie hat die Kraft, sich auszuschalten.“

Nun, diese letzte Kraft hatte Erika wie die meisten ihrer Geschwister nicht. Auch diese Kraft ist eher eine, die die Mutter Katia auszeichnete. Ihre ganze selbstlose Weisheit zeigte sich nicht zuletzt in ihrem Entschluss, als Einzige in dieser Selfie-Familie nicht zu schreiben, keine Literatur und vor allem keine Memoiren. Was natürlich andere Familienmitglieder nicht daran hinderte, aus Gesprächen und Anekdoten ihre „ungeschriebenen Memoiren“ zusammenzustellen. Dass auch sie am Familienprojekt Großmystifikation zur „amazing family“ mitarbeitete, kann man hier ganz schön nachlesen. Sie erzählt, dass die NS-Regierung in Deutschland Verkehrsflugzeuge dazu angehalten habe, so niedrig über das Land zu fliegen, dass man die Passagiere erkennen könne, und dass bei einem dieser Flüge ein Mann, den man für ihren Ehemann hielt, vom Boden aus erschossen wurde. Das zählt ebenfalls zu dem reichen Legendenschatz, der diese Familie auch so groß gemacht hat.

Sie waren große Geschichtenerzähler, sie waren Mythenschöpfer, sie waren die deutsche Familie gegen Hitler, die Kinder und die Ehefrau hatten den zaudernden Thomas Mann gemeinsam zum offenen Kampf gegen Nazideutschland überredet, sie waren eitel, selbstverliebt, plaudersüchtig, ungerecht und haben fantastische Bücher geschrieben. Wie schade, dass es zu dem von Klaus Mann angeregten Familienrat an der Spitze eines neuen Deutschlands nicht gekommen und Thomas Mann nicht Präsident geworden ist. Klaus Mann nahm sich, wenige Tage nachdem er die Manns als erste Familie im Staat herbeifantasiert hatte, das Leben.

Doch in Wahrheit sind sie unsere Präsidentenfamilie geblieben. Und immer noch stehen wir da und erkennen uns in dieser disparaten, dysfunktionalen, verschrobenen, selbstverliebten, scheiternden großen Familie selbst wieder. Die Manns sind wir.

Volker Weidermann

Video: Die Manns – eine Familienaufstellung

spiegel.de/sp422015manns
oder in der App DER SPIEGEL

„Da waren viele Knackse“

SPIEGEL-Gespräch Der Psychologe und Schriftsteller Frido Mann, 75, über sein Leben als Enkel des großen Thomas Mann

SPIEGEL: Herr Mann, Sie sind der Sohn von Michael und der Lieblingsenkel von Thomas Mann. Ihr Großvater schwärmte wortwörtlich vom „Himmelsblau“ Ihrer Augen. Sind Sie womöglich der Gegenbeweis für die weit verbreitete These, dass Thomas Mann seinen Nachkommen gegenüber von zerstörerischer Kälte gewesen sei?

Mann: In den meisten Biografien, die über meine Familie geschrieben wurden, von Marianne Krüll etwa, von Klaus Harpprecht, habe ich meinen Großvater nie erkennen können. Ich dachte mir: Das soll er sein? Dieser böse Mann? Es war ein Widerspruch zu meinen Erfahrungen, ich habe ihn als zugewandt erlebt. Und als ich seine veröffentlichten Tagebücher gelesen habe, ist mir meine Sicht bestätigt worden.

SPIEGEL: Er war begeistert von Ihnen – „herzliches Entzücken über seine Lieblichkeit“, schreibt er 1941, und selbst in seinem letzten Vermerk vom 29. Juli 1955 kommen Sie vor. Und doch beschreibt auch eine neue Biografie Ihre Familie als desolat.

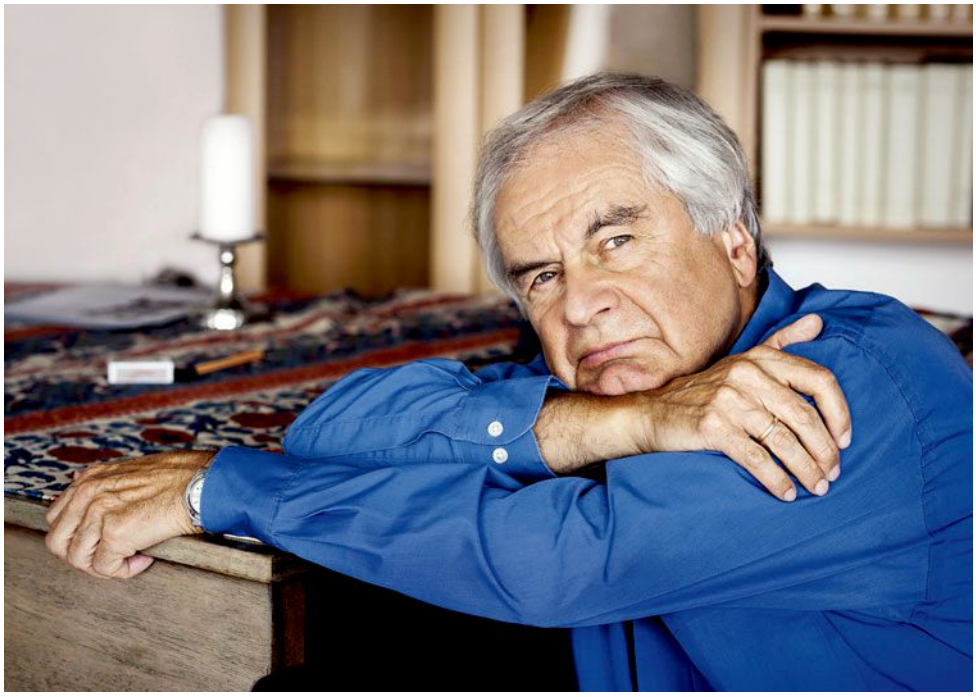
Mann: Ich rechne aber Tilmann Lahme, dem Autor dieser Biografie, hoch an, dass er schildert, wie sehr sich mein Großvater um seine sechs Kinder gekümmert hat. Und die Kinder, die in dem Buch beschrieben werden, sind von Anfang an schrecklich. Richtige Racker.

SPIEGEL: Die Kinder waren die Schlimmen?

Mann: Ja. Für mich war mein Großvater derjenige, der da war. Meine Eltern waren nicht da. Schon als ich anderthalb Jahre alt war, haben sie mich zwei Monate lang zu meinen Großeltern gebracht. Und als meine Mutter meinen Bruder erwartete, wollte sie wieder nicht dulden, dass ich in der Nähe bin. Also kam ich noch mal für lange Zeit zu den Großeltern. Ich habe meinen Bruder erst kennengelernt, als er acht Wochen alt war, ich konnte mir nicht erklären, wer das ist. Mein Großvater war derjenige, der in sich ruhte. Er war nicht so ein Nervenbündel wie mein Vater.

SPIEGEL: Alle Familienbiografien schildern aber übereinstimmend, dass fünf der sechs Kinder Ihrer Großeltern unglücklich geworden sind, die jüngste Tochter Elisabeth gilt als Ausnahme. Das Leiden der Kinder muss doch eine Ursache haben.

Mann: Vielleicht haben meine Großeltern den Kindern zu viele Freiheiten gegeben, sie waren auch zu großzügig im Finanziellen. Meine Großmutter Katia hat alles durchgehen lassen. Sie hat immer die absurdesten, übertriebensten Geldsendungen an meinen gar nicht mehr so jungen Vater geschickt.



Zeitzeuge Frido Mann: „Sie fallen über mich her, einer nach dem anderen“

SPIEGEL: Das Bild Ihres Großvaters als kühles Familienoberhaupt ist nicht einfach so entstanden, es gibt Zeugnisse, in denen er sich kritisch über seine Kinder äußert.

Mann: Es gibt auch die vielen neu entdeckten Briefe, die anderes belegen, wie er zum Beispiel meinen Vater gelobt hat, dass er sich als Musiker gut entwickelt habe, und zahlreiche, geradezu fürsorgliche und ermutigende Briefe an Klaus und Golo.

SPIEGEL: Warum hat sich Ihrer Meinung nach dieses Bild durchgesetzt: Thomas Mann, der als Künstler reüssierte und als Vater versagte?

Mann: Ich denke, das ist auch ein Lieblingsklischee. Größen möchte man vom Denkmal reißen. Harpprecht hat ja sogar in einem Fernsehinterview behauptet, mein Großvater habe seine Frau Katia auch aus Berechnung geheiratet, weil sie reich war.

SPIEGEL: Viele Quellen belegen, dass Ihre Großeltern sich liebten, und doch ist bekannt, dass Ihr Großvater keine Frauen, sondern Männer begehrt hat.

Mann: Sicher, er hatte diese Vorliebe, er hat Kellnern, die ihm gefallen haben, fünf Franken in die Hand gedrückt, so etwas. Er war da unbeholfen, irgendwie rührend. Aber er hat seine Neigung literarisch sublimiert und ist nie Eskapaden eingegangen. Der hat seine Katia viel zu sehr geliebt, um noch einen Mann anzufassen. Woher sollen sonst die sechs Kinder kommen?

SPIEGEL: Eine Frau zu haben, ohne die man nicht leben will, mit ihr sechs Kinder zu haben und dann Männer zu begehren – Ihr Großvater hat in seinem Werk und auch in seinen Tagebüchern und Briefen gezeigt, in welchen Ambivalenzen ein Mensch verfangen sein kann. Liegt die Faszination, die von Ihrer Familie ausgeht, nicht eigentlich



Autor Thomas Mann mit Enkeln Frido und Toni*
„Er hat mich wirklich bis zum Schluss gemocht“

* 1948 im Garten seines Hauses in Pacific Palisades.

FOTOS: SLAVICA / DER SPIEGEL (O.)

genau darin: dass die Menschen sich wiedererkennen im eigenen Lebenskampf?

Mann: Es sind Projektionen eigener Geschichten, ja.

SPIEGEL: Sie haben als Professor für Psychologie gearbeitet. Haben Sie das Studium gewählt, um damit auch Ihre eigene Familiengeschichte zu verarbeiten?

Mann: Nein. Die Tiefenpsychologie hat mich nie interessiert. Ich habe in Münster studiert, wo in den Siebzigerjahren aufgeräumt wurde mit spekulativer Psychologie. Dort sind metrische Verfahren entwickelt worden, die man statistisch auswerten kann. Heute gibt es wieder andere Tendenzen, aber damals waren wir stolz darauf, eine naturwissenschaftlich orientierte Psychologie zu betreiben. Ich habe auch mehr Achtung vor Medizinern als vor Psychologen, Ärzte werden in ganz anderer Weise zur Verantwortung gezogen. Ich habe nach dem Vorklinik-Examen mein erstes Praktikum in der Psychiatrie gemacht. Da habe ich gestaunt über die Abgründe bei den Patienten.

SPIEGEL: Manches dürfte Ihnen vertraut vorgekommen sein aus Ihrer Familie.

Mann: Ja, da war viel Psychiatrisches, viele Knackse. Aber das war nicht der Grund, warum ich das Studium gewählt habe. Das wäre zu einfach.

SPIEGEL: Ihr Vater neigte zu Gewaltausbrüchen, er hat seinen Hund getötet, er hat seine Frau, Ihre Mutter, geschlagen. Haben Sie eine Diagnose?

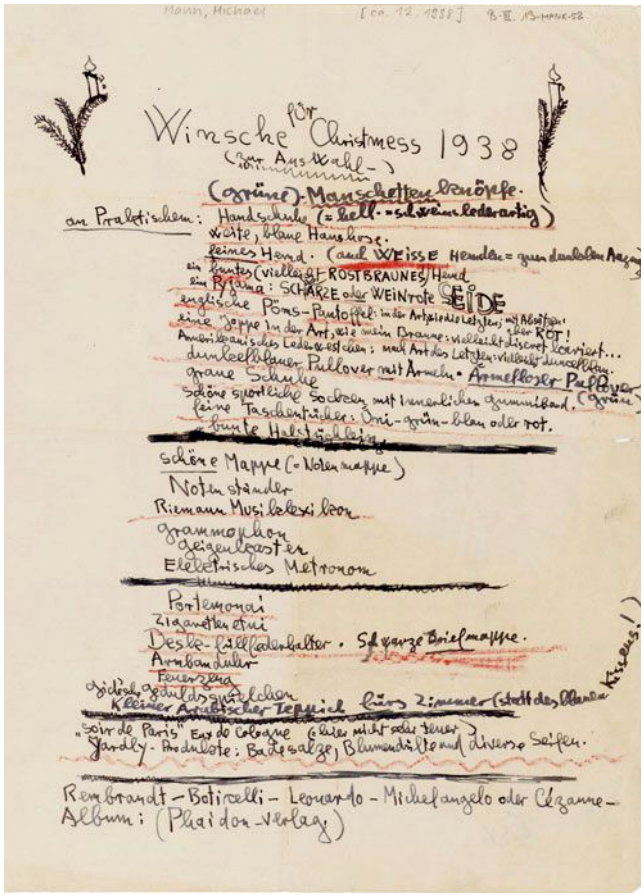
Mann: Ja, das war extrem. Er und seine Geschwister waren schwer neurotisch, würde ich sagen. Das reicht ja schon. Nichts Endogenes, also nichts irgendwie auf physiologischer Grundlage, wie zum Beispiel eine Psychose. Vielleicht gab es bei ihnen einen Ansatz zur Zyklothymie, das ist der Wechsel zwischen euphorischen und schwer depressiven Stimmungen.

SPIEGEL: Viele in Ihrer Familie sind eifersüchtig auf Sie gewesen, auch Ihr eigener Vater, weil Ihnen die Zuneigung Thomas Manns von Anfang an sicher war. Wie hat sich das auf Ihr Leben ausgewirkt?

Mann: So etwas tut nicht gut, sagen wir mal so. Man sieht es ja in den Briefen, die sie sich geschrieben haben. Sie fallen über mich her, einer nach dem anderen, umso mehr, je älter ich werde, je mehr ich versuche, meinen eigenen Standort zu finden. Es ficht mich nicht mehr an. Schlimm war für mich die Phase, in der ich selbst anfing, Bücher zu schreiben, in den Achtzigerjahren, als dann die Kritiker über mich herfielen, auch weil ich eben der Enkel bin. Da hat sich etwas wiederholt für mich, was ich kannte aus meiner Familie. Aber auch da bin ich drüber weg.

SPIEGEL: Haben Sie als Kind bemerkt, dass Sie von Eifersucht umgeben sind?





Musiker Michael Mann 1949, dessen Wunschzettel 1938
„Der litt unter seiner Zerrissenheit und Anspannung“

Mann: Wahrscheinlich habe ich das. Kinder spüren viel mehr als Erwachsene. Ich habe ja selber in der Klinik mit schwer kranken Kindern gearbeitet, die haben noch keine Schutzmechanismen aufgebaut wie Erwachsene, die das Lügen und Betrügen schon gut gelernt haben. Kinder sind wach, hellhörig, sensibel.

SPIEGEL: Im „Doktor Faustus“, einem Roman, den Ihr Großvater 1947 abgeschlossen hat, kommt ein Kind vor, das Ihnen nachgebildet ist: Nepomuk Schneidewein, genannt Echo, der Neffe der Hauptfigur Adrian Leverkühn, dessen „letzte Liebe“. Ist Ihnen die Schwärmerei des Großvaters auch unangenehm – da heute doch dessen Vorliebe für Jungen und jüngere Männer bekannt ist?

Mann: Ich kann nur sagen, dass ich da nichts erlitten habe – gar nichts, überhaupt nicht. Nie.

SPIEGEL: Im Werk Ihres Großvaters gehören Liebe und Tod zueinander. Das ist in der frühen Erzählung „Tristan“ so, dann in „Der Tod in Venedig“ und eben auch im Spätwerk, im „Faustus“. Somit ließ Ihr Großvater auch das Kind Echo sterben. Dies wurde als Beleg für die Herzlosigkeit Thomas Manns herangezogen: Er habe selbst seinen Lieblingsenkel für sein Werk missbraucht. Fühlen Sie sich missbraucht?

Mann: Als ich jünger war, hat mich diese Todesszene irritiert. Ich hatte lange das Gefühl, mein Großvater habe sich in den Jahren vor seinem Tod von mir zurückgezogen. Ich habe mir dann zusammengereimt, dass es da einen Zusammenhang zwischen dieser Szene und der von mir unterstellten Entwicklung gegeben hat. Seine Tagebücher haben mir aber gezeigt, dass ich mir das eingebildet habe, er hat mich wirklich bis zum Schluss gemocht. Außerdem schreibe ich inzwischen ja selbst Romane, und ein Autor tut das: Figuren, die er kennt, in seinem Werk zu verarbeiten und mit ihnen alles Mögliche anzustellen.

SPIEGEL: Im „Faustus“ setzt sich Thomas Mann mit Neuer Musik und Theologie auseinander. Sie selbst sind nicht nur Psychologe, sondern auch Theologe und Musiker – als hätten Sie die Themen des „Faustus“ selbst durchdringen müssen.

Mann: Ich musste nicht, ich wollte ja. Wobei mich im „Faustus“ vor allem das Theologische interessiert hat. Es ist ein

FOTOS: ULLSTEIN BILD (O.); THOMAS-MANN-ARCHIV DER ETH-BIBLIOTHEK (U.)

Untergangsbuch – vor allem im Krieg geschrieben –, und doch endet es mit einem Hoffnungsschimmer. Mein Großvater hat sich in dieser Zeit an die Unitarische Kirche gehalten, hat seine vier Enkel alle dort taufen lassen. Die Unitarier sind ja vor allem tolerant, nehmen Grundlegendes aus anderen Religionsgemeinschaften auf, insofern passte die ganze Richtung zu seiner humanistischen Haltung. Und diese Kirche war ihm eine Stütze in dunkler Zeit, mein Großvater war ja verzweifelt – Faschismus, Zweiter Weltkrieg, und wie es dann nach dem Krieg weitergegangen ist mit der West-Ost-Spaltung.

SPIEGEL: Ihre Familie ist 1933 vor den Nazis aus Deutschland geflohen, Ihr Großvater hat von da an nur noch im Exil gelebt, in Frankreich, in der Schweiz, in den USA und dann wieder in der Schweiz. Sie selbst wurden ins Exil hineingeboren. Wie hat die Flucht auf Ihre Familie gewirkt?

Mann: Mein Großvater hat unter dem Heimatverlust sehr gelitten, wie andere Schriftsteller ja auch, sein Bruder Heinrich oder Stefan Zweig. Auch Klaus, mein Onkel, ist ja letztlich daran zerbrochen. Mein Vater hatte andere Gründe, zugrunde zu gehen, das hatte mit dem Exil nicht so viel zu tun. Wenn man keine Wurzeln mehr hat, dann entgleist man eher.

SPIEGEL: Ihr Großvater verdiente gut mit seinen Büchern, hatte in den USA eine Mäzenin, die ihn sogar beim Bau einer Villa im kalifornischen Pacific Palisades unterstützt hat. Viele andere Künstler im Exil haben Ihren Großvater beneidet. War es nur Glück, oder hat er auch von seiner Fähigkeit profitiert, immerzu Haltung zu bewahren und sich selbst, wie er es ausgedrückt hat, eine Verfassung zu geben?

Mann: Er war ein Glückskind, und das war nicht leicht für andere. Aber er hat tatsächlich auch darum gerungen, dem Exil einen Sinn zu geben, ein Weltbürgertum zu formulieren. Wir stellen uns ja heute auch diese Fragen. Was ist mit den Flüchtlingen? Ist ihr Weg ins Exil eine Chance? Sie gehen ja mit Brachialgewalt durch alle Hindernisse durch, kommen her, verlangen und kriegen auch etwas. Ich glaube schon, dass da nicht nur gebrochene, kaputte Leute kommen. Sie haben aus dem Leiden eine Kraft gewonnen.

SPIEGEL: Sie haben in verschiedenen Büchern das Thema Exil verarbeitet und beide Möglichkeiten reflektiert: das Scheitern am Exil und das Wachsen daran. Wie kann eine Flucht glücklich enden?

Mann: Für die Jüngeren ist es leichter, sich einzufinden, so war es auch in meiner Familie. Elisabeth, die jüngste Tochter meiner Großeltern, hat sich besser eingefunden als ihre Geschwister. Und es kommt eben sehr auf die aufnehmende Gesellschaft an. Es ist wunderbar, wie sich Deutschland entwickelt hat. Meine Familie war ja wegen der Nazizeit immer kritisch mit Deutschland, aber meine Cousine Nica, die Tochter von Elisabeth, die ja wie ich in den USA geboren wurde und anders als ich nie in Deutschland gelebt hat, sagte mal: „Boy, they learned“ – unglaublich, wie sich die Deutschen gemacht haben.

FRANKFURTER BUCHMESSE

SPIEGEL: Ist es Zufall, dass Sie jetzt in München leben, der Stadt, aus der Ihre Familie ins Exil geflohen ist?

Mann: Ich glaube nicht, dass das Zufall ist. Ich spüre, dass ich hierhingehöre.

SPIEGEL: Sie sagten eben, Ihr Vater sei an etwas anderem kaputtgegangen als am Exil. Woran denn? Doch an der mangelnden Liebe des eigenen Vaters?

Mann: Nein, nein, die Liebe war ja gar nicht so klein, mein Vater hat sie klein gemacht. Auch, um ein Argument mir gegenüber zu haben, wenn er sagte: „Mein Vater war ja so schlimm zu mir, da kann ich auch schlimm zu dir sein.“ Übrigens war er der Lieblingssohn meiner Großmutter. Das muss man sich auch mal klarmachen. Der konnte sich nicht beklagen, nein, der litt unter seiner Zerrissenheit und seiner Desorientierung und Anspannung.

SPIEGEL: Woher kam all das?

Mann: Das kann man nicht erklären, das kann auch die Wissenschaft der Psychologie nicht. Es war wohl in ihm angelegt. Meinem Großvater war er eigentlich schon früh suspekt, schon bald nach der Geburt. Aber er hat ihn nie fallen lassen. Und ich – ich hätte mich viel früher von meinen Eltern abkehren sollen.

SPIEGEL: Sie hatten neun Jahre lang keinen Kontakt zu Ihrem Vater, haben ihn aber von sich aus wieder gesucht.

Mann: Das war in den Siebzigerjahren, ich habe da in Kalifornien ein Seminar besucht, bei dem ich psychologische Methoden erlernt habe: aktives Zuhören, Senden von Ich-Botschaften. Und dann habe ich meinen Vater besucht und das alles angewendet. Es hat geholfen. Wir sind einigermaßen miteinander zurechtgekommen.

SPIEGEL: Am Neujahrstag 1977 ist Ihr Vater tot aufgefunden worden, man weiß nicht, ob es eine versehentliche Überdosis Tabletten und Alkohol war oder Selbstmord.

Mann: Ich hatte ein halbes Jahr vor seinem Tod meine Eltern noch mehrere Wochen lang besucht. Ich hätte nicht gedacht, dass er so bald stirbt, aber ich habe gemerkt, dass er müde und irgendwo am Ende war.

SPIEGEL: So unterschiedlich Sie und Ihr Vater gewesen sein mögen, Sie teilten doch Interessen. Gerade ist ein Essaybuch von Ihnen erschienen, in dem Ihr Vater auch vorkommt: „An die Musik“**. In welcher Hinsicht sind Sie typisch für die Manns?

Mann: Die Sinnsuche, die Werteorientierung – bei mir in der Beschäftigung mit der Theologie, der Psychologie, der Medizin und eben der Musik. Inzwischen habe ich gemeinsam mit meiner Frau ein Buch über die Naturwissenschaft und Philosophie verfasst. Uns interessiert, ob und wie sich Gott auf der Grundlage der Quantenphysik denken lässt.

SPIEGEL: Der Germanist Heinrich Detering hat vor Kurzem ein Buch mit Auszügen aus Ihrem Werk herausgegeben***. Eines ist auffällig: Ihre Familie kommt oft vor.

Mann: In meinem ersten Buch und dann in späteren wieder, ja. Aber inzwischen ist die Familie höchstens der Ausgangspunkt. In „Mein Nidden“ zum Beispiel schreibe ich zwar über das Haus meiner Familie an der Kurischen Nehrung, aber es ist ein Buch über Litauen.

SPIEGEL: Wie steht es um Ihren Kontakt zu den anderen Enkeln Ihrer Großeltern?

Mann: Ich habe guten Kontakt zu der jüngeren Tochter von Elisabeth, zu Nica Borgese. Die anderen sind mir abhandengekommen. Die Schwester von Nica lebt irgendwo in Mexiko, ich weiß nicht, was sie da macht. Mein Bruder ist in der Schweiz, den sehe ich auch nur sehr selten. Ganz zu schweigen von meiner Adoptivschwester – meine Eltern hatten ja noch ein Mädchen aus Indien adoptiert.

SPIEGEL: Um auszuprobieren, wie es ist, ein Kind ohne Mann-Gene zu haben?

Mann: So in etwa. Aber diese Gene waren nicht viel besser.

SPIEGEL: Warum brach der Kontakt ab?

Mann: Erbstreitigkeiten. Merkwürdige Vorfälle, unschöne Geschichten.

SPIEGEL: Sie haben einen Sohn und drei Enkelkinder. Wie ist da das Verhältnis?

Mann: Ich hab mich bemüht, es anders zu machen als mein Vater.

SPIEGEL: Herr Mann, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Mann beim SPIEGEL-Gespräch*
„Es ficht mich nicht mehr an“

FOTO: SLAWICA / DER SPIEGEL

* Mit der Redakteurin Susanne Beyer in Manns Münchner Wohnung.

** Frido Mann: „An die Musik. Ein autobiographischer Essay“. Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main; 332 Seiten; 10,99 Euro.

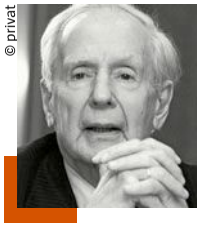
*** „Frido Mann erzählt. Ein Lesebuch“. Ausgewählt und herausgegeben von Heinrich Detering. Wachholtz Verlag – Murmann Publishers, Kiel; 248 Seiten; 19,90 Euro.

FRANKFURTER BUCHMESSE

DER SPIEGEL *live*

14. – 18. Oktober 2015


© Sandra Stein


© privat


© Heike Steinweg

Alle Veranstaltungen:
SPIEGEL-Stand in Halle 3.0, D56

Programm zum Download: www.spiegelgruppe.de/frankfurterbuchmesse

▶▶ Mittwoch, 14. Oktober

11.00 Uhr „Erkenne die Welt. Eine Geschichte der Philosophie“ – **Richard David Precht** im Gespräch mit SPIEGEL-Autor Nils Minkmar

12.00 Uhr „Zwischen Literaturkritik und Bestsellerei“ – **Dr. Thomas Wilking,** Chefredakteur des Fachmagazins „buchreport“, im Gespräch mit SPIEGEL-Reporter Volker Weidermann

13.00 Uhr „Gehen, ging, gegangen“ – Autorin **Jenny Erpenbeck** im Gespräch mit SPIEGEL-Autor Nils Minkmar

14.00 Uhr „Du bellst vor dem falschen Baum“ – Musikerin und Autorin **Judith Holofernes** im Gespräch mit SPIEGEL-Autor Wolfgang Höbel

15.00 Uhr **Julia Klöckner,** Landesvorsitzende der CDU Rheinland-Pfalz, im Gespräch mit SPIEGEL-Chefredakteur Klaus Brinkbäumer

15.30 Uhr „Mythos Überforderung. Was wir gewinnen, wenn wir uns erwachsen verhalten“ – Psychiater und Bestsellerautor **Michael Winterhoff** im Gespräch mit SPIEGEL-Autorin Elke Schmitter

16.00 Uhr „Eins im Andern“ – Die deutsch-schweizerische Schriftstellerin und Schauspielerin **Monique Schwitter** im Gespräch mit SPIEGEL-Redakteurin Claudia Voigt

Ab 17.00 Uhr **DER SPIEGEL lädt zur Roten Stunde** – SPIEGEL-Chefredakteur Klaus Brinkbäumer und Lothar Gorris, Leiter des Kulturressorts, stellen den neuen LITERATUR SPIEGEL vor.

▶▶ Donnerstag, 15. Oktober

11.00 Uhr „Ein ganz neues Leben“ – Die britische Bestsellerautorin **Jojo Moyes** im Gespräch mit SPIEGEL-Redakteurin Maren Keller (Veranstaltung in englischer Sprache)

12.00 Uhr „Mesopotamien“ – Der ukrainische Schriftsteller **Serhij Zhadan** im Gespräch mit SPIEGEL-Reporter Volker Weidermann

13.00 Uhr „Kriegssplitter. Die Evolution der Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert“ – Der Berliner Politologe **Herfried Münkler** im Gespräch mit SPIEGEL-Autorin Elke Schmitter

14.00 Uhr Der **Gewinner des Deutschen Buchpreises 2015** im Gespräch mit SPIEGEL-Reporter Volker Weidermann

15.00 Uhr „Absturz des Himmels“ – Der Extrembergsteiger und Buchautor **Reinhold Messner** im Gespräch mit SPIEGEL-Redakteur Tobias Becker

16.00 Uhr „Mädchen für alles“ – Bestsellerautorin und Moderatorin **Charlotte Roche** im Gespräch mit SPIEGEL-Redakteurin Claudia Voigt

Ab 17.00 Uhr **DER SPIEGEL lädt zur Roten Stunde** – Die SPIEGEL-Redakteure Volker Weidermann, Elke Schmitter und Georg Diez sprechen über Literaturkritik

▶▶ Freitag, 16. Oktober

10.00 Uhr „Das perfekte Buch: Carol Felts ‚Cybris‘“ – Blogger und SPIEGEL-ONLINE-Kolumnist **Sascha Lobo** im Gespräch mit SPIEGEL-Reporter Volker Weidermann

11.00 Uhr „Der Russland-Reflex. Einsichten in eine Beziehungskrise“ – **Irina Scherbakowa,** Historikerin, und Publizist **Karl Schlögel** im Gespräch mit SPIEGEL-Redakteur Tobias Rapp

12.00 Uhr „Mir hat Gott keinen Panzer ums Herz gegeben. Briefe aus Militärgefängnis und Gestapohaft 1943 – 1945“ – **Klaus von Dohnanyi** spricht mit SPIEGEL-Autor Martin Doerry über die Biografie seines Vaters Hans von Dohnanyi

13.00 Uhr „Zeit. Was sie mit uns macht und was wir aus ihr machen“ – Der Literaturwissenschaftler und Schriftsteller **Rüdiger Safranski** im Gespräch mit SPIEGEL-Autorin Elke Schmitter

14.00 Uhr „Franz Josef Strauß. Ein Leben im Übermaß“ – Der Politikwissenschaftler und Journalist **Peter Siebenmorgen** im Gespräch mit SPIEGEL-Chefredakteur Klaus Brinkbäumer

15.00 Uhr „Deutschland. Erinnerungen einer Nation“ – **Neil MacGregor,** britischer Kunsthistoriker und Direktor des British Museum, im Gespräch mit SPIEGEL-Redakteur Tobias Rapp

16.00 Uhr „Welche Figur ich gern erfunden hätte“ – Die Kinderbuchautoren **Sabine Ludwig** und **Paul Maar** im Gespräch mit SPIEGEL-Autor Nils Minkmar

Ab 17.00 Uhr **DER SPIEGEL lädt zur Roten Stunde** – „Wie gut kennen Sie Deutschland?“ – Testen Sie Ihr Wissen am SPIEGEL-Stand und gewinnen Sie eine Ausgabe des aktuellen Wissenstests. Moderation: SPIEGEL-Autor Martin Doerry. Zu Gast: **Henryk M. Broder**

▶▶ Samstag, 17. Oktober

10.00 Uhr „Plötzlich Pakistan. Mein Leben im gefährlichsten Land der Welt“ – **Hasnain Kazim** berichtet als Korrespondent für SPIEGEL und SPIEGEL ONLINE. Er spricht mit der stellvertretenden SPIEGEL-Chefredakteurin Susanne Beyer über seine Erlebnisse in Pakistan.

11.00 Uhr „Black Earth. Der Holocaust und warum er sich wiederholen kann“ – Der US-amerikanische Historiker **Timothy Snyder** im Gespräch mit SPIEGEL-Redakteur Tobias Rapp (Veranstaltung in englischer Sprache)

12.00 Uhr „Schauen Sie mal böse. Geschichten aus meinem Schauspielerleben“ – Schauspieler **Mario Adorf** im Gespräch mit der stellvertretenden SPIEGEL-Chefredakteurin Susanne Beyer

13.00 Uhr „Siebentürmeviertel“ – Schriftsteller **Feridun Zaimoglu** im Gespräch mit SPIEGEL-Redakteur Tobias Becker

14.00 Uhr „Was Google wirklich will. Wie der einflussreichste Konzern der Welt unsere Zukunft verändert“ – SPIEGEL-Korrespondent **Thomas Schulz** im Gespräch mit der stellvertretenden SPIEGEL-Chefredakteurin Susanne Beyer

15.00 Uhr „Schmerz“ – Die israelische Schriftstellerin **Zeruya Shalev** im Gespräch mit SPIEGEL-Autorin Elke Schmitter (Veranstaltung in englischer Sprache)

16.00 Uhr „Ferdinand. Der Reporter-Hund“ – Cartoonist **Ralph Ruthe** und Comiczeichner **Flix** zeigen, wie ihre Comics mit dem Reporter-Hund „Ferdinand“ für „Dein SPIEGEL“ entstehen

Ab 17.00 Uhr **DER SPIEGEL lädt zur Roten Stunde** – „Wie gut kennen Sie Deutschland?“ – Testen Sie Ihr Wissen am SPIEGEL-Stand und gewinnen Sie eine Ausgabe des aktuellen Wissenstests. Moderation: SPIEGEL-Redakteur Tobias Becker. Zu Gast: **Philipp Tingler**

▶▶ Sonntag, 18. Oktober

11.00 Uhr „Macht und Widerstand“ – **Ilija Trojanow** im Gespräch mit SPIEGEL-Autor Nils Minkmar

12.00 Uhr „Wie Sie unvermeidlich glücklich werden. Eine Psychologie des Gelingens“ – Der Arzt, Theologe und Schriftsteller **Manfred Lütz** im Gespräch mit SPIEGEL-Redakteur Jörg Blech

13.00 Uhr „The devil lies in the detail“ – Lustiges und Lehrreiches über unsere Lieblingsfremdsprache mit SPIEGEL-ONLINE-Kolumnist **Peter Littger**

Änderungen vorbehalten

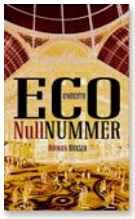
DER SPIEGEL
Keine Angst vor der Wahrheit

SPIEGELBESTSELLER

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: **www.spiegel.de/bestseller**

Belletristik

1	(1)	**Jojo Moyes** Ein ganz neues Leben	Wunderlich; 19,95 Euro
2	(2)	**David Lagercrantz** nach Stieg Larsson Verschwörung	Heyne; 22,99 Euro
3	(4)	**Dörte Hansen** Altes Land	Knaus; 19,99 Euro
4	(3)	**Jussi Adler-Olsen** Takeover	dtv; 19,90 Euro
5	(5)	**Rebecca Gablé** Der Palast der Meere	Bastei Lübbe; 26 Euro
6	(7)	**Jonathan Franzen** Unschuld	Rowohlt; 26,95 Euro
7	(–)	**Umberto Eco** Nullnummer	Hanser; 21,90 Euro

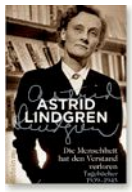


Eher mit dem Knüppel als mit dem Florett nimmt sich Eco in seinem neuen Roman seine Lieblingsfeinde vor: die Medien und das System Berlusconi

8	(13)	**Günter Grass** Vonne Endlichkait	Steidl; 28 Euro
9	(10)	**Jenny Erpenbeck** Gehen, ging, gegangen	Knaus; 19,99 Euro
10	(17)	**Ingrid Noll** Der Mittagstisch	Diogenes; 22 Euro
11	(9)	**Rafik Schami** Sophia oder Der Anfang aller Geschichten	Hanser; 24,90 Euro
12	(6)	**Derek Landy** Skulduggery Pleasant – Das Sterben des Lichts	Loewe; 18,95 Euro
13	(–)	**Alina Bronsky** Baba Dunjas letzte Liebe	Kiepenheuer & Witsch; 16 Euro
14	(8)	**Stephen King** Finderlohn	Heyne; 22,99 Euro
15	(11)	**Isabel Allende** Der japanische Liebhaber	Suhrkamp; 21,95 Euro
16	(15)	**Harper Lee** Wer die Nachtigall stört …	Rowohlt; 19,95 Euro
17	(16)	**Harper Lee** Gehe hin, stelle einen Wächter	DVA; 19,99 Euro
18	(12)	**Fredrik Backman** Oma lässt grüßen und sagt, es tut ihr leid	Fischer Krüger; 19,99 Euro
19	(18)	**Zeruya Shalev** Schmerz	Berlin; 24 Euro
20	(–)	**Iny Lorentz** Die steinerne Schlange	Knaur; 19,99 Euro

Sachbuch

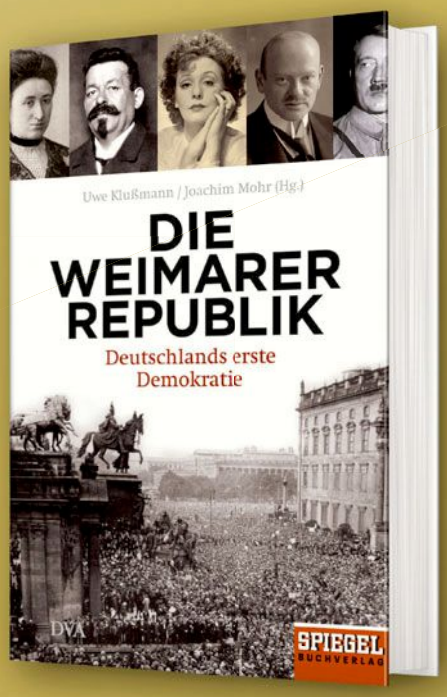
1	(12)	**Hamed Abdel-Samad** Mohamed – Eine Abrechnung	Droemer; 19,99 Euro
2	(1)	**Peter Wohlleben** Das geheime Leben der Bäume	Ludwig; 19,99 Euro
3	(2)	**Dalai Lama** Der Appell des Dalai Lama an die Welt	Benevento; 4,99 Euro
4	(–)	**Astrid Lindgren** Die Menschheit hat den Verstand verloren – Tagebücher 1939–1945	Ullstein; 24 Euro



In ihren Tagebüchern aus dem Zweiten Weltkrieg schreibt Lindgren mit Humor gegen das Dunkel dieser Zeit an

5	(4)	**Wilhelm Schmid** Gelassenheit	Insel; 8 Euro
6	(3)	**Navid Kermani** Ungläubiges Staunen	C.H. Beck; 24,95 Euro
7	(8)	**Helen Macdonald** H wie Habicht	Allegria; 20 Euro
8	(–)	**Henning Mankell** Treibsand – Was es heißt, ein Mensch zu sein	Zsolnay; 24,90 Euro
9	(6)	**Jürgen Todenhöfer** Inside IS – 10 Tage im „Islamischen Staat“	C. Bertelsmann; 17,99 Euro
10	(5)	**Gregor Schöllgen** Gerhard Schröder	DVA; 34,99 Euro
11	(9)	**Ajahn Brahm** Der Elefant, der das Glück vergaß	Lotos; 16,99 Euro
12	(10)	**Anne Berest / Audrey Diwan / Caroline de Maigret / Sophie Mas** How to Be Parisian Wherever You Are	btb; 14,99 Euro
13	(11)	**Rüdiger Safranski** Zeit	Hanser; 24,99 Euro
14	(17)	**Udo Ulfkotte** Mekka Deutschland	Kopp; 19,95 Euro
15	(15)	**Frederick Forsyth** Outsider	C. Bertelsmann; 19,99 Euro
16	(13)	**Neil MacGregor** Deutschland	C.H. Beck; 39,95 Euro
17	(16)	**Ajahn Brahm** Die Kuh, die weinte	Lotos; 15,99 Euro
18	(–)	**Franz Alt** Was Jesus wirklich gesagt hat	Gütersloher Verlagshaus; 22,99 Euro
19	(–)	**Vincent Klink** Ein Bauch spaziert durch Paris	Rowohlt; 19,95 Euro
20	(–)	**Meike Winnemuth** Um es kurz zu machen	Knaus; 16,99 Euro

Eine **Epoche** der **Extreme**



Gebundenes Buch mit Schutzumschlag
272 Seiten mit Abb. · € 19,99 (D)
ISBN 978-3-421-04696-3
Auch als E-Book erhältlich

SPIEGEL-Autoren und Historiker schildern Erfolge, Krisen und Niederlagen der Weimarer Republik. Sie suchen nach den Ursachen für den Untergang der jungen Demokratie und zeigen eindrücklich, warum die Weimarer Republik trotz ihres Scheiterns weit mehr war als der Auftakt zur Diktatur der Nationalsozialisten.

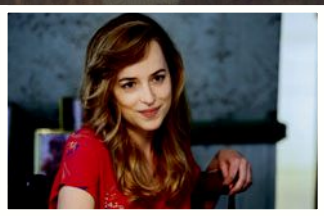
DVA
www.dva.de

SPIEGEL BUCHVERLAG

DER SPIEGEL lädt ins Kino ein!

Verlosung von 250 x 2 Freikarten.






DER SPIEGEL – das deutsche Nachrichten-Magazin. Abo-Hotline 040 3007-2700.





Kinostart am 15. Oktober

BLACK MASS

Unter der Regie von Scott Cooper („Crazy Heart“) spielt Johnny Depp („Sweeney Todd – Der teuflische Barbier aus der Fleet Street“, „Wenn Träume fliegen lernen“, „Pirates of the Caribbean“) in „Black Mass“ den notorischen Gangster James „Whitey“ Bulger:

South Boston in den 1970er-Jahren: FBI Agent John Connolly (Joel Edgerton) überredet den irischstämmigen Gangster Jimmy Bulger (Depp), mit dem FBI zusammenzuarbeiten, um einen gemeinsamen Feind zu eliminieren: die italienische Mafia. Diese unselige Partnerschaft gerät schnell außer Kontrolle, sodass Whitey sich der Verurteilung entziehen und seine Macht sogar stärken kann, um sich als einer der skrupellosesten und einflussreichsten Gangster in der Geschichte von Boston zu behaupten. In weiteren Rollen Benedict Cumberbatch, Rory Cochrane, Dakota Johnson, Kevin Bacon und Peter Sarsgaard.

Schicken Sie uns eine E-Mail mit Ihrem Namen und Ihrer Adresse an:

kinokarten-verlosung@spiegel.de

Stichwort: BLACK MASS

Einsendeschluss ist der 16.10.2015, 24 Uhr. Die Gewinner werden im Anschluss schriftlich benachrichtigt und erhalten die Kinokarten auf dem Postweg. Die Freikarten sind in allen Kinos einlösbar, in denen der Film in Deutschland gezeigt wird. Es gelten die aktuellen Datenschutzbestimmungen, insbesondere werden die Adressen der Gewinnspielteilnehmer nicht an Dritte weitergegeben. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Missbrauch wird zur Anzeige gebracht.

QR-Code scannen
und Trailer ansehen.

FSK: Freigegeben ab 16 Jahren

www.BlackMass-derFilm.de

/WarnerBrosAction


Strauß

„Manchmal habe ich das Gefühl, nur bei den Ahnen noch unter Deutschen zu sein“: Unter dem Titel „Der letzte Deutsche“ hat der Schriftsteller **Botho Strauß,** 70, im SPIEGEL der vergangenen Woche einen Debattenbeitrag veröffentlicht, in dem er an seinen ebenso berühmten wie umstrittenen Essay „Anschwellender Bocksgesang“ aus dem Jahr 1993 anschloss. Aus Anlass der Flüchtlingskrise setzte Strauß sich nun mit dem Verhältnis der Deutschen zur Nation auseinander. Er konstatierte die Auslöschung geistesgeschichtlicher Traditionen, damit einhergehende kulturelle Entwurzelung und beklagte die Hegemonie demografisch und ökonomisch begründeten Denkens bei der Einwanderungspolitik. Unter dem Druck politischer Korrektheit werde dem Einzelnen die Souveränität geraubt, „dagegen zu sein“. SPIEGEL-Autor Nils Minkmar antwortet Strauß.

Deutsche Zuversicht

Debatte Nie war dieses Land besser als heute. Eine Antwort auf Botho Strauß.

Von Nils Minkmar

Menschen mit einer komplizierten Geschichte können sich in einer Psychotherapie ihren Dämonen stellen, sie einhegen und dann befreit weiterleben. Und Länder können das auch. Die 25 Jahre, in denen Deutschland bislang an seiner Einheit gearbeitet hat, waren durch vergleichbare Prozesse geprägt. Und diese Prozesse waren auch nötig, nach allem, was wir im 20. Jahrhundert so angestellt haben.

Zu sagen, dass die Nachbarländer und auch viele kritische Landsleute zu Beginn der Neunzigerjahre mit Argwohn auf die deutsche Sozialprognose schauten, wäre ja noch eine Verharmlosung. Dass die Einheit ein wirtschaftliches Desaster werden würde, galt als ausgemacht. Dass die Westbindung schwächer würde, eine preußische und protestantische Kaltfront die Seelen erfassen könnte, war ein plausibles Szenario. Die Anschläge von Hoyerswerda, Mölln und Solingen bezeugten das nach wie vor vorhandene kriminelle rechtsradikale Potenzial in der deutschen Gesellschaft. Dann kamen die Lichterketten.

Am Ende des Sommers 2015 muss man, einigermaßen verblüfft, feststellen: Das Land hat die Kurve gekriegt. Deutschland ist mehr als erfolgreich, mehr als lebenswert, es ist in diesem Sommer schlagartig sympathisch geworden, bewohnt von Menschen, die ihre Freiheit nicht bloß aushalten, sondern sich daran erfreuen. Die Leute in Deutschland sind heute anders.

Am vergangenen Mittwoch geriet im Bahnhof von Lüneburg ein Mensch unter die Räder eines ICE. Im Zug, der mehrere Stunden lang mit verschlossenen Türen dastand, blieb es ruhig. Niemand lenkte die Aufmerksamkeit auf eigene Ansprüche, es gab keinen Wettbewerb, wer den wichtigeren Termin verpasse. Es schimpfte noch nicht einmal jemand auf die Bahn, obwohl eine massive Störung des Fahrplans im deutschen Seelenhaushalt schon zu den deutlicheren Stressfaktoren zählt. Aber alle bewiesen einen Anstand, der früher nicht selbstverständlich war, der im Gespür dafür wurzelte, wer an jenem Morgen das eigentliche Opfer war.

Man bemerkt solche Veränderung zum Besseren häufig.

Die jungen Leute blicken ihr Gegenüber offen an, nicht mehr so schüchtern und unbeholfen, weil es in den Familien nicht mehr so bedrückt und bedrückend zugeht. Politikwissenschaftler berichten uns an Wahlsonntagen mit leicht klagendem Unterton von der Auflösung der traditionellen Milieus. Aber die Erosion der weltanschaulichen Bastionen ist ein Segen. Die Leute kommen mit anderen Einstellungen in Kontakt, das baut Feindseligkeit ab. Lernfähigkeit, Neugier sowie die Bereitschaft, Dinge anders zu machen und sich mit Kolleginnen und Kollegen zu besprechen, gelten mittlerweile als Schlüssel zum beruflichen Erfolg. Daraus ergeben sich neue gesellschaftliche Werte und Praktiken. Still ist es an deutschen Esstischen nun nicht mehr.

Die deutsche Gesellschaft war lange in der Angst verwurzelt. Viele sind damit groß geworden. Die Angst zerfraß ihre Kindheit. Angst vor einer Wiederkehr des selbst herbeigeführten Unheils. Heute nennt man das posttraumatische Störung. Darunter litt das ganze Land. Die Angst war nicht nur Symptom, sie war auch das Medium jener Jahre. Sie hat uns lange begleitet: Ölkrise, Atomtod, Waldsterben. Heroin und Sekten. In einem dieser Abgründe würde man sicher zugrunde gehen. Sollte man Schule und Studium überstanden haben, ohne Suizid, dann wartete, geduldig wie das Fegefeuer, ewige Arbeitslosigkeit. Besonders schlimm stand es um die jeweils aufkommende Populärkultur. Warnungen vor dem Fernsehen waren bloß die Vorstufe für Warnungen vor Walkman, Videoclips, Computer und Mobiltelefon, vor Kabelfernsehen und Internet. Jahrzehntelang war es fünf vor zwölf, waren insbesondere die Intellektuellen rechts wie links schier verrückt vor der Sorge, es könnten Nazis oder Kommunisten die Macht übernehmen. Die Prophezeiung einer baldigen Machtübernahme durch den totalitären Islam ist eine Fortschreibung dieser Paranoia.

Nicht alle dieser Warnungen waren unbegründet. Oft lösten sie Gegenreaktionen aus, schärften die Sinne für tatsächliche Gefahren. In der Häufung aber raubten sie Zuversicht und erwiesen sich einfach als übertrieben. In Wahrheit wurde das Leben in Deutschland besser, und zwar in allen Bereichen.


Besucher im Berliner Tempelhofer Park: Das Land ist friedlich geblieben,

Die dröhnende Basslinie der kontinuierlichen Angst, der Sound des geteilten Deutschlands, verklingt langsam. Und vielleicht ist es das, was die Jahrgänge, die diese Diskurse und die Kultur von damals miterlebten oder sogar maßgeblich prägten, heute so besonders ängstlich macht. Thilo Sarrazin und Botho Strauß sind gute Beispiele.

Die Mehrheit der hier lebenden Menschen aber teilt solche Ängste nicht mehr. Die Deutschen blinzeln zuversichtlich in die Sonne. Nicht, weil es unter über 80 Millionen keine gefährlichen und gewaltbereiten Minderheiten gäbe, die man besser im Auge behält. Auch nicht, weil es hier keine Ungerechtigkeit, Krankheit und Armut gäbe und weil nun der Endzustand der Geschichte erreicht wäre. Wir sehen aber, und gerade eben in diesen Monaten, das Resultat einer kulturellen Emanzipation, einer harten zivilgesellschaftlichen Aufarbeitung historischer Komplexe. Diese Aufarbeitung hatte mehrere Komponenten.

Zunächst war da die Öffnung der Akten des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit. Es war ein Vorgang, der weltweit einzigartig blieb und von Bürgern erzwungen wurde. Die schier unglaublichen Geschichten aus diesen Akten fanden ihr Echo in Filmen, Serien, Romanen und in vielen Familien. Das hat nicht allein das Bild der DDR geprägt, sondern die Bewertung politischer Systeme insgesamt verändert. Mag jemand noch so hehre Werte vertreten, die Behandlung des einzelnen Gegners ist der moralische Maßstab zu ihrer Beurteilung geworden. Es hat die Skepsis gegenüber den bürokratischen Apparaten, großen Erzählungen und kollektiven Beglückungsversuchen gestärkt, und damit das Selbstbewusstsein der Bürger und die Lust, sich einzumischen.

Auch die seit den Neunzigerjahren noch mal intensiver vorgenommene Beschäftigung mit den in der Nazizeit von Deutschen begangenen Verbrechen hat befreiend gewirkt. Arbeiten wie die von Daniel Goldhagen oder Saul Friedländer, die Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht, haben den Befund ergeben, dass der Massenmord an den europäischen Juden, an Homosexuellen, Kommunisten, Sinti und Roma, Zeugen Jehovas und Deserteuren nicht das Werk einer insgeheim operierenden Minderheit war, sondern aus der Mitte der Gesellschaft heraus geschah. Dass die Deutschen damals hinter solchen Maßnahmen standen, weil Antisemitismus, Militarismus und der Hass auf westliche Werte – diese fatale Dreifaltigkeit der deutschen Überlieferung – die Seelen vergiftet hatten. Es ist erst wenige Jahre her, dass all dies nun anders bewertet wird. Man hört – der Mainzer Historiker Andreas Rödder wies neulich darauf hin – das Wort Nestbeschmutzer kaum noch. Das fiel früher häufig, wenn von den Verbrechen der Deutschen in der Nazizeit die Rede war. Dass sich das Land, von seinen obersten Repräsentanten bis zu vielen aktiven Bürgern, dem Grauen stellt, hat es nicht geschwächt, sondern befreit.

FOTOS: RUTH WALZ / PICTURE ALLIANCE / DPA (O.); CARSTEN KOALL (U.)



wurde wohlhabend und schön

Die dritte in diesem Zusammenhang zu nennende, für Deutsche komplizierte Operation ist das Einüben des Umgangs mit Menschen, die nicht hier geboren wurden oder deren Eltern nicht hier geboren wurden. Die letzten Gefechte in dieser Frage waren die Kampagne der hessischen CDU gegen den Doppelpass und der anhaltende Widerstand gegen ein Einwanderungsgesetz. Das Thema rührt an uralte deutsche Welterklärungsmuster, denn die Identität wurde hierzulande seit Jahrhunderten kulturell, in der Praxis auch einfach optisch festgestellt, weil es lange kein staatliches Gebilde gab, das einen gesamtdeutschen Bürgerbegriff hätte stiften können. Den Staatsbürger unabhängig von der Abstammung zu definieren, das fällt einfach immer noch schwer. Aber wir sind längst auf dem Weg dorthin, die Gesellschaft ist weiter als die politische Norm. Wer hört, wie sich eine dem Äußeren nach gut nach Shanghai passende Familie mit drei Söhnen im Wiesbadener Lego-Store in breitem Hessisch über die Vorzüge diverser Steine austauscht; wer sich an einem Nachmittag die Familien im Stadtpark ansieht oder morgens das Gewusel eines Hauptbahnhofs betrachtet, stellt fest: Was auch immer die Fürsprecher des ethnisch homogenen Nationalstaats unternommen haben, um ihn in Deutschland zu konservieren, es hat nicht geklappt. Wieder kann man sagen: zum Glück.

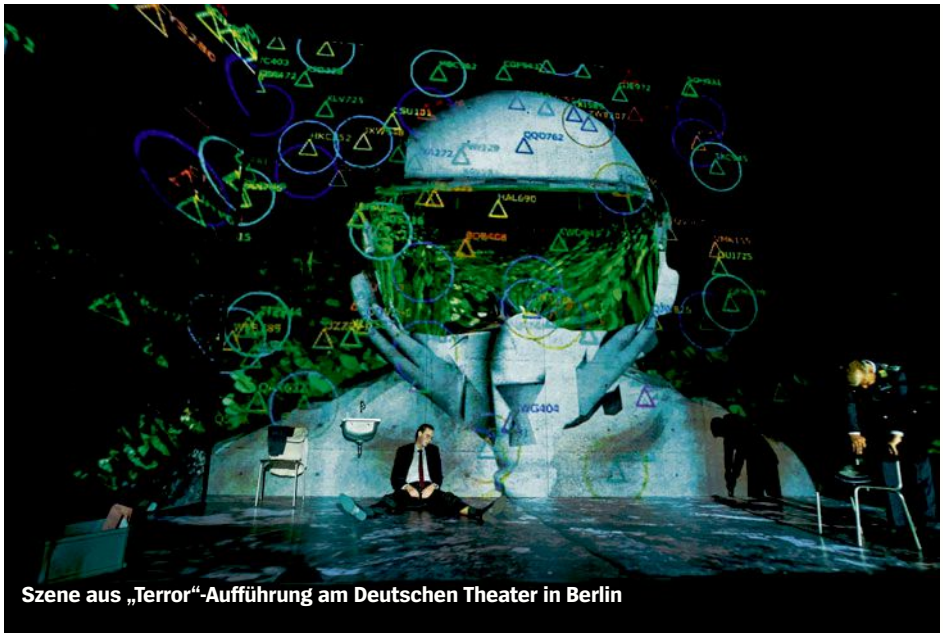
Italiener, Jugoslawen und Türken haben unseren Wohlstand mit erarbeitet und unsere Städte lebendiger gemacht. Die Sorgen blieben überschaubar. Die Menschen aus diesen Ländern sind Nachbarn und Kollegen, kein zu lösendes Problem. Natürlich schaffen sie auch Deutschland nicht ab, sie stärken es. Das ist die Erfahrung der vergangenen zweieinhalb Jahrzehnte. Mit einem Tag hatte man damals 17 Millionen neue Bundesbürger. Kurz darauf kamen Russlanddeutsche, russische Juden, Flüchtlinge von den Balkankriegen, und das Land ist friedlich geblieben, wurde wohlhabend und schön. Schöner als vorher. Heute tragen unsere beliebtesten Stars die neuen deutschen Nachnamen Naidoo und M'Barek, einer unserer bedeutendsten Intellektuellen heißt Kermani – na und? Die Kultur blüht. Wer wie Botho Strauß heute den Niedergang deutscher Kultur konstatiert, lebt in einer privaten Parallelgesellschaft.

All diese Anstrengungen und Selbsterforschungen mündeten im Wunder dieses Sommers, der zivilgesellschaftlich organisierten, freundlichen Aufnahme der Flüchtlinge aus Syrien, Eritrea und den Balkanstaaten. Es war nur folgerichtig, dass die Politiker erst verspätet reagierten. Große Männer sind weder gefragt noch nötig. Die Bürger selbst übernahmen die Initiative in zahllosen Akten der Weisheit.

Vor einigen Jahren lief ich mit dem britischen Historiker Simon Sebag Montefiore durch Berlin. Er kam gerade aus Potsdam, hatte sich wieder einmal Sanssouci angeschaut. Er liebt das späte 18. Jahrhundert, die Aufklärung und, wie die Bundeskanzlerin, auch Katharina die Große. Er überschlug sich in seiner Schwärmerei und endete bei der Aussage: „Das war Deutschlands beste Zeit." Ein skeptischer Blick genügte eigentlich als Widerspruch. Montefiore hat als echter Liberaler kein Problem mit Autokorrektur. Er überlegte neu und befand: „Stimmt gar nicht – die ist ja jetzt." Es gibt kein besseres Deutschland als jenes der Gegenwart, und es gibt wenig Grund, sich vor der Zukunft zu fürchten. Dieses Glück muss man, wie die Freiheit, erst mal aushalten. ■

Verbotene Gefühle

Theater Der Schriftsteller und Strafverteidiger Ferdinand von Schirach hat sein erstes Drama geschrieben. „Terror“ beschäftigt sich mit der Frage, ob man Menschen opfern darf, um andere zu retten. *Von Alexander Kluge*



Szene aus „Terror“-Aufführung am Deutschen Theater in Berlin

Kluge, 83, ist promovierter Jurist, Fernsehproduzent und Schriftsteller. Er lebt in München.

Zwei Schiffbrüchige treiben auf dem Meer. Ein Brett in den Wellen, eine Bootsplanke könnte sie retten, aber sie ist nicht groß genug, um beide zu tragen. Also tötet der eine Schiffbrüchige den anderen, um nicht selbst zu ertrinken. Ist das Mord?

Dieses Gedankenspiel wird dem griechischen Philosophen Karneades zugesprochen. Cicero hat es überliefert. Man nennt es das „Brett des Karneades“. Es ist ein berühmtes Fallbeispiel für das, was Juristen heute „Notstandsproblematik“ nennen und mit dem sich die Gelehrten seit Jahrhunderten beschäftigen. Der Philosoph Immanuel Kant schrieb über das „Brett des Karneades“: „Denn mein Leben zu erhalten, ist nur bedingte Pflicht (wenn es ohne Verbrechen geschehen kann); einem Andern aber, der mich nicht beleidigt, ja gar nicht einmal in Gefahr das meinige zu verlieren bringt, es nicht zu nehmen, ist unbedingte Pflicht.“ Man beachte wie verklausuliert sich der rigide Kant ausdrückt. Offenbar geht es um ein noch nicht abschließend gelöstes Problem.



Literat Kluge

2006 beschäftigten sich die Richter des Bundesverfassungsgerichts mit dem sogenannten Luftsicherheitsgesetz, das den Abschuss eines Flugzeugs ermöglichen wollte, um viele andere Menschen zu retten. Die Richter argumentierten mit dem Grundrecht auf Leben und der Garantie der Menschenwürde, unschuldige Menschen dürften nicht als bloßes Objekt zur Rettung anderer behandelt werden. Sie erklärten die Ermächtigung zum Abschuss für nichtig.

Aus dem Gedankenfaden des Karneades und dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts hat Ferdinand von Schirach ein Theaterstück gemacht, das vergangene Woche am Deutschen Theater in Berlin und am Schauspiel Frankfurt uraufgeführt wurde. Die Bühne verwandelt er in einen Gerichtssaal, in dem er den Prozess gegen einen Luftwaffenpiloten verhandeln lässt, der ein Passagierflugzeug der Lufthansa mit 164 Menschen an Bord abgeschossen hat, um zu verhindern, dass der Terrorist es als tödliche Waffe in die mit 70 000 Menschen besetzte Allianz Arena in München stürzen lässt.

Ich gehe nicht oft ins Theater. Aber ich wünschte mir mehr solcher Stücke. Wir sind nämlich, was die Probleme des 21. Jahrhunderts betrifft, politische Analphabeten. Ich beziehe mich ein. Bewaffnet mit den Antworten für die Fragen des (bitteren) 20. Jahrhunderts sind wir nur bedingt vorbereitet auf die Herausforderungen unserer Gegenwart. Sollte man die Flüchtlingsströme durch Zäune stoppen? Sind wir kriegsbereit, weil Russland die Krim annektierte? Darf man in Zeiten des Terrors 164 Menschen opfern, um 70 000 zu retten?

Schirachs Stück endet nach einer Pause damit, dass das Publikum in die Rolle der Schöffen wechselt und abstimmt über das Urteil. Ich habe den „Schuldig“-Eingang gewählt. Ein Mord ist ein Mord, egal unter welchen Umständen. Ich halte es mit dem englischen Richter, der 1884 über einen Fall von Kannibalismus urteilte, der sich auf einem Rettungsboot ereignet hatte, als der Kapitän der vierköpfigen Besatzung aus Hunger beschloss, den Schiffsjungen zu opfern. Der Richter verurteilte ihn zum Tode und empfahl gleichzeitig eine Begnadigung. Der Kapitän ist juristisch schuldig, obwohl er das Richtige getan hat.

Ich hielt mich, ein Jurist und Literat, in meiner rechtsstaatlichen Auffassung, für einigermaßen standfest. Trotzdem habe ich mich bei dem Theaterabend mehrmals bei „verbotenen Gefühlen“ ertappt. Es ist ein Zeichen für gutes Theater, wenn es uns auf einen nicht manipulierten Prüfstand für unser ideologisches Abgas stellt.

Schirach lässt eine verkehrte Welt entstehen, und das ist, wenn man so will, das Literarische und Poetische an diesem Drama. Es geht um elementare Fragen, nämlich die Einrichtung des Gemeinwesens: die Frage, wer über Tod und Leben bestimmen darf. Bei so grundsätzlichen Fragen wird fast alles, was nach der Strafprozessordnung vor einer Strafkammer verhandelt werden kann, schräg. Das ist der Reiz des Stücks. Die inneren Stimmen in mir beginnen zu rufen, wie es die Kinder tun, wenn Kasper vom Krokodil bedroht wird. Man kommt einen Moment durcheinander und sortiert sich neu.

Sowohl der literarische Autor wie der Jurist Schirach nimmt die Rechtsordnung ernst. Für ihn ist der Rechtsstaat nicht diskutierbar. Er muss gelten, sonst macht sich der Mensch zum Gott. Der Kampfpilot handelte, als sei er der Weltenlenker. Was wäre das für ein Land? Mit 80 Millionen Göttern? Das ist noch einfach zu beantworten.

Aber, über den Theaterabend verteilt, finden sich Fallgruben. In sieben Minuten wird die Maschine mit ihren 164 Insassen in das Stadion stürzen, dann ist das Leben der Insassen ohnehin zu Ende. Sie sind tot und womöglich auch 70 000 Fußballfans. Wie viel Logik und Gefühl hat es, für die

FOTOS: ARNO DECLAIR (O.); DIRK BRUNIECKI (U.)

„Menschenwürde auf sieben Minuten“ einzutreten? Andererseits: Hätten in diesen sieben Minuten nicht doch Passagiere genug Zeit gehabt, um den Terroristen im Cockpit zu überwältigen? (Im Hochgeschwindigkeitszug Thalys von Amsterdam nach Paris gelang kürzlich die Überwältigung eines Attentäters.) Außerdem: Warum haben die Vorgesetzten des Piloten in den 52 Minuten, die dem Abschuss vorangingen, keine Räumung des vollbesetzten Stadions veranlasst? Müsste man nicht die politischen Leiter statt des Piloten verurteilen? Das sind Fragen des praktischen Menschenverstandes.

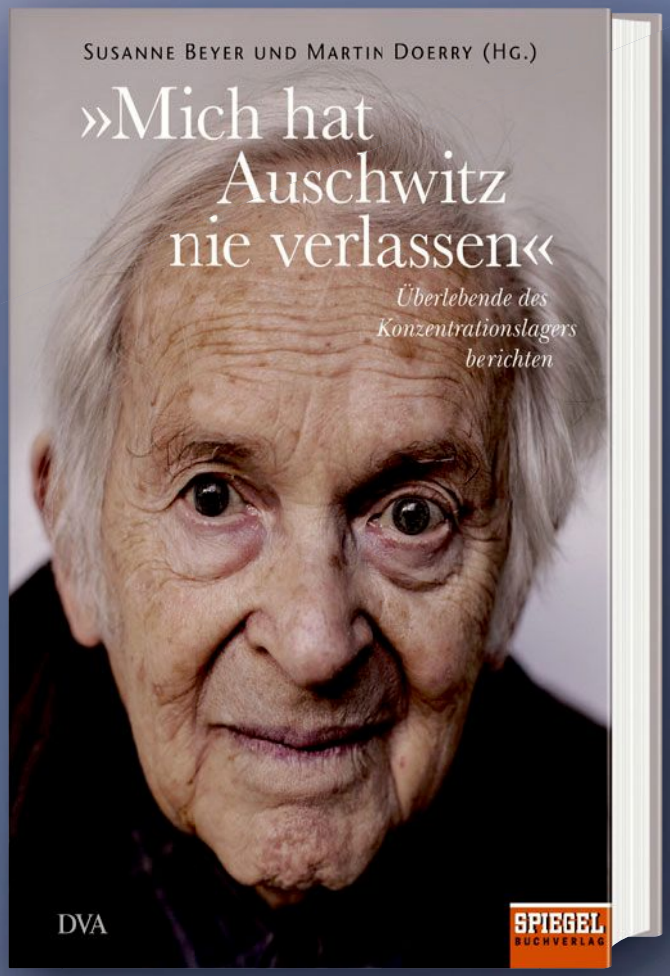
Verblüffend wohltuend: die Staatsanwältin. Auch hier nimmt Schirach die Strafprozessordnung ernst (die Arbeit der Staatsanwältin soll der Wahrheitsfindung dienen). Diese Vertreterin der Staatsmacht spricht wie eine Ärztin mit dem Piloten, legt ihm die Hand auf die Schulter, bringt Argumente vor, die für ihn sprechen. Das kennt man von Staatsanwälten sonst nicht oft. Das sind Tröstungen im Stück.

Es bleiben existenzielle Fragen, die über den Rahmen eines Strafprozesses hinausgreifen. Wenn Immanuel Kant oder Karneades im Theater gesessen hätten, wären ihnen sicher neue Gedanken abverlangt worden. Was ist mit dem Tötungsverbot, wenn „der andere“ (der Terrorist) zwar nicht mich selbst, auch nicht meine Frau und mein Kind, dafür eine ganze Menschenmenge in Lebensgefahr bringt? Ist es dann, um mit Kant zu sprechen, nur eine „bedingte Pflicht“ (also dem Urteil des Einzelnen überlassen), eine Gruppe von 164 Menschen zu opfern? Außerdem: Zur Verteidigung der Republik und ihrer Menschen soll der Soldat sein Leben einsetzen. Darf er ersatzweise andere Menschen dem soldatischen Tod überantworten? Wenn es um die Verteidigung des Landes geht, es sich um einen unerklärten Krieg handelt, in dem der Terrorist Menschen und Flugzeug zur Waffe macht?

Theater hat eine große Spannbreite. Heiner Müllers „Zement“. Karl Kraus’ „Die letzten Tage der Menschheit“. Kleists „Prinz von Homburg“. Das sind „Tempel der Ernsthaftigkeit“. Bei Schirachs Stück habe ich, trotz des bitteren Ernstes der Fragestellung, viel Komik empfunden. Im Theater ist „Probehandeln im Geiste“ angesagt. Was in der Realität unerträglich ist, kann verhandelt werden. Theater sollte eine Alchemistenküche sein für verbotene und abgewehrte Gefühle in uns.

Wie sollen wir Analphabeten (ich beziehe mich, wie gesagt, ein) die Zeichen der Zeit je lesen lernen, wenn wir keinen Ort haben, wo wir unsere Fehler öffentlich zeigen dürfen? Die Premierenbesucher in Berlin und Frankfurt sprachen sich mit knapper Mehrheit für das Urteil „nicht schuldig“ aus. Korrekt war das nicht. ■

Die letzten Zeugen von Auschwitz



Gebundenes Buch mit Schutzumschlag
288 Seiten mit 60 Abb. · € 29,99 (D)
ISBN 978-3-421-04714-4 · Auch als E-Book erhältlich

Siebzig Jahre nach Kriegsende haben SPIEGEL-Redakteure zwanzig Holocaust-Überlebende auf der ganzen Welt besucht, um sie nach ihren Erfahrungen in der Todesfabrik Auschwitz zu befragen. Aus den Gesprächen entstanden umfangreiche Protokolle über eine Zeit kaum vorstellbarer Ängste und Leiden. Für die nachfolgenden Generationen sind sie die letzten Zeitzeugen.

DVA
www.dva.de

SPIEGEL BUCHVERLAG

Mama war bei der CIA

Serienkritik *Claire Danes als ehemalige Agentin mit Fahrrad und Kindersitz: Die neue Staffel von „Homeland“ spielt in Berlin.*



Darstellerin Danes in „Homeland“
Glücklich als eine Art Prenzlauer-Berg-Mutti

Die Schauspielerin Claire Danes berichtete im amerikanischen Fernsehen kürzlich davon, wie es im Berliner Klub Berghain zugeht. Die Menschen dort feierten tagelang, es laufe Techno, und manche tanzten sogar nackt. Dann stand Danes auf und machte vor, wie man sich im Berghain zu Techno bewegt, und für einen Moment sah sie dabei so derangiert aus wie die Figur, die sie in der amerikanischen Terrorismus- und Paranoia-Serie „Homeland“ spielt: Carrie Mathison, die manisch-depressive, halluzinierende CIA-Agentin, die in den bisherigen vier Staffeln mehr und mehr die Psyche eines Landes verkörperte, das fast 15 Jahre nach dem 11. September, verstrickt in schwer überschaubare asymmetrische Kriege, seine Mitte verloren hat.

Kurz nach den Anschlägen auf das World Trade Center hatten die Amerikaner mit Jack Bauer aus „24“ einen Serienhelden bekommen, der zwar moralisch fragwürdig war, aber immerhin noch das Gefühl vermittelte, die USA seien letztlich unbesiegbar, und damit die Stimmung der Bush-Jahre ziemlich gut traf. Carrie Mathison aber ist krank und damit verletzlich. Gleichzeitig ermöglicht ihr die Krankheit samt der mit ihr einhergehenden Paranoia immer wieder, im Netz der Verschleierungen, Lügen und Täuschungen Zusammenhänge und Muster zu identifizieren und die drohende Gefahr früher zu erkennen als alle anderen. Abzuwehren ist sie oft trotzdem nicht. Es sind die Obama-Jahre, die „Homeland“ repräsentiert, in denen fehlbare Agenten eines fehlerhaften Systems einen Kampf führen, von dem sie wissen, dass sie allenfalls noch Teilsiege erringen können.

In der vorigen, vierten Staffel von „Homeland“ hatte dieser Krieg Carrie Mathison nach Kabul geführt, von wo aus sie als „Drohnenkönigin“ die Feinde Amerikas aus der Luft tötete und am Ende ein Debakel hinterließ. Nun, in der fünften Staffel, die vergangenen Sonntag in den USA Premiere hatte, findet Carrie sich in Berlin wieder. Die gesamte Staffel spielt dort und wurde im Sommer auch komplett dort gedreht, was Danes’ Berghain-Besuche erklärt.

Die neuen Folgen sollen von elektronischer Überwachung handeln. Auch auf diesem Gebiet hat es für die USA schon einige Debakel gegeben. Es geht um Hacker und ein Snowden-mäßiges Daten-Leak, es geht um Syrien und den IS und sogar die Flüchtlingsströme, die Europa erreichen. Welch sinnfälligeren Ort der Handlung als Berlin gäbe es, zumindest aus amerikanischer Sicht, für all diese Themen?

Ein Historiker erklärte in einem Blog des „Wall Street Journal“ im Sensationston, dass Berlin wirklich eine interessante Wahl sei, da die Deutschen wirklich – also wirklich! – aufgrund ihrer Geschichte (Stasi, Gestapo und so weiter) etwas gegen Überwachung hätten und das Recht auf Privatsphäre verrückterweise sogar in der deutschen Verfassung verankert sei.

Deswegen, so erzählt es zumindest „Homeland“, übernehmen die amerikanischen Dienste mit Wissen der Deutschen jene Überwachungsaufgaben, die den deutschen Diensten verfassungsmäßig untersagt seien. Dummerweise kommt, wie ja leider schließlich geschehen, ein Daten-Leak dazwischen.

Carrie Mathison müsste dies zu Beginn der fünften Staffel alles nicht mehr interessieren. Sie hat die CIA verlassen und es geschafft, ihre dreijährige Tochter, die sie mit dem übergelaufenen und schließlich getöteten Ex-Marine Nicholas Brody hat, emotional anzunehmen. Die Medikamente gegen die bipolare Störung sind endlich richtig eingestellt, und vor allem nimmt sie die auch. Carrie hat einen deutschen Freund, der zwar wie Brody rothaarig ist, aber nichts mit dem Antiterrorkampf zu tun hat. Sie arbeitet als Sicherheitschefin für einen deutschen Milliardär und dessen Stiftung.

Kurz, Carrie ist glücklich als eine Art Prenzlauer-Berg-Mutti, und so radelt sie mit Kindersitz durch ein Berlin, das geprägt ist von moderner Infrastruktur, Pornoläden (die berühmte laxe Berliner Sexualmoral) und bunten türkischen Gemüsegeschäften, hinter denen sich dann doch Moscheen verbergen (dass die Terrorpiloten des 11. September in Deutschland gelebt hatten, haben die Amerikaner nie vergessen).

Für Zuschauer in den USA ist dieses Berlin, zu dem auch die Nackten im Berghain gehören, der eine Pol ihres Berlin-Bilds. Der andere ist Berlins Historie als Stadt der Spione und Agenten, Schauplatz des Kalten Krieges (dieses Ost-/Westberlin lässt sich bald in „Bridge of Spies“, dem neuen Film von Steven Spielberg, besichtigen). Die Stadt, haben die „Homeland“-Macher gesagt, sei für sie wie eine eigene Figur, und tatsächlich wird von Berlin viel mehr gezeigt als in den vorherigen Staffeln von Washington (Malls) oder von Islamabad (Märkte).

Weil es den Amerikanern gelingt, Berlin endlich mal nicht wie in einer „Tatort“-Folge aussehen zu lassen, ist es eine Freude, den „Homeland“-Figuren in diesem Berlin nach amerikanischer Vorstellung zuzusehen. Natürlich tauchen bald auch die ehemaligen CIA-Kollegen in Berlin auf, was nichts Gutes für Carries Gesundheit bedeutet.

Da „Homeland“-Fans ihn ohnehin erwarten, verrät man nicht zu viel, wenn man sagt: Carries obligatorischer mentaler Zusammenbruch kommt, zusammen mit einer dicken Überraschung, in der dritten Folge. Dann wird sich zeigen, ob die Welt des Antiterrorkampfs auch in Berlin inzwischen so wahnsinnig ist, dass nur eine Kranke uns retten kann.

Philipp Oehmke

Originalfassung mit deutschen Untertiteln unter anderem bei Amazon Instant Video, iTunes und Videoload; 2016 im deutschen Fernsehen.

Video: Ausschnitte aus „Homeland“

spiegel.de/sp422015homeland
oder in der App DER SPIEGEL

FOTO: STEPHAN RABOLD / SHOWTIME


dmax.de
MEIN JOB?
HEAVY METAL.
LÄUFT.
DI 23:15
DER SCHWERTMEISTER
NEU AUF DMAX
DMAX
SO LÄUFT DAS HIER.

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon 040 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) **E-Mail** spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEUR
Klaus Brinkbäumer (V. i. S. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE
Susanne Beyer, Dirk Kurbjuweit, Alfred Weinzierl

HAUPTSTADTBÜRO *Leitung:* René Pfister, Michael Sauga, Christiane Hoffmann (stellv., Meinung). *Redaktion Politik und Wirtschaft:* Dr. Melanie Amann, Sven Böll, Markus Dettmer, Horand Knaup, Ann-Katrin Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski, Cornelia Schmergal, Christoph Schult, Anne Seith, Britta Stuff, Gerald Traufetter. *Autoren, Reporter:* Marc Hujer, Alexander Neubacher, Christian Reiermann, Marcel Rosenbach

DEUTSCHLAND *Leitung:* Cordula Meyer, Dr. Markus Verbeet, Annette Großbongardt (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Meldungen). *Redaktion:* Michael Fröhlingsdorf, Hubert Gude, Carsten Holm, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubbert, Bernd Kühnl, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Andreas Ulrich, Wolf Wiedmann-Schmidt, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Gisela Friedrichsen, Julia Jüttner, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Frank Hornig. *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggerich, Maximilian Popp, Sven Röbel, Jörg Schindler, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren, Reporter:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer, Konstantin von Hammerstein, Martin Knobbe

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Susanne Amann (stellv.), Markus Brauck (stellv.). *Redaktion:* Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Ann-Kathrin Nezik, Jörg Schmitt. *Autoren, Reporter:* Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.), Mathieu von Rohr (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Katrin Kuntz, Jan Puhl, Sandra Schulz, Samiha Shafy, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Marian Blasberg, Clemens Höges, Ralf Hoppe, Susanne Koelbl, Dr. Christian Neef (Moskau), Christoph Reuter

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Rafaela von Bredow, Olaf Stampf. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Manfred Dworschak, Katrin Elger, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Frank Thadeusz, Christian Wüst. *Autor:* Jörg Blech

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorris, Sebastian Hammelehle (stellv.). *Redaktion:* Tobias Becker, Lars-Olav Beier, Anke Dürr, Maren Keller, Ulrike Knöfel, Tobias Rapp, Daniel Sander, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Dr. Martin Doerry, Wolfgang Höbel, Thomas Hüetlin, Dr. Joachim Kronsbein, Dr. Nils Minkmar, Elke Schmitter, Volker Weidermann, Marianne Wellershoff

GESELLSCHAFT *Leitung:* Ullrich Fichtner, Matthias Geyer, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Fiona Ehlers, Özlem Gezer, Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Ansbert Kneip, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Jonathan Stock. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Guido Mingels, Alexander Osang, Cordt Schnibben, Alexander Smoltczyk

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Rafael Buschmann, Lukas Eberle, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Dr. Susanne Weingarten (stellv.); *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Eva-Maria Schnurr

KOORDINATION INVESTIGATIV Jürgen Dahlkamp (juergen_dahlkamp@spiegel.de), Jörg Schmitt (joerg_schmitt@spiegel.de)

MULTIMEDIA Jens Radü; Alexander Epp, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Anke Jensen (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Gesine Block; Christian Albrecht, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Ursula Junger, Sylke Kruse, Maika Kunze, Katharina Lüken, Stefan Moos, Reimer Nagel, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Anke Wellnitz

E-Mail: bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 212 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhilde Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Kristian Heuer, Louise Jessen, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm

Beratung: Uwe C. Beyer

Sonderhefte: Rainer Sennewald

TITELBILD Suze Barrett, Arne Vogt; Svenja Kruse, Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. 030 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. 030 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Steffen Winter, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Benrather Straße 8, 40213 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Salden, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Anna Kistner, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. 089 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Jan Friedmann, Büchsenstraße 8/10, 70173 Stuttgart, Tel. 0711 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
BOSTON Johann Grolle, 25 Gray Street, 02138 Cambridge, Massachusetts, Tel. +1 617 9452531

BRÜSSEL Peter Müller, Christoph Pauly, rue Le Titien 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2 2306108, Fax 2311436

KAPSTADT Bartholomäus Grill, P. O. Box 15614, Vlaeberg 8018, Kapstadt, Tel. +27 21 4261191

KIEW Luteranska wul. 3, kw. 63, 01001 Kiew, Tel. +38 050 3839135

LONDON Christoph Scheuermann, 26 Hanbury Street, London E1 6QR, Tel. +44 203 4180610, Fax +44 207 0929055

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. +34 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 22849-61, Fax 22849-62

NEW YORK Philipp Oehmke, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. +1 212 2217583, Fax 3026258

PARIS Julia Amalia Heyer, 12 Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. +33 1 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P. O. Box 170, Peking 100101, Tel. +86 10 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. +55 21 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Walter Mayr, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. +39 06 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Thomas Schulz, P. O. Box 330119, San Francisco, CA 94133, Tel. +1 212 2217583

TEL AVIV Nicola Abé, P. O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. +972 3 6810998, Fax 6810999

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Asagaya Minami 2-31-15 B, Suginami-ku, Tokio 166-0004, Tel. +81 3 6794 7828

WARSCHAU P. O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, 03-912 Warschau, Tel. +48 22 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Markus Feldenkirchen, Holger Stark, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20045, Tel. +1 202 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensicki, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Dr. Vassilios Papadopoulos, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller, Malte Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 69 vom 1. Januar 2015
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. 040 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Verantwortlich für Vertrieb: Stefan Buhr

Verantwortlich für Herstellung: Silke Kassuba

Druck: Stark Druck, Pforzheim

MIX Papier FSC FSC® C008208

VERLAGSLEITUNG Jesper Doub, Dr. Michael Plasse

GESCHÄFTSFÜHRUNG Thomas Hass

Ein Impressum mit dem Verzeichnis der Namenskürzel aller Redakteure finden Sie unter www.spiegel.de/kuerzel

INTERNET www.spiegel.de
REDAKTIONSBLOG spiegel.de/spiegelblog
TWITTER @derspiegel
FACEBOOK facebook.com/derspiegel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is $ 370 per annum. K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631. Periodicals postage is paid at Paramus, NJ 07652. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, P.O. Box 9868, Englewood, NJ 07631.

Service

Leserbriefe
SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: 040 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Hinweise für Informanten
Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung:
Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Telefon: 040 3007-0, Stichwort „Investigativ“
E-Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ
Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können.
Der dazugehörende Fingerprint lautet:
6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln
Telefon: 040 3007-2687 Fax: 040 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte, Fotos, Grafiken
Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-ROM.
Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: 040 3007-2869 Fax: 040 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de
übriges Ausland:
The New York Times Syndicate
E-Mail: Thomas.Lotito@nytimes.com Tel.: +1 212 556-5119

Nachbestellungen SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN können unter www.amazon.de/spiegel versandkostenfrei innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

Historische Ausgaben Historische Magazine Bonn
www.spiegel-antiquariat.de Telefon: 0228 9296984

Abonnement für Blinde Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V. Telefon: 06421 606265
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde
Telefon: 069 955124

Abonnementspreise
Inland: 52 Ausgaben € 228,80
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UNI SPIEGEL
Auslandspreise unter www.spiegel.de/ausland
Der digitale SPIEGEL: 52 Ausgaben € 202,80
(der Anteil für das E-Paper beträgt € 171,60)
Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Kundenservice Persönlich erreichbar
Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr, Sa. 10.00 – 18.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnementsbestellung
bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an: SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL
❑ für € 4,40 pro gedruckte Ausgabe
❑ für € 3,90 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 3,30)
❑ für € 0,50 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,48) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe.
Jederzeit zum Monatsende kündbar mit Rückerstattung des Geldes für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte. Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

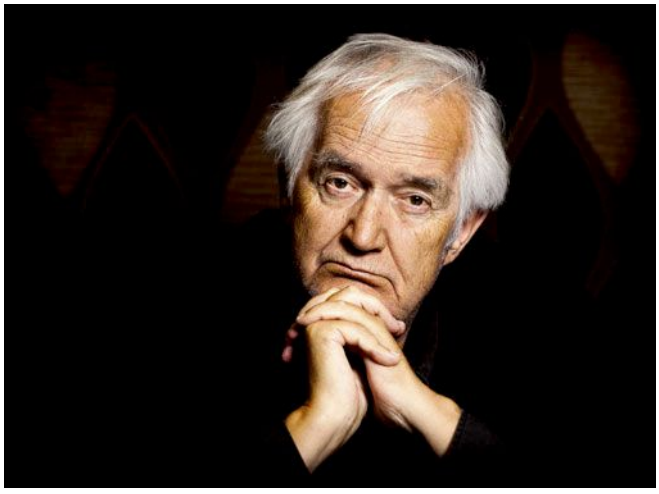
PLZ, Ort

E-Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung.
Hinweise zu den AGB und meinem Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP15-001, SD15-006
SD15-008 (Upgrade)



HENNING MANKELL, 67

Er war ein tatkräftiger, herzlicher Menschenfreund und hielt sich selbst nur für einen mittelprächtigen Autor – allerdings im Vergleich mit den Allergrößten der Literatur. Shakespeares „Macbeth“ sei „der beste Kriminalroman, der je geschrieben wurde“, behauptete der höchst erfolgreiche Kriminalschriftsteller einmal gegenüber einem SPIEGEL-Reporter. Mankell wurde immerhin in vielen Ländern der Welt berühmt mit einer Reihe von Büchern, in denen ein ausnehmend griesgrämiger Kommissar namens Kurt Wallander oft grotesk grausigen Verbrechen hinterherspürt. „Mörder ohne Gesicht“ hieß der 1991 veröffentlichte erste von einem Dutzend Wallander-Romanen. Ihr Held ist ein oft trauriger, übergewichtiger, an der Gemeinheit der Welt verzweifelnder Polizist, der sich mit den Erinnerungen an seine Scheidung plagt, ab und zu seine erwachsene Tochter trifft, sehr viel trinkt und hin und wieder Sex mit Frauen hat: ein sensationell finsterer Moralist. Naturgemäß porträtierte sich Mankell in der Figur seines Helden ein wenig selbst. Der Autor wuchs nach der frühen Scheidung der Eltern beim Vater, einem Richter, und seiner Schwester in der schwedischen Provinz Härjedalen auf. 1966 ging Mankell nach einem Schauspielstudium nach Stockholm, um dort als Regieassistent zu arbeiten, und begann sich als Autor von Stücken und Prosatexten zu etablieren. 1972 reiste der 24-Jährige zum ersten Mal nach Afrika, das er „das Abenteuer meines Lebens“ nannte. Nach vielen weiteren und oft langen Reisen auf diesen Kontinent beteiligte er sich von 1985 an in Mosambiks Hauptstadt Maputo am Aufbau eines Theaters, arbeitete dort als Regisseur und Prinzipal und pendelte zwischen Mosambik und Schweden. Das Bücherschreiben verstand Mankell stets als Mittel der Aufklärung und des politischen Engagements, angeblich wollte er schon mit seinen frühen Stücken „die Gesellschaft demaskieren“. So erzählte er in seinen Afrikaromanen von Ausbeutung, Folter und der Verharmlosung der Schreckenskrankheit Aids, und so beschrieb er in seinen Schweden-Krimis die Zerrüttung des dortigen Sozialstaats und die seelische Verrohung seiner Landsleute. „Was auch immer ich schreibe, die Wirklichkeit ist stets schlimmer“, sagte der Schriftsteller, nachdem im Juli 2011 der Attentäter Anders Breivik in Norwegen 77 Menschen ermordet hatte. Als Kämpfer gegen echtes und vermeintliches Unrecht ging Mankell keinem Streit aus dem Weg und verglich Israel mit dem Apartheidstaat Südafrika. Gegen seine 2014 von ihm selbst öffentlich gemachte Krebserkrankung schrieb er klug und lakonisch an. Henning Mankell starb am 5. Oktober in Göteborg. höb

INGEBURG HERZ, 95

Gemeinsam mit ihrem Mann Max sowie dem Unternehmer Carl Tchiling-Hiryan gründete die Hamburgerin 1949 mit 20 000 Mark Startkapital das spätere Kaffeeimperium Tchibo. Es sollte sie zu einer der reichsten Frauen Deutschlands machen. Auch nachdem sie fünf Kinder auf die Welt gebracht hatte, arbeitete die zierliche Frau weiter in der expandierenden Rösterei mit. Ihr Mann starb früh und hinterließ 1965 ein höchst unklares Testament. Darüber zerstritten sich die Nachkommen. Mit 12,5 Prozent war die Witwe über die Max und Ingeburg Herz Stiftung an der vollständig in Familienbesitz befindlichen Holding Maxingvest beteiligt. Zu ihr gehören unter anderem Tchibo sowie über 50 Prozent von Beiersdorf. Ingeburg Herz starb am 30. September in Hamburg. kle

CHANTAL AKERMAN, 65

Die belgische Regisseurin und Videokünstlerin war eine Pionierin des feministischen Films. Ihr fast dreieinhalb Stunden langes Meisterwerk „Jeanne Dielman“ (1975) handelt vom Leben einer Hausfrau und Gelegenheitsprostituierten, vom Saubermachen, vom Kartoffelschälen, von kleinen Gesten und Blicken, die große Veränderungen ankündigen. Akerman, Tochter zweier Holocaust-Überlebender, hatte einen genauen Blick für die Details des Alltags. Viele ihrer über 40 Filme erzählen beklemmend von Frauen, die sich wie Gefangene fühlen und sich nach Freiheit sehnen. Chantal Akerman nahm sich am 5. Oktober in Paris das Leben. lob



DENIS HEALEY, 98

Seine Anhänger in der Labour-Partei sahen in ihm den besten Premierminister, den Großbritannien nie hatte. Healey war eine Naturgewalt, seine Attacken gegen Tories und Linksradikale machten ihm viele Feinde. Seine Karriere war von Widerständen geprägt. Auf dem Höhepunkt des Kalten Kriegs wurde er Verteidigungsminister, 1974 Schatzkanzler, als Streiks und die Ölkrise das Land in die Knie zwangen. 1992 wurde er ins Oberhaus berufen, dessen dienstältestes Mitglied er war. Denis Healey starb am 3. Oktober in Alfriston, Sussex. cx

ANTJE HUBER, 91

Die in Berlin aufgewachsene Lehrertochter hatte zunächst eine journalistische Ausbildung absolviert, bevor sie sich in der Kommunalpolitik ihres Wohnortes Essen engagierte. Nach Stationen im Bezirks- und Landesvorstand der nordrhein-westfälischen SPD wurde die Finanzexpertin 1975 Mitglied des Bundesvorstands und bald darauf auch des Präsidiums. 1976 vertraute Kanzler Helmut Schmidt der langjährigen Bundestagsabgeordneten das Ministerium für Jugend, Familie und Gesundheit an, in dem Huber sich bemühte, mit einem kleinen Etat viel zu bewegen. Sie erwirkte das Gesetz zum sechsmonatigen Mutterschaftsurlaub mit Arbeitsplatzgarantie und Kündigungsschutz sowie die Einführung eines Unterhaltsvorschusses für Alleinerziehende. Als das Kindergeld in der Rezession 1982 stark gekürzt werden sollte, trat sie zurück. Antje Huber starb in der Nacht zum 30. September in Essen. kle



FOTOS: FELIX CLAY / INTERTOPICS / EYEVINE (O.); IMAGO / SVEN SIMON / IMAGO (M.); HUBERT BOESL / PICTURE-ALLIANCE / DPA (U.)



1

Tolino eReader Vision 2

Mit beleuchtetem E-Ink-Carta-Display. Bis zu 7 Wochen Akkulaufzeit. Für ca. 2 000 E-Books. Zuzahlung € 19,–.



2

Microsoft Lumia 535, schwarz

Mit 5"-IPS-Display mit weitem Betrachtungswinkel, Weitwinkelkamera und MS Office. Ohne Zuzahlung.

Ihre 10 Prämien der Woche!

SICHERN SIE SICH EINE PRÄMIE FÜR EINEN NEUEN SPIEGEL-LESER.



3

Titan-Bordtrolley „X2 Shark Skin“

Fürs Bordgepäck: vier 360°-Rollen, Zahlenschloss und Teleskopziehgriff. 55 cm hoch. Ohne Zuzahlung.



4

TomTom Start 25 M CE 5"

Navi mit extragroßem 5"-Display, Fahrspur-Assistent und IQ-Routes. Ohne Zuzahlung.



5

Teasi one² Wander- und Radnavi

Auch für Geocacher. 3,5"-Touchdisplay, GPS-Kompass, Tripcomputer. Ohne Zuzahlung.



6

Cavion Base 10,1" Tablet 3G – ohne Vertrag

Mit 25,65-cm-Touchscreen, 1,3-GHz-Prozessor und 2-MP-Kamera. Mit Android 4.4. Ohne Zuzahlung.

Rosenzweig & Schwarz, Hamburg



7

€ 90,– Geldprämie

Für jeden Leser, den Sie werben, erhalten Sie von uns € 90,– als Geldprämie.



8

Polar A300 in Schwarz

Der Fitness- und Aktivitätstracker motiviert zum optimalen Training. Ohne Zuzahlung.



9

KitchenAid Classic

Mit Knethaken, Flachrührer, Schneebesen und Edelstahlschüssel. Zuzahlung € 189,–.



10

Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Bauhaus-Klassiker aus vernickeltem Metall und Glas. Nummeriert. Zuzahlung € 149,–.

Ja, ich habe geworben und wähle meine Prämie!

SPIEGEL-Vorteile

- Wertvolle **Wunschprämie** für den Werber.
- Der Werber muss selbst kein SPIEGEL-Leser sein.
- Zum Vorzugspreis: statt ~~€ 4,60~~ nur € 4,40 je Ausgabe inkl. Lieferung.
- Auf Wunsch den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 je Ausgabe inkl. SPIEGEL-E-Books.

Wunschprämie

- ☐ Tolino eReader Vision 2 (5196), Zuzahlung. € 19,–
- ☐ Microsoft Lumia 535 (5200)
- ☐ Titan-Bordtrolley (5181)
- ☐ TomTom Start Navi (5176)
- ☐ Teasi one² Navi (4843)
- ☐ Cavion Base 10,1" (5233)
- ☐ Polar A300 (5216)
- ☐ KitchenAid (3219), Zuzahlung € 189,–
- ☐ Wagenfeld-Leuchte, Zzlg. € 149,– (3739)

☐ € 90,– Geldprämie (2807). Mein Konto für die Überweisung:

IBAN: DE

Anschrift des Werbers:

☐ Frau ☐ Herr

Name/Vorname

Straße/Hausnr.

PLZ Ort

Ich bin der neue SPIEGEL-Leser.

Anschrift des neuen Lesers:

☐ Frau ☐ Herr

Name/Vorname

Straße/Hausnr. Geburtsdatum: 19

PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Gleich mitbestellen!

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen statt für ~~€ 3,99~~ im Einzelkauf. SD15-015

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,40 pro Ausgabe statt € 4,60 im Einzelkauf, den digitalen SPIEGEL zusätzlich für € 0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird.

Ich zahle bequem per SEPA-Lastschrift* vierteljährlich € 57,20, digitale Ausgabe halbjährlich € 13,–

IBAN: DE

Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

Datum Unterschrift des neuen Lesers: X

SP15-150

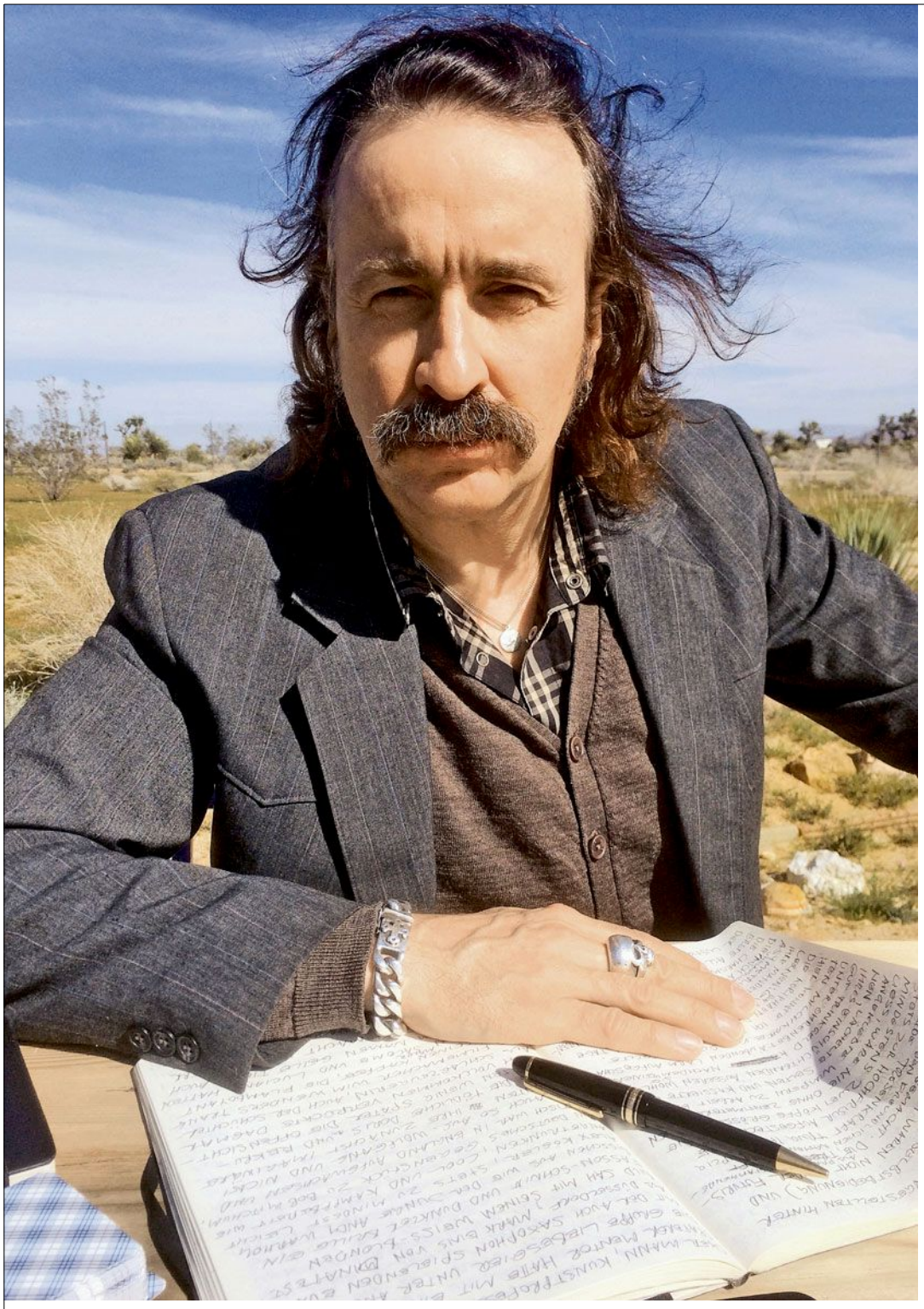
Gläubiger-Identifikationsnummer DE50ZZZ00000030206

Coupon ausfüllen und senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

040 3007-2700 **040 3007-857085** **www.spiegel.de/p4215**

Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Der Vorzugspreis von € 0,50 für den digitalen SPIEGEL gilt nur in Verbindung mit einem laufenden Bezug der Printausgabe, enthalten sind € 0,48 für das E-Paper. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,– Nachnahmegebühr. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu den AGB und dem Widerrufsrecht finden Sie unter www.spiegel.de/agb. SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: aboservice@spiegel.de

*** SEPA-Lastschriftmandat:** Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.



Lust auf Krach

Der Musiker und Komponist **Alexander Hacke,** heute 49, erfuhr als 12-Jähriger aus dem SPIEGEL von einer Bewegung, die sein Leben prägen sollte. Auf dem Titel der Ausgabe 4/1978 stand die Zeile „Punk. Kultur aus den Slums: brutal und hässlich“, darunter prangte ein Bild der transsexuellen Sängerin Jayne County. „Meine Neugier war geweckt“, schreibt Hacke in seiner Autobiografie „Krach – Verzerrte Erinnerungen“, die bei Metrolit erscheint. Er brach früh die Schule ab, schloss sich einer damals noch unbekannten, heute legendären Band an, den Einstürzenden Neubauten, und lernte 1980 bei einem Konzert in Hamburg seine erste Freundin kennen, das weltbekannte Junkie-Mädchen Christiane F. („Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“), mit dem er in einer WG nahe der Reeperbahn zusammenzog. Für heutige Jugendliche habe Individualisierung nicht mehr denselben Stellenwert wie für ihn und seine Altersgenossen, schreibt Hacke: „Ein Außenseiter zu sein, ist in der Welt der sozialen Netzwerke ein Stigma, und gegen das System zu rebellieren bringt einem mit Sicherheit weniger Likes, als auf der Höhe eines aktuellen Trends mitzumischen.“ tob

Noch einen Tanz

Kaum war er weg, ist er wieder da: Der Starchoreograf **William Forsythe,** 65, kehrt heim nach Frankfurt am Main, in die Stadt, von der aus er 30 Jahre lang das klassische Ballett revolutionierte. Das Museum für Moderne Kunst MMK feiert ihn dort vom 17. Oktober bis zum 31. Januar mit einer Werkschau. Zu sehen sind knapp ein Dutzend raumgreifende Installationen, die den Besucher selbst zum Akteur werden lassen. Der Titel: „The Fact of Matter“. Erst im Frühjahr hatte Forsythe die Leitung der von ihm gegründeten „Forsythe Company“ abgegeben, angeblich wegen eines Burn-out. Nun scheint er wieder ganz gut bei Kräften zu sein: Forsythe arbeitet seit Neuestem als Professor an der kalifornischen „Glorya Kaufman School of Dance“ und als Choreograf an der Pariser Oper. Er bereitet zudem einen Beitrag für die Sydney Biennale 2016 vor. Das hinderte ihn nicht daran, an der Frankfurter Ausstellung „ganz intensiv“ mitzuarbeiten, berichtet der Kurator Mario Kramer. Einige Installationen habe Forsythe neu entwickelt, andere auf die Sammlung des MMK abgestimmt. „Er ist nicht zu bremsen.“ tob



FOTOS: DANIELLE DE PICCIOTTO (O.); DOMINIK MENTZOS (U.)

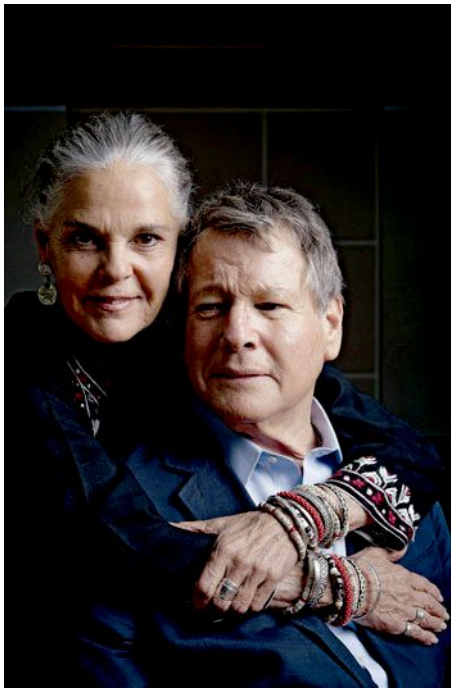


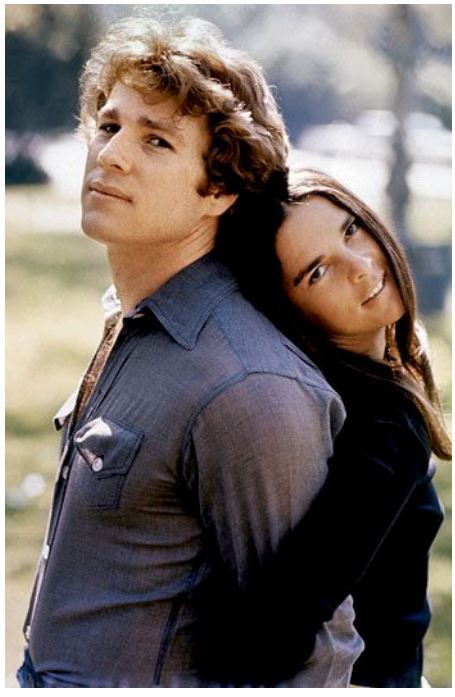
Putin-Verstärker

Von **Wladimir Putin,** 63, könnte es demnächst Ungewohntes zu hören geben. Friedenshymnen vielleicht oder die aktuelle Single von Taylor Swift. Der russische Konzeptkünstler Petro Wodkins hat Lautsprecher in der Form einer Porzellanbüste des russischen Präsidenten entworfen. „Sound of Power“ heißt das Projekt. Die Lautsprecherbüste soll Teil unterschiedlicher Installationen werden. Wodkins ist ein Guerillakünstler, der unter einem Pseudonym arbeitet. In der Vergangenheit hat er unter anderem die Manneken-Pis-Statue in Brüssel gegen eine Figur ausgetauscht, die ihn selbst beim Urinieren zeigt. Und er hat Windeln auf den Markt gebracht, die angeblich von dem Designer Giorgio Armani stammten. Wodkins sagt, er habe einige Probleme mit der Politik Putins und wolle vermeiden, dass die Lautsprecher zu Fanartikeln umgedeutet werden. In Zukunft seien auch Lautsprecher in Büsten weiterer Mächtiger geplant. mke

Ewige Liebe

Vor 45 Jahren brachten **Ali MacGraw,** heute 76, und **Ryan O’Neal,** 74, fast eine ganze Generation zum Weinen: Sie spielten das tragische Liebespaar Jenny und Oliver in dem Film „Love Story“. Nach der entsetzlichen Fortsetzung „Oliver’s Story“, die wegen Jennys Krebstod im ersten Teil ohne MacGraw auskommen musste, können sich die Fans nun doch noch über eine Wiedervereinigung der beiden Schauspieler freuen: In einer neuen Inszenierung von A. R. Gurneys Zwei-Personen-Stück „Love Letters“, die nach ersten Probeaufführungen in Florida nun am 13. Oktober in Beverly Hills ihre Premiere feiert, stehen MacGraw und O’Neal gemeinsam auf der Bühne. Wobei sie die meiste Zeit sitzen, denn sie spielen alte Freunde, die vor einem Tisch Platz nehmen und sich die Briefe vorlesen, die sie sich in 50 Jahren unvollendeter Liebe geschrieben haben. Das alles geht ähnlich traurig aus wie „Love Story“. das





FOTOS: SOP (O.); RYAN STONE / NYT / REDUX / LAIF (U.L.); BERT REISFELD / PICTURE-ALLIANCE / DPA (U.R.); ARNO BURGI / PICTURE ALLIANCE / DPA (O.R.)



Petra Köpping, 57, Integrationsministerin in Sachsen, hat zwei Flüchtlinge aufgenommen. Die beiden Syrer sollen wegen ihrer Homosexualität in Asylbewerberunterkünften von anderen Flüchtlingen drangsaliert worden sein. Aktivisten machten Köpping auf die Situation der Männer aufmerksam, daraufhin gewährte die Sozialdemokratin den beiden Unterschlupf. „Ich habe wie viele andere Menschen in Deutschland in einer Notsituation geholfen“, sagt Köpping. „Ich habe das getan, weil ich mir wünschen würde, dass auch mir oder meinen Kindern in einer Notlage geholfen wird.“ wow

Martin Schulz, 59, Präsident des Europäischen Parlaments, wird als erster Chef einer EU-Institution nach Iran reisen. Bei dem Besuch am Dienstag will Schulz ausloten, ob das Vertrauen, das bei den Atomverhandlungen mit Iran entstanden ist, auch für die Lösung anderer regionaler Konflikte, etwa in Syrien, genutzt werden kann. Schulz wird unter anderem mit Irans Präsidenten Hassan Rohani zusammentreffen. Der SPD-Mann will über Wirtschafts- und Umweltfragen reden und über den gemeinsamen Kampf gegen den Drogenhandel. „Auch die Bereitschaft Irans, in einen Menschenrechtsdialog mit der EU zu treten, ist ein positives Signal“, sagte Schulz. mp

Steve Coogan, 49, britischer Schauspieler und Drehbuchautor („Philomena“), hat ein Wahlkampfvideo für die Labour-Partei gedreht. Ironie habe ausgedient, so der Komiker, bei ihm wachse der Zorn auf die ewige Klassengesellschaft und die postmoderne Gleichgültigkeit. Coogan sieht eine echte Chance auf eine neue Protestbewegung, vor allem bei der ökonomisch abgehängten Jugend. Nach wie vor allerdings findet er „Leute, die politisch dasselbe denken wie ich, ziemlich nervig“. es



„Eltern sollen die Kinder lieben, die sie haben, und nicht versuchen, aus ihren Kindern die zu machen, die sie gerne hätten. Wenn Erzieher, Lehrer und Kinderärzte vor diesen penetranten Eltern kapitulieren, wer schützt dann die Kinder vor ihren Eltern?“
Christiane Frees-Tillil, Potsdam

Zu viel Gedöns

Nr. 41/2015 Operation Wunderkind – Wie Eltern den Erfolg ihrer Töchter und Söhne erzwingen

Die Eltern sind nicht penetrant, denn es ist völlig normal, dass sie ihre Brut bestmöglich schützen, weiterbringen und daher immer mehr kontrollieren, um Erfolg zu garantieren. Viel interessanter wäre es, zu erläutern, wie viel Einfluss eine „Genie“-Förderung tatsächlich haben kann, wie viel an den Genen, der Selbstständigkeit und der Entwicklung eigener Fähigkeiten hängt und warum Kinder sich vielfach doch ihrer Bestimmung nach entwickeln. Interessant wäre es auch, darüber nachzudenken, was Eltern wirklich sinnvoll tun können, um ihre Kinder auf einen guten Weg für eine internationale multikulturelle Welt vorzubereiten, statt Helikopter zu spielen. Dazu kam nicht viel außer: „Lasst sie in Ruhe“.
Dirk Weiske, Stuttgart

Eine vortreffliche Darstellung der Elterngeneration Kampfhubschrauber! Phänomene wie SUV-Staus vor der Grundschule, Ranzen schleppende Eltern und sofort als Majestätsbeleidigung empfundene Kritik am eigenen Kind erlebe ich als Vater von drei Söhnen ständig bei Miteltern, die viel zu viel Gedöns um ihre Kinder machen und ihnen letztlich nichts Gutes tun. Deshalb in Abwandlung eines Pink-Floyd-Songs: „Hey parents, leave us kids alone!“
Detlev Winkelmann, Koblenz

Um sich gut zu entwickeln, brauchen Kinder Bewegung, frische Luft, gesunde Nahrung, Schlaf und liebevolles Interesse. Sie sitzen schon viel zu lange in der Schule. Ein eigenes Weltinteresse wird da nicht gefördert, sondern den Kindern eher abgewöhnt, weil sie lernen müssen, wonach sie noch nicht gefragt haben. Es entgehen ihnen Alltagserfahrungen; so gibt es immer mehr lebensuntüchtige „Kopffüßler“.
Angelica Mansky, Würzburg

Viele Eltern sind eher Opfer als Täter, Opfer eines radikalen Erfolgsdrucks, dem sie sich ausgesetzt sehen. Besonderer Druck lastet auf gut ausgebildeten Frauen, die mit der Doppelbelastung nicht genug von Wirtschaft und Gesellschaft unterstützt werden. Also: geringere Arbeitszeiten, Kitas und Kigas in den Betrieben, Schutzvorschriften für Eltern, Teilung von Führungspositionen und mehr Kinderfreundlichkeit.
Karin Denk, Münster

Beim Lesen pochte gewaltig mein Lehrerherz, das 40 Jahre lang vor allem für die Schüler schlug, und ich freute mich, auch dokumentiert durch die Aussagen dieser Achtklässler, dass bis heute Eltern und Erzieher mit Kindern und Jugendlichen nicht alles machen können, damit sie zum „Designerkind“ pervertieren. Wie Sie richtigerweise betonen, kommen solche Eltern oft mit bereits fertigen Diagnosen an und bedrängen den Lehrer, einen von ihnen ausgesuchten Weg mit dem Kind zu gehen. Oft ist es auch nur Drückebergerei vor den wirklichen Aufgaben bezüglich der Kinder wie, sie einfach lieb zu haben und sie zu begleiten, zu fördern und zu fordern.
Otto Hangleiter, Königsbronn (Bad.-Württ.)



Am Ende eines Artikels, der bunt gemischt derartig viele Variationen eines möglichen Fehlverhaltens der Elterngeneration um die vierzig aufzeigt, dass garantiert für jeden etwas dabei ist, wartet die ewige Lichtgestalt: die gute (west-)deutsche Mutter in Form von Frau Conradi. Natürlich schieben die Autoren gleich relativierend hinterher, es handle sich nicht um ein „Idealmodell“, wohl wissend, dass es genau das ist und darüber hinaus für 99 Prozent der Frauen bei uns sowieso unerreichbar – und das schon seit über hundert Jahren.
Elisabeth Köper, Göttingen

Seit 38 Jahren Klassenlehrerin von Pubertierenden, habe ich großes Verständnis dafür, dass sich Eltern in diesen Zeiten überfordert fühlen. Dennoch sollten sie ihre Kinder nicht einfach auf der Schulfußmatte abgeben und bei Misserfolg die Lehrer verantwortlich machen. Zu Hause werden oft nur die Noten abgefragt, statt ein echtes Interesse an den Inhalten zu zeigen. Es ist viel wichtiger, Selbstständigkeit und Durchhaltevermögen zu vermitteln, den Erfolg nach all den Anstrengungen gemeinsam zu genießen, als um Noten zu feilschen.
Margrid Martens, Hamburg

Helikopter- und Mozart-Eltern sind Ergebnis einer absurden Bildungspolitik sowie der immer härter werdenden Leistungsgesellschaft. Was wären denn Kitas und Grundschulen ohne engagierte Eltern? Warum sind manche Grundschulen begehrter als andere? Warum haben wir verschiedene Unterrichts- und Betreuungsmodelle und eine Schwimmhalle an der einen Schule, während die andere um vernünftige Toiletten kämpft? Welcher Chef hat Verständnis in dieser schnelllebigen Zeit, wenn man durch reduzierte Arbeitszeiten nicht sofort auf Anfragen reagieren kann? Dass es da immer mehr Eltern schwerfällt oder sie gar überfordert sind, sinnvolle Grenzen zu finden, ist doch nur verständlich.
Dana Höhne, Frankfurt am Main

Wer sagt diesen „Turboeltern“, dass man die Zukunft eines Kindes nicht planen kann? Dieser Machbarkeitsschwachsinn in der Kindererziehung ist schon erschütternd.
Ulrich Stollenwerk, Köln

Kinder haben in der Regel genügend schulische Herausforderungen. Da sollten Eltern ihnen nicht noch zusätzlichen Stress bereiten, indem sie sie zu Wunderkindern machen möchten und sich deshalb gern mit den Lehrpersonen anlegen. Für den Lernerfolg des Kindes ist es ganz entscheidend, dass Schule und Elternhaus harmonisch und vertrauensvoll zusammenarbeiten.
Gabriele Gottbrath, Rektorin i. R., Gladbeck

Ein Gefühl der Unsicherheit

Nr. 40/2015 Der Widerstand gegen Angela Merkels Flüchtlingspolitik wächst

Es macht mir Angst, dass Politiker die Statistik schönen und nur offiziell registrierte Flüchtlinge als Einreisende verzeichnen, weil sie befürchten, dass uns die tatsächlichen Zahlen in Angst versetzen könnten.
Claudia Derrez, Euskirchen (NRW)

Wenn man die Flüchtlingskrise nicht ausufern lassen will, ergeben sich Fragen: Wie kann man die Entgegennahme von Asylanträgen stoppen oder stark reduzieren und sicherstellen, dass abgelehnte Asylbewerber Deutschland umgehend verlassen?
Dierk Lübbers, Münster

Ein Staat sollte die Macht über seine Außengrenzen haben. Das ist in Deutschland derzeit nicht der Fall. Die Grenzen sind offen, niemand wird dort abgewiesen, der Asyl beantragen will, auch nicht, wenn er

ILLUSTRATION: ANDREAS KLAMM/T FÜR DEN SPIEGEL

aus einem sicheren Herkunftsland kommt. Ich sehe nicht, wie die Regierung den Widerspruch zwischen verkündeter verkraftbarer Aufnahmekapazität und tatsächlich kommender Flüchtlingszahl auflösen will. Das erzeugt ein Gefühl der Unsicherheit.
Stefan Wegner, Schwäbisch Gmünd

Mit ihrem moralischen Impetus und ihrer chaotischen Schnellschusspolitik setzt die sichtlich überforderte Kanzlerin die EU unter einen unkontrollierbaren Zugzwang. Sie legt ein unverantwortliches Tempo bar jeder Vernunft vor, mit dem Deutschland sich eklatant von seinen Partnerländern abkoppelt. Durch ihre Attitüde befeuert sie den Fluchtimpuls in Krisengebieten, der mit Lockangeboten geradezu genährt wird.
Thomas Prohn, Hamburg

Hätte eine rot-grüne Regierung die „Wir schaffen das“-Parole verkündet, dann könnte man ohne viel Fantasie vermuten, wie eine Oppositionsführerin Merkel die Regierung attackiert hätte. Mit dem sicheren Gefühl, die Mehrheit der CDU und der Wähler hinter sich zu haben.
Wolfgang Kessler, Beckenried (Schweiz)

Gmiatlich is’ nimmer

Nr. 40/2015 Seit München sein Herz entdeckt hat, bleibt kein Auge trocken

Sehr amüsant, wie Sie versuchen, sich an der Stadt München abzuarbeiten. Sie unterstellen den Münchnern, sich dem Rest der Republik überlegen zu fühlen. Das tun sie zu Recht. In welcher anderen deutschen Stadt wäre es möglich, neben Zigtausend Flüchtlingen noch Millionen Gäste zur Wiesn zu empfangen? Völlig entspannt und ohne Probleme. Sie sehen, München ist lässig und hat darin einen Sonderstatus.
Florian Meister, München

Ja, München hat von allem am meisten. Nicht nur das engagierteste Willkommen für Flüchtlinge, gegen das nichts einzuwenden ist. Es hat aber auch die meisten unbezahlbaren Wohnungen und die meisten zugezogenen vorlauten Nichtmünchner, die den Durchschnittsverdiener verdrängen. Es hat am meisten Platznot, durch ungehemmten Zuzug, Millionen Pendler,



Oktoberfestbesucher in München

Touristen und Wiesn-Besucher, die den bevorstehenden Kollaps der Infrastruktur noch anheizen. Diese Stadt ist am meisten unvorbereitet. Fragen Sie demnächst mal den ganz normalen Münchner, der sein „Mia san mia“-Selbstbewusstsein ablegen muss, weil er sein geliebtes Zuhause nicht mehr erkennt. Gmiatlich is’ nimmer.
Eva-Maria Felderer, München

Dass 2015 die Stadt immer noch als rote Bastion inmitten des schwarzen Imperiums gesehen wird, bleibt unbegründet. Seit Ende der Achtzigerjahre gewinnt die SPD bei Landtags- und Bundestagswahlen nur selten ein Direktmandat von mehreren Wahlkreisen. Bei der letzten Kommunalwahl wurde die rot-grüne Stadtregierung abgewählt, und die CSU war Siegerin bei der Stadtratswahl. In den Bezirken gibt es schon lange CSU-Grün geführte Stadtteilregierungen ohne Beteiligung der SPD. Der OB wird in Bayern als Person gewählt, und da dies eine Personenwahl ist, klaffen hier die Ergebnisse immer weit auseinander.
Marcus Lehmann, Unterhaching (Bayern)

Vieles kann ich bestätigen. Einen wichtigen Faktor haben Sie aber nicht erwähnt, der die traditionelle Offenheit verstärkt und auf neue Gruppen erweitert hat: München wurde knapp 20 Jahre lang von einer rosa-rot-grünen Koalition unter OB Christian Ude regiert, dessen großes Credo die Integration war. Die Wählervereinigung Rosa Liste gab der während der Aids-Krise gegen Lesben und Schwule sich aggressiv abgrenzenden Kommune durch ihre Forderungen kräftige Impulse. München muss sich mit seiner Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen vor keiner Großstadt mehr verstecken.
Ariane Rüdiger, München

Ich vermutete eine Ansammlung von Hmmmpfff-dadaa-Bayern-Klischees aus der Sicht hanseatischer Preißn, konnte dann erleichtert feststellen, dass Sie sehr gut und vielseitig recherchiert und die Eigenheiten der Münchner erkannt und porträtiert haben. Danke für diesen Artikel, der mich – trotz fehlenden eigenen Einsatzes für Flüchtlinge – auch heimlich ein bisschen stolz macht, in München zu leben.
Matthias Hauer, München

Zeigen, wie grotesk es war

Nr. 40/2015 „Er ist wieder da“ – Timur Vermes’ Hitler-Satire kommt ins Kino

Als Sohn eines mit 28 Jahren gefallenen Soldaten ist mir unverständlich, Jahrzehnte nach Hitler diesen Verbrecher mit Mitteln des Klamauks zu transportieren. Als Helge Schneider in einem unnötigen Film Hitler parodierte, fand das bei jüngeren Freunden bereits Zuspruch und Schenkelklopfen. Und jetzt erneut eine Geschmacklosigkeit. Aber immerhin hat Herr Kurbjuweit wenigstens Zweifel, ob der Zeitpunkt für diesen Film der richtige ist.
Hans-Christian Krieger, Buckautal (Brandenb.)



Szene aus „Er ist wieder da“

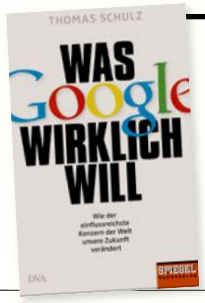
Sehr gut, mal eine andere Art der Aufarbeitung. Zeigen, wie grotesk es war. Erinnert ein wenig an Andrea Camilleris Aufarbeitung des italienischen Faschismus. Gleichzeitig bestätigt Ihr Bericht mich in der Ansicht, dass man das „Personal“ dafür in Nullkommanix wieder zusammenhätte, hier und anderswo.
Wolfgang Kasper, Rheinau (Bad.-Württ.)

Deutschland ist in keiner Weise der Sohn, das Geschöpf des „Vaters“ Hitler, auch nicht „ex negativo“. Deutschland ist radikal fähig, demokratisch und menschenfreundlich zu sein, ohne dieses bluttriefende, „väterliche“ Kontrastvorbild.
Robert Sinner, Schlieren (Schweiz)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe **(leserbriefe@spiegel.de)** gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter **www.spiegel.de** zu archivieren.

In dieser SPIEGEL-Ausgabe befindet sich im Mittelbund ein achtseitiger Beihefter der Firma Schöffel, Schwabmünchen.

FOTOS: FLORIAN GENEROTZKY / DER SPIEGEL (U.); ANNE WILK / CONSTANTIN FILM VERLEIH (O.)



Aus der SPIEGEL-Redaktion

Ob Internetsuche, Navigation oder Smartphone – fast jeder Mensch nutzt täglich ein Google-Produkt. Doch immer wieder steht der Konzern in der Kritik. SPIEGEL-Korrespondent Thomas Schulz verfügt über exklusive Zugänge und zeigt, wie Google denkt, handelt und plant, woran Google forscht und warum. Das Buch „Was Google wirklich will. Wie der einflussreichste Konzern der Welt unsere Zukunft verändert“ erscheint bei der Deutschen Verlags-Anstalt, kostet 19,99 Euro und hat 336 Seiten.

Schwarzfahren doppelt so teuer
EVAG erhöht von 40 auf 60 Euro

Aus dem Essener „Nordanzeiger“

Der russische Dirigent Walerij Gergejew in der „Süddeutschen Zeitung“: „Aber auch die lebenden Komponisten sind mir wichtig, Leute wie Thomas Adès oder mein verstorbener Freund Henri Dutilleux. Wenn überhaupt, dann ist es das, was mich ein wenig wichtiger erscheinen lässt als andere.“

Mehr tote Radfahrer im Verkehr

Aus dem „Herborner Tageblatt“

Aus der TV-Beilage „Prisma“: „Andererseits distinguiert sich ein Mann mit exquisiten Schuhen deutlicher von seinesgleichen, als das eine Frau je könnte.“



Schild an einem städtischen Fußballplatz in Bonn-Mehlem

Mit den Westen sind die Kinder einfach besser zu übersehen

Aus dem „Anzeigenkurier“ des „Uckermark Kuriers“

Selbstbehauptung und -verteidigung für Frauen und Lesben
Diese Veranstaltung wird vom Gleichstellungsbüro über das Professorinnenprogramm II des Bundes und der Länder angeboten.

Aus dem Programm für Studierende der Hochschule Neubrandenburg

Aus den „Stolberger Nachrichten“: „Wo heute auf dem Kaiserplatz noch Rabatte wild in die Höhe schießen, soll bald eine Gastronomie für Belebung sorgen.“

Österreicher setzen auf nicht ganz dichtes Deutschland

Aus der „Neuen Osnabrücker Zeitung“



Meine besten poetischen Songs.



SONY MUSIC | Spotify

Zitate

Die „Neue Zürcher Zeitung“ zum SPIEGEL*-Titel „Der Selbstmord“ über den Abgasskandal bei VW (Nr. 40/2015):*

Wir lieben den Volkswagen aus nostalgischen Gründen und schätzen die Firma aus anderen. So stark war die Nostalgie für den VW Käfer, dass der Konzern seit achtzehn Jahren einen „New Beetle“, später nur noch „Beetle“ im Programm hat, was nichts anderes als der Käfer auf Englisch ist. Der Mythos und der Fortschritt hatten sich in ein Automobil gezwängt, das halb noch aussah wie der falsche Porsche aus der Hitlerzeit und zur anderen Hälfte wie die Schokoladentabletten, die wir als Kinder horteten, die Smarties. Auf einem kalifornischen Highway sieht so etwas aus wie eine Fata Morgana. Ein gelbes Exemplar des allerneuesten Beetle wurde von sechs Männern im schwarzen Frack und mit Chapeau claque wie ein Sarg zur Beerdigung getragen, die Zeremonie war betitelt „Der Selbstmord“, und dies war das Cover des Nachrichten-Magazins DER SPIEGEL vergangene Woche. Es steht ein Paradigmenwechsel ins Haus.

Die „Süddeutsche Zeitung“ zum SPIEGEL*-Buch „Die schwarze Macht“ über den „Islamischen Staat“ und die Strategen des Terrors von* SPIEGEL*-Reporter Christoph Reuter (erschienen bei der DVA):*

Vor 15 Monaten rief Abu Bakr al-Bagdadi den „Islamischen Staat“ (IS) als „Kalifat“ aus. Inzwischen kontrolliert die IS-Terrormiliz jeweils ein Drittel Syriens und des Irak und herrscht über ein Gebiet von der Fläche Großbritanniens und etwa fünf Millionen Menschen. Das gelang noch keiner Terrorgruppe zuvor. In anderen islamischen Staaten haben radikale Islamisten einen Treueeid zu Bagdadi abgelegt. Wie war das alles möglich? Diese spannende Frage beantwortet der SPIEGEL-Korrespondent Christoph Reuter auf der Grundlage Hunderter Interviews mit Rebellen und Einheimischen, die in Kontakt zum IS standen, sowie brisanter Dokumente aus der Führungsriege des IS.

Ausgezeichnet

SPIEGEL-Redakteurin Laura Höflinger, 27, ist mit dem Georg von Holtzbrinck Preis für Wissenschaftsjournalismus in der Kategorie Nachwuchs ausgezeichnet worden. „Mit tiefer Recherche und kritischer Haltung“ gelinge es der Journalistin, „den Leser ganz nah an Wissenschaftsthemen zu bringen“, lobte die Jury.

Rentieren sich Investitionen in meine Firma auch für meine Familie?

Finden wir gemeinsam mit unseren Partnern der Genossenschaftlichen FinanzGruppe Volksbanken Raiffeisenbanken Antworten. Persönlich, fair, genossenschaftlich.

vr.de/firmenkunden

Sprechen wir über Ihre Zukunft!



H. Hankemeier, Hankemeier Gruppe,
Genossenschaftsmitglied seit 1973

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

Volksbanken
Raiffeisenbanken

Wir machen den Weg frei. Gemeinsam mit den Spezialisten der Genossenschaftlichen FinanzGruppe Volksbanken Raiffeisenbanken: DZ BANK, WGZ BANK, Bausparkasse Schwäbisch Hall, DG HYP, DZ PRIVATBANK, easyCredit, MünchenerHyp, R+V Versicherung, Union Investment, VR Leasing Gruppe, WL BANK.


Elegance is an attitude
Aishwarya Rai
LONGINES®
Longines DolceVita
Longines Deutschland
Tel.: +49 6173 606 281